



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

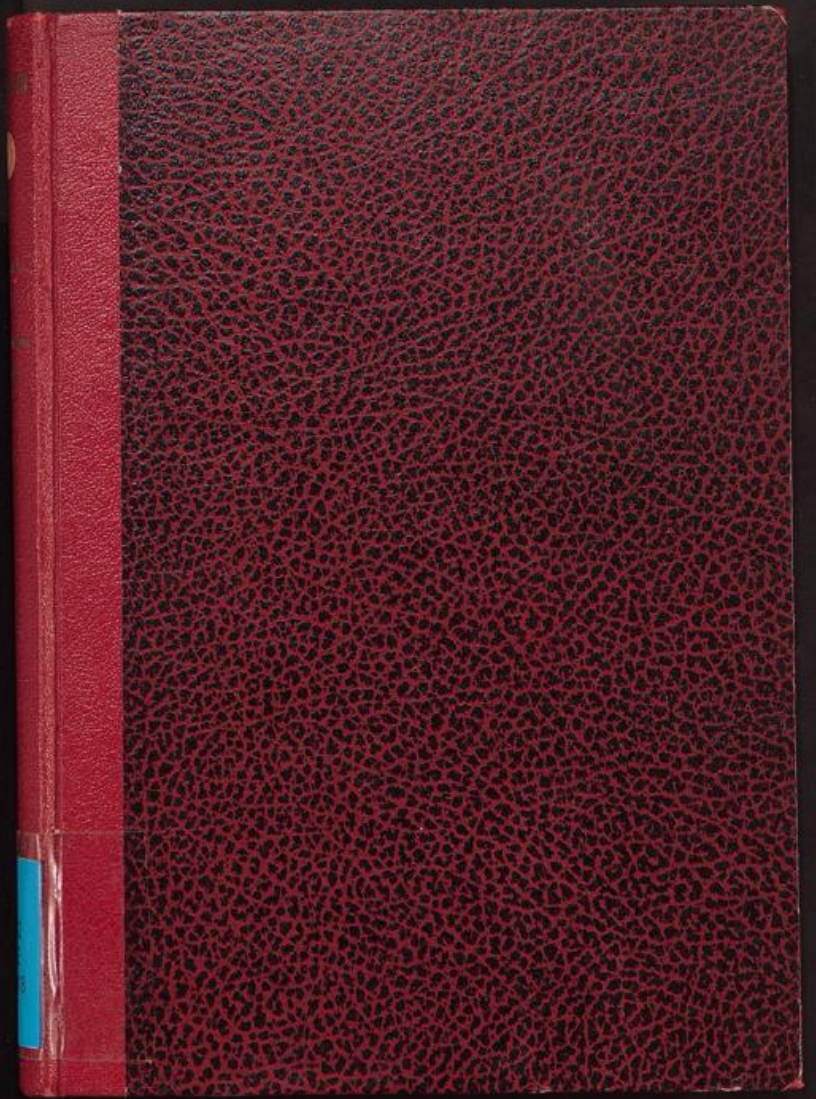
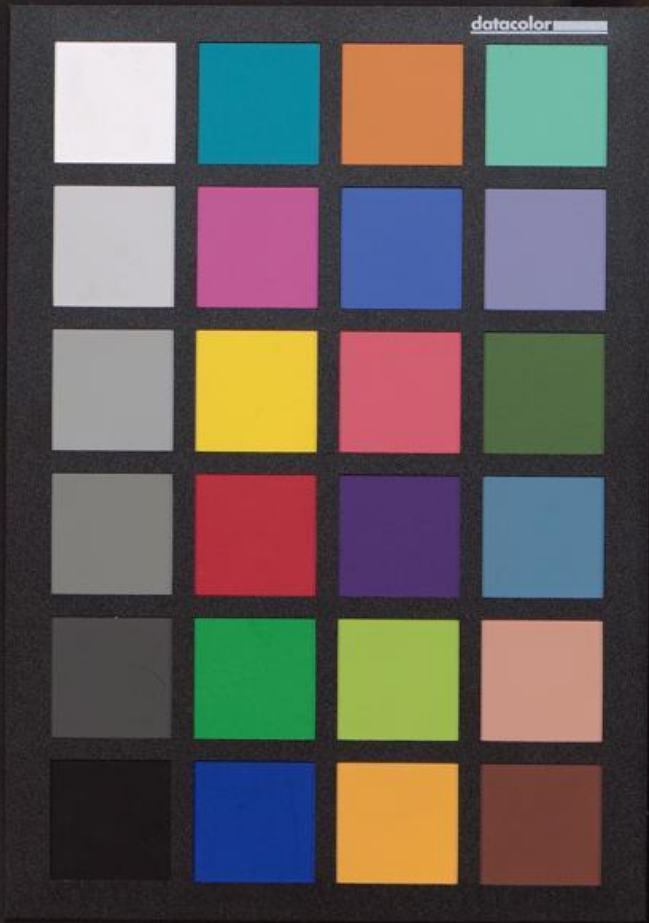
**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

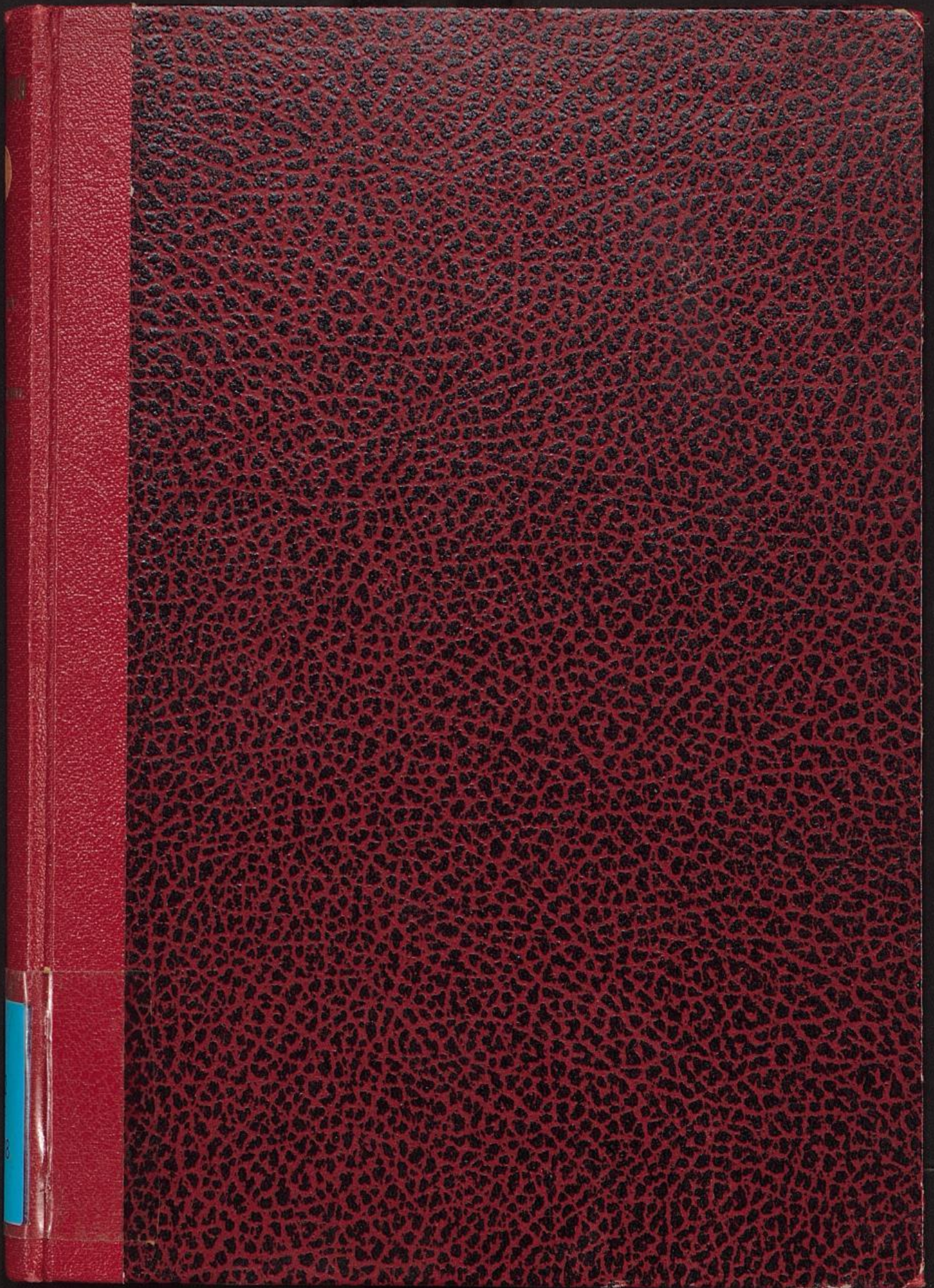
### **Unter dem Deutschen Roten Kreuz im Südafrikanischen Kriege**

**Küttner, Hermann**

**Leipzig, 1900**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-14252**







Geschenk  
an die  
Staatsbibliothek  
Bremen

52c 1619









In Dank voor uitstekende Diensten  
door Duitse Ambulance bewezen

V. H. Krüger

Verlag S. Hirzel, Leipzig.

Hel. Meisenbach Riffarth & Co., Leipzig.

14.284

Deutsche ...

...



15284

Unter dem

# Deutschen Roten Kreuz

in

## Südafrikanischen Kriege.

Von

**Dr. S. Sittner,**  
Professor an der Universität Tübingen.



Mit einer Heliogravüre und 110 Abbildungen im Text.  
Einbandzeichnung von Fritz Schumacher.

Der Reinertrag ist für das Deutsche Rote Kreuz bestimmt.

---

Leipzig  
Verlag von S. Hirzel  
1900.

Das Recht der Übersetzung ist vorbehalten.



54. C. 1619

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Meiner Mutter





## Vorwort.

Wohl selten ist Wahrheit so mit Dichtung untermischt worden wie anlässlich des Krieges, den England noch immer in Südafrika führt. Viel hat man über die Buren, über ihren Charakter, ihre Sitten, über die Fectweise beider Parteien geschrieben mit einem Urtheil, das in geradezu bewunderungswürdiger Weise durch Sachkenntnis nicht getrübt war. So kam es, daß man in unserem Vaterlande mit Sympathie und Antipathie viel zu weit gegangen ist; war doch eine Zeit lang alles, was von seiten der Engländer geschah, ungerecht und schlecht, alles, was die Buren thaten, groß und edel. Den Buren ist damit kein Gefallen geschehen, denn die Enttäuschung mußte kommen. So groß meine Sympathien noch heute für die Buren sind, so fest ich überzeugt bin, daß sie im Durchschnitt besser sind als wir, das ideale Volk, welches man in Europa und speziell in Deutschland aus ihnen hat machen wollen, sind sie nicht, können sie nicht sein. Wie es so zu gehen pflegt, ist man dann, als man an seinen Lieblingen auch schwächere Seiten entdeckte, nach der entgegengesetzten Seite zu weit gegangen und ist gegen das um seine Freiheit ringende Völkchen ungerecht geworden. Mögen die folgenden Zeilen, die niemand zu Liebe, niemand zu Leide von einem unbefangenen Beobachter beider Parteien niedergeschrieben sind, dazu beitragen, daß man die Verhältnisse in Südafrika ruhiger und sachlicher beurteilt.

Ich habe infolge der unerwartet schnell erfolgten Ordre nach China die Seereise benutzen müssen, um mein Tagebuch nach den Notizen auszuarbeiten, welche ich unter dem frischen Eindruck der Ereignisse niedergeschrieben hatte. Sehr dankbar bin ich der Verlagsbuchhandlung für die Aufnahme zahlreicher Abbildungen, welche mir über manche Schwierigkeit der Schilderung hinweghelfen. Ich verdanke Figur 56 Herrn Sekundärarzt Dr. Ringel in Hamburg, Figuren 55 und 77 der Güte des Herrn Konsulatssekretärs Ambrosat in Pretoria. Die Photographien Figuren 54, 59, 81, 83, 86, 88, 110 waren in Pretoria und Kimberley käuflich. Alle übrigen Abbildungen sind nach eigenen photographischen Aufnahmen hergestellt und haben mich manche sorgenvolle und heiße Stunde gekostet. Die Schwierigkeiten nämlich, welche das Photographieren während des Krieges in Südafrika bot, waren zum Teil außerordentlich groß. Um interessantere Aufnahmen zu bekommen, war man genötigt, den Apparat überallhin mitzuschleppen, unter Afrikas Sonne nicht immer ein Genuß. Er hat mich nach den Magersfontein-Positionen, auf die Schlachtfelder von Koedoesberg, Jacobsdal und Paardeberg, über Cronjes Notbrücke am Modderfluß, in Tropenregen und Sandsturm begleitet und ist nach treuer Pflichterfüllung als „dauernd ganz invalide“ in den Ruhestand getreten. Viele Aufnahmen mußten bei mangelhafter Beleuchtung gemacht werden, denn im Kriege hat man die Gelegenheit zu ergreifen, wie sie sich bietet. Leider sind aus diesem Grunde einige meiner interessantesten Bilder reproduktionsunfähig geworden, so z. B. Situationen aus den Gefechten am Paardeberg, freipierende Lydditebomben bei Magersfontein, die ich in früher Morgenstunde und gegen Abend bei Regen photographiert habe.

Hatte man nun glücklich seine Aufnahme in der Tasche, so kam die Freude des Entwickelns und weiteren Präparierens. Alles mußte im schlimmsten Falle als Dunkelkammer dienen, der Ochsenwagen, der Schrank, das Bett, da an ein Aufheben der Platten bis Europa wegen der Hitze, wegen des in alle Fugen dringenden Staubes und der ungünstigen Verhältnisse des Seetransportes halber nicht zu denken war. Warm und ungezieferreich ist mir auf diese

Weise manche Stunde vergangen, welche die ärztliche Thätigkeit mir freiließe, und manchesmal habe ich sorgenvoll für meine Platten gezittert, wenn der Ochsenwagen eine Drift hinunterrasselte, wenn er gar, wie es im Rhinocerosflusse passierte, umschlug, oder die Plattenkiste hoch in freier Luft schwebte, um vom Lande aufs Schiff oder vom Schiff aufs Land befördert zu werden. Sorgenfrier hat man bekanntlich ganz besonders lieb und so geht es auch mir mit meinen Photographien aus dem südafrikanischen Kriege. Ich sehe sie mit anderen Augen an wie der böse unbeteiligte Kritikus und bitte den gütigen Leser um Verzeihung, wenn ich ihm manches Bildchen vorführe, das vielleicht nicht allen Anforderungen entspricht, mir aber durch seine Entstehungsgeschichte lieb und wert geworden ist.

An Bord des Reichspostdampfers „Sachsen“,  
im September 1900.

Professor Dr. H. Küttner.



## Erstes Kapitel.

### Von Berlin nach der Delagoa-Bai.

Berlin, den 1. November 1899.

Welche Aufregung in Berlin! Führen wir denn selbst Krieg oder nur das kleine Heldenvölkchen in Südafrika, welches gegen das stolze Albion seine Unabhängigkeit verteidigt? Überall hört man nur von den Buren; im Pferdebahnwagen, im Omnibus, auf der Stadtbahn, in jedem Restaurant finden sich die verschiedenartigsten Elemente zusammen im Gespräch über Südafrika, im Schwärmen für die Buren, im Schimpfen auf die Engländer. Der größte Trubel herrscht abends auf der Friedrichstraße, wenn die Männlein und Weiblein mit „det neiste Extrablatt“ kommen, das reißenden Absatz findet. Besonders einer dieser Herolde der Weltgeschichte hat mir imponiert. Mit Stentorstimme ließ er sich vernehmen: „De Engländer haben wieder mal verd . . . . . Kloppe jekrijt. Saadeschnitt is man bloß noch een Trümmerhaufen.“ Sprach's, und weithin strahlte rötlich der Gipfel seines Gesichtsvorsprunges. Ich selbst bin durchaus nicht frei von der allgemeinen Erregung, denn vor drei Tagen habe ich den endgültigen Bescheid bekommen, daß ich als Mitglied einer Expedition des Deutschen Roten Kreuzes zu den Buren gehen soll. Diese Mission ist mir nicht nur wegen meiner Sympathien für die Buren höchst willkommen, sie läßt auch mein kriegschirurgisches Herz höher schlagen, bietet sich doch jetzt die langersehnte Gelegenheit, die Wirkung der modernen kleinkalibrigen Mantelgeschosse zu studieren. Gerade der Vergleich mit den alten Bleigeschossen, die ich während meiner Thätigkeit im

griechisch-türkischen Kriege kennen gelernt habe, verspricht sehr lehrreich zu werden.

Hängend und hangend habe ich die vierzehn Tage verbracht, welche seit der ersten Mitteilung des Centralkomitees über eine eventuell nach Transvaal zu entsendende Expedition verflossen sind. Mein verehrter Lehrer, Herr Professor v. Bruns, hatte mir in seiner gütigen Weise bereitwillig den nötigen Urlaub gegeben.

fig. 1.



Die unangenehme Verzögerung war dadurch bedingt, daß die Engländer das an den Deutschen Konsul in Pretoria gerichtete Anfragetelegramm in Durban aufgehalten und erst auf Vorstellung der Deutschen Botschaft in London weitergegeben hatten. Was bei einem Angebot internationaler Hilfe für Verwundete und Kranke so ausnehmend verdächtig und staatsgefährlich ist, bleibt mir verschlossen. Jedenfalls haben es die schuldigen Herren Engländer auf dem Gewissen, daß ich aus Ungeduld und infolge schlaflos verbrachter Nächte einige Pfund leichter geworden bin (was übrigens nichts schaden kann). Erstaunt war der Telegraphenbote, welcher

mir die endliche Zusage brachte, über die geradezu explosive Wirkung des von ihm überreichten Papierses, und befriedigt zog er ab mit den Vermitteln für einige aufs Wohl der Buren zu leerende „Schöpplere Roten“. Schnell waren die sieben Sachen gepackt, die ein rauher Kriegsmann nötig hat, und schnell vergeht hier in Berlin die Zeit mit den notwendigen Vorbereitungen für die lange Reise. Das Centralcomitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz hat uns eine für Feldzwecke vorzüglich geeignete Ausrüstung zusammengestellt, bei der selbst ein Röntgenapparat nicht fehlt, ein alter Freund, der mir schon in der Türkei gute Dienste geleistet hat. Das Personal der Expedition (Fig. 1) besteht außer mir (2) aus dem tropenerfahrenen Marine-Stabsarzt Dr. Matthiolius als Leiter (1), dem Oberarzt Dr. Hildebrandt, einem Schüler Prof. v. Esmarchs (3), den Schwestern Christine Petrat (4), Margarethe Lieberknecht (5), Johanna Wittum (6), Margarethe Held (7), den Pflegern Rachel (8), Kießling (9), Mantel (10), Ackermann\*) und Strunck. (Letzterer ist bald erkrankt und durch den Oberpfleger Eckert (11), früheren Angehörigen der Schutztruppe, ersetzt worden.) Zahllose Ärzte, Apotheker, Schwestern, freiwillige Krankenpfleger aller Stände bewerben sich noch täglich um die Teilnahme an der Expedition, ein Beweis, welches Interesse man im deutschen Volke an der Sache der Buren nimmt. England hat übrigens die Hilfe des Deutschen Roten Kreuzes dankend abgelehnt. Mir fällt dabei unser alter Studentenspruch ein: „Erstens es kommt immer anders, zweitens als man denkt.“

Neapel, den 7. November 1899.

Heute ist Ruhetag, so daß ich wieder einmal zum Schreiben komme. Allerdings würde ich lieber Tagebuch Tagebuch sein lassen und mich in den Straßen Neapels herumtreiben. Aber ich kenne das vom griechisch-türkischen Kriege her: „Was schreuen is, is schreuen“, wenn man einmal vierzehn Tage lang nichts geschrieben hat, so schreibt man auch in den nächsten vierzehn Tagen

\*) Pfleger Ackermann lag zur Zeit, als das vorstehende Bild aufgenommen wurde, an Typhus in Kimberley danieder.

nicht weiter, und schließlich wird aus dem ganzen Tagebuch nichts. Wir sind hier durch die gütige Fürsorge des Herrn Generalkonsuls von Refowsky ganz vorzüglich in der von einem Deutschen gehaltenen Pension Bourbon-Quissana untergebracht, und ich genieße vom Schreibtisch aus den wundervollen Blick auf den Meerbusen von Neapel, nicht gerade zum Vorteil meiner Schreiberei.

Die letzten Tage in Berlin sind arbeits- und abwechslungsreich vergangen. Am 3. November abends fand in der Kaiser-Wilhelms-Gedächtniskirche die feierliche Einweihung der Schwestern statt, zu der sich ein äußerst zahlreiches Publikum eingefunden hatte. Am 4. November wurden wir im Neuen Palais zu Potsdam von Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser empfangen. Seine Majestät zog uns alle gnädigst ins Gespräch, fragte mich über meine Thätigkeit in der Türkei und entließ uns mit kräftigem Händedruck. Die letzten Stunden vor der Abreise verbrachte ich mit meinen Angehörigen. Es ist eigentlich schlecht, daß man seinen Eltern und besonders seiner Mutter alle Liebe und Sorge dadurch vergilt, daß man als erwachsener Mensch in Kriege und in fremde Länder hinauszieht. Ich glaube nicht, daß man sich als Mann überhaupt in das hineindenken kann, was eine Mutter während solcher Zeiten aussteht. Jedesmal, wenn ich von meinem Temperament und der Sehnsucht nach Gottes wundervoller Natur wieder hinausgetrieben worden bin, hat mich dieser peinliche Gedanke lange nicht losgelassen.

Zum Abschiede hatte sich auf dem Anhalter Bahnhof eine große Menschenmenge eingefunden. Über die etwas wehmütige Stimmung half uns unser dicker Berliner Schaffner in bester Weise dadurch hinweg, daß er gravitatisch die Plattform eines Wagens bestieg und weithin schallend rief: „Meine Herrschaften! Einsteigen nach die Delajoa-Bai!“ Solche Leute sind doch Goldes wert; ich begreife, warum man 1870 die Berliner im Felde so gern gehabt hat. Eine „schnoddrige“ Bemerkung hilft über unangenehme Lebenslagen besser hinweg als alle Willenskraft und Philosophie.

Was soll ich von der 44 Stunden langen Eisenbahnfahrt erzählen? Viel Schmutz und Rauch, schönes Wetter, so lange nichts

zu sehen war, Nebel und Regen, wo etwas zu sehen gewesen wäre. Zollschwierigkeiten hätten wir infolge der von den Botschaften aus- gestellten Pässe eigentlich nicht haben sollen, und an der öster- reichischen Grenze war auch alles rasch erledigt. Den Italienern ist jedoch nie wohl, wenn etwas glatt und ohne Lärm abgeht. Konnten sie uns von der Wichtigkeit ihrer Person und von der praktischen Bedeutung geprägter Metalle dadurch nicht überzeugen, daß sie unsere Koffer aufrissen, so gelang es ihnen doch dadurch, daß sieben verschiedene Personen nacheinander als „directeurs de la douane“ auftraten und unsere Pässe zu sehen wünschten. Einer dieser „directeurs“ war sicherlich nicht viel mehr als ein Gepäck- träger. Wie froh waren wir, als wir endlich aus dem überfüllten Zuge heraus waren und unter der freundlichen Führung der Herren vom Deutschen Konsulat durch die Straßen Neapels fuhren!

Im Roten Meer, den 15. November 1899.

Es ist jetzt das dritte Mal, daß ich durch das Rote Meer fahre, und jedesmal habe ich mich gefragt, warum ich nicht lieber zu Haus geblieben bin. Eigentlich sollte es jetzt nicht so warm sein, aber das Rote Meer ist launisch; so angenehm kühl es an gnädigen Tagen im Sommer sein kann, so unerträglich heiß ist es bisweilen im Winter. Heute habe ich unbedingt mehr Neigung, lustschnappend an Deck zu liegen, als mich in mein Tagebuch zu vertiefen. Eben haben wir den Sinai passiert. Der Engländer sagt „Seineei“; auch nicht übel, beinahe so schön wie „Emmelfei“ (Amalfi). Im Mittelmeer hatten wir ziemlich hohe See; die wenigen Über- lebenden erfreuten sich der geringen Konkurrenz bei den Mahlzeiten und der guten Bedienung. Auf der Deutschen Ostafrika- linie gehört nämlich zu einem erträglichen Leben entschieden schlechtes Wetter.

Diese Linie verdient überhaupt, daß man sich etwas eingehender mit ihr beschäftigt, denn sie kommt nach meiner und sehr vieler anderer Überzeugung den Aufgaben, die ihr durch die staatliche

Subvention erwachsen, in nicht genügender Weise nach. Ohne weiteres soll zugegeben werden, daß wenigstens die neueren Schiffe „König“, „Herzog“, „Kronprinz“ recht gut sind und daß das Personal vom Kapitän bis zum Stewart Vorzügliches leisten würde, wenn es nicht in geradezu unhumaner Weise überlastet wäre. Der Schaden liegt in Hamburg bei der Direktion, welche die durch den Krieg geschaffenen günstigen Verhältnisse in wenig schöner Weise ausnützt, ohne Entsprechendes zu leisten. Die Schiffe werden bis auf den letzten Winkel vollgestopft, das Personal wird aber nicht entsprechend vermehrt, so daß in puncto Bedienung und Reinlichkeit namentlich in den zweiten Kajüten geradezu unleidliche Zustände entstehen. Ausnahmsweise kommt Ähnliches auch einmal bei einer besseren Linie vor, aber daß ein solcher Ausnahmezustand Monate und Monate anhält, ist einfach der deutschen Schifffahrt unwürdig. Da lobe ich mir den Norddeutschen Lloyd, der auf seiner ostasiatischen Linie längere Zeit zugesetzt hat, nur um dem deutschen Namen Ehre zu machen.

Passagier der Ostafrikalinie, sei zufrieden und bezahle! Wer nicht bezahlt, hat kein Recht. Das ist auf der ganzen Welt so, bei der genannten Linie aber auch dann, wenn es die Direktion übernommen hat, Güter ohne Bezahlung zu befördern. Aus meiner späteren Erfahrung einige Beispiele: Die deutsche Schule in Pretoria sollte eingeweiht werden. Jeder, der ein deutsches Herz in der Brust hat, weiß, was solch ein Akt im Auslande bedeutet. Aber der Termin mußte immer hinausgeschoben werden, da die Schulbänke, welche die deutsche Ostafrikalinie umsonst hatte befördern wollen, nicht kamen und nicht kamen. Schließlich verlor man die Geduld und zog Erkundigungen ein, und siehe da, die Bänke standen schon lange in Hamburg, aber andere bezahlte Ladung ging vor. Schließlich mußte die deutsche Schule in Pretoria eingeweiht werden mit Bänken, die man aus der holländischen Schule entliehen hatte. Ein anderes Beispiel: Die deutsche Ostafrikalinie hatte es übernommen, das Material für die dritte Transvaalexpedition des Deutschen Roten Kreuzes zu einem sehr ermäßigten Satz zu befördern. Das an Ort und Stelle dringend notwendige Material blieb aber in Hamburg

liegen, und es bedurfte der persönlichen Anwesenheit und aller Energie eines Mitgliedes des Centralkomitees, um die Herren zur Erfüllung ihrer Verpflichtungen zu bewegen. Solche Dinge geschehen von seiten einer Linie, welche den Vorzug staatlicher Subvention genießt. Wenn die Herren Direktoren in Hamburg diese Ehre nicht zu schätzen wissen, wie es den Anschein hat, so sollte man ihnen die Subvention entziehen. Eine Privatlinie kann thun und lassen, was sie will; mit dem Moment, wo sie vom Staat unterstützt wird, übernimmt sie erhöhte Verpflichtungen. Es ist und bleibt ein unleidlicher Zustand, daß man sich in Ost- und Südafrika von allen möglichen Ausländern über die deutsche Schifffahrt höhnische Bemerkungen gefallen lassen muß, die nicht nur vom Meide eingegeben sind.

Aden, 19. November 1899.

Eben haben wir Aden verlassen. Der Ort hat wieder einmal seinem Rufe, des Teufels Punschfessel zu sein, alle Ehre gemacht. — Ein englischer Soldat kam wie viele seiner Kameraden in die Hölle und forderte sich einen Überrock. „Frierst du vielleicht?“ fragte Beelzebub. „Ja“, sagte Tommy, „ich war in Aden in Garnison.“ Mit einer Beschreibung des interessanten Platzes, in welchem der von Europa kommende Reisende zum erstenmal wirklich erotisches Leben kennen lernt, will ich den Leser ebensowenig belästigen, wie mit einer Schilderung des lieblich duftenden Suezkanales. Jeder, der nach Asien, Ostafrika oder Australien fährt, berührt Aden, und so ist die Stadt mit ihren imposanten Wassertanks, mit ihrem Völkergemisch, ihren tauchenden und Hörner oder Felle verkaufenden Somalis schon oft der Gegenstand eingehender Schilderungen gewesen. Die Anlage der in ein felsenthal hineingemauerten riesigen Wasserbecken ist großartig. In ihnen sammelt sich bei den seltenen, aber enorm starken Regengüssen das kostbare Naß, mit dem der Adenbürger ebenso sparsam umgeht, wie der europäische Weinkellerbesitzer mit seinen besten Marken. In der Nähe der Wassertanks findet das suchende Auge auch das einzige Grün, den Garten von

Uden, in Gestalt einiger dürftiger, halb verdursteter Bäumchen und Sträucher, welche durch zahlreiche Tafeln dem Schutze des Publikums empfohlen werden. Trotz der enormen Hitze ist die vom Hafenplatz durch hohe Felsen getrennte Stadt infolge ihrer Trockenheit relativ gesund. Vorzüglich ist die Polizei. Der Sicherheitsdienst wird von baumlangen Jüdern ausgeübt, die Stock und Peitsche zur rechten Zeit und am rechten Platze anzuwenden wissen; den Gesundheitsdienst verrichten die zahlreichen Nasgeier, welche geschont werden und allen Unrat mit einer Accurateffe entfernen, die für das Straßenreinigungswesen mancher Großstadt vorbildlich sein könnte.

Viel hat man in Uden von den sehr waschechten Juden zu leiden, die mit Straußenfedern handeln oder mit großen Geldsäcken als Wechsler umherziehen. Als mir einer dieser Herren für ein englisches Pfundstück sieben anstatt fünfzehn Rupien geben wollte, erbosten sich sogar einige Somalibengels, die mir nachgelaufen waren. Der frechste der kleinen Kerle grinste mich aus seinem schokoladebraunen Gesicht mit wundervollen Zähnen an und sagte: „Give me sixpence I shall fight him.“ Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, und nun fielen die Knirpse derartig über den Juden her, daß ich einen furchtbaren Schreck bekam und schleunigst intervenierte. Für das dargereichte Schmerzensgeld bedankte sich der Jude überschwenglich und sagte, so gnädig ginge es meist nicht ab, die Somalijungen wollten doch auch ihr Verdienst und ihr Vergnügen haben. Ich bat diesem Philosophen im Stillen alles ab, was ich ihm vorher an den Kragen gewünscht hatte.

---

Auf dem Indischen Ocean, den 28. November 1899.

Wenn es möglich wäre, würde ich heute noch mehr als sonst stolz darauf sein, daß ich ein Deutscher bin. Fünf Jahre sind vergangen, seit ich unsere ostafrikanische Kolonie zum letztenmal gesehen habe, und ich bin im höchsten Grade erstaunt und erfreut über die Fortschritte, welche seitdem gemacht worden sind. Damals war Tanga ein elendes Negerdorf mit einer relativ großen Gar-

nison, heute ist es ein blühender Platz, der mit seinen hübschen Anlagen und Gebäuden inmitten der großartigen, üppigen Tropennatur einen unvergeßlichen Eindruck macht. Das Negerdorf hat breite, saubere Straßen bekommen, die Eingeborenen zeigen sich zutraulich und freundlich, die Verhältnisse sind ruhig und sicher geworden, so daß die Garnison zurückgezogen und durch eine Polizeitruppe ersetzt werden konnte.

Den gleichen Eindruck des Fortschrittes hat man in Dar-es-Salaam, welches ein wahres Schmuckkästchen geworden ist. Die Holländer und Franzosen, mit denen ich an Land ging, brachen in Ausrufe unverhohlenen Entzückens aus, als wir die herrlichen Anlagen um den Gouvernementspalast und das Hospital durchwanderten. Gefolgt waren wir von einer Schar sauber gekleideter, hübscher Negerkinder, die uns mit den wenigen deutschen Brocken, die sie aufgeschnappt hatten, stolz erklärten, dieses Denkmal sei Kaiser Wilhelm und dies der „Bwana kuba sana“, der ganz große Herr — Bismarck. Viel deutsch lernt der Eingeborene in unseren Kolonien nicht, denn der deutsche Kolonist unterscheidet sich (meiner Ansicht nach vorteilhaft) von dem Engländer dadurch, daß er sich in kurzer Zeit die Landessprache aneignet und dadurch dem Eingeborenen näher tritt.

Man braucht kein sonderlicher Kolonialschwärmer zu sein, um einzusehen, daß unsere koloniale Entwicklung auf gutem Wege ist. Natürlich können wir uns noch nicht mit den Engländern vergleichen, aber man muß auch bedenken, daß wir nur so viel Jahrzehnte wie die Engländer Jahrhunderte kolonialer Lehrzeit hinter uns haben. Daß im Anfang manche Fehler gemacht worden sind und daß manches auch jetzt noch anders sein könnte, wird den Einsichtigen nicht abhalten, vertrauensvoll in die Zukunft zu blicken; fangen wir doch endlich an, unsere besten Elemente herauszuschicken und auch für die Erhaltung der Nationalität bei den Deutschen im Auslande mehr zu thun. Neulich hörte ich in einer mittelgroßen Stadt der Heimat einige stimmberedigte Viertischphilister über unsere auswärtige Politik herziehen und konnte den Wunsch nicht unterdrücken, man möchte diesen Zeitgenossen ihren bis zum Kirchturm

reichenden Horizont dadurch erweitern, daß man sie auf ein deutsches Schiff packte und ihnen einmal ad oculos demonstrierte, was deutscher Handel, deutsche Industrie und Schifffahrt überhaupt bedeutet. Einer dieser Herren ist, wie ich höre, bald nach jenem Gespräch in Kiel gewesen und hat dort zum erstenmale ein deutsches Kriegsschiff gesehen. Dieser Anblick allein soll genügt haben, ihn in seiner Selbstherrlichkeit und Allwissenheit wesentlich zu erschüttern. Wann wird es uns Deutschen endlich gelingen, uns zu höheren nationalen Gesichtspunkten aufzuschwingen! Es ist traurig, daß wir von Engländern und Franzosen in dieser Hinsicht noch so viel lernen können.

Zanzibar war schön wie immer. Leider ist der malerische Sultanspalast nicht mehr; er ist unter den Granaten der englischen Kriegsschiffe ein Trümmerhaufen geworden. An jene Kämpfe erinnern auch die aus dem Meere hervorragenden Masten der kleinen arabischen Sultansjacht, deren Besatzung todesmutig bis zum Untergange kämpfte und von dem sinkenden Schiff noch dreimal die alten Geschütze gegen den überlegenen Feind abfeuerte.

Beira, den 4. Dezember 1899.

Welch ein Schicksal, in dem langweiligen Beira drei Tage liegen zu müssen, wenn man die endliche Ankunft am Bestimmungs-orte nicht erwarten kann. Ich vertreibe mir die Zeit mit Photographieren; namentlich das Vieh, welches in Gurten hängend vom Schiff in die Transportfähne hinunterschwebt, bietet dem Momentphotographen interessante Probleme (Fig. 2).

An Bord kursieren die widersprechendsten Gerüchte über den Krieg. Die Engländer erklären mit bewundernswerter Beharrlichkeit, daß es very bad for the boers stünde und daß man das Weihnachtsfest in Pretoria feiern werde. Nicht minder siegesgewiß sind die dem Vaterlande zu Hilfe eilenden jungen Transvaaler und die vielen an Bord befindlichen Deutschen, Holländer und Franzosen, welche in Südafrika auf Burenseite das Kriegsglück versuchen wollen. Im übrigen vertragen sich Freunde und Feinde recht gut und machen scherzend miteinander aus, wie sie sich gegen-

seitig totschießen werden. Aus dem Scherz ist bitterer Ernst geworden. Wie manchen dieser jungen, lebenslustigen Menschen habe ich nicht wiedergesehen, wie oft habe ich später in Deutschland den Brief einer trauernden Mutter beantworten müssen, die seit vielen, vielen Monaten von ihrem in fremder Erde längst vermoderten Kinde nichts mehr gehört hatte.

In Mozambique bin ich an Land gewesen; es hat sich in den letzten fünf Jahren wenig verändert. Die Stille des Todes bezeichnet die Stätte, an der der Portugiese schalten und walten darf, wie es ihm gefällt. Glücklicherweise hat Portugal in Beira und Lorenzo-Marquez nicht viel zu sagen, sonst wäre es auch um diese Städte schlecht bestellt. Die zum fruchtbaren Sambesigebiet gehörenden Plätze Quelimane und Chinde haben genug unter der Mißwirtschaft zu leiden. Neuerdings haben die Portugiesen folgendes geniale Raubsystem erfunden. Sie teilen das Land in einzelne Bezirke, sogenannte „Prazos“, und verpachten dieselben hoch an verschiedene Gesellschaften, denen sie auf dem betreffenden Gebiet vollständige Hoheitsrechte einräumen. Der Kaffer, der seine Produkte zur Küste bringt, muß verschiedene Prazos passieren und an jeder Grenze hohe Abgaben entrichten, wenn er nicht will, daß ihm seine Waren konfisziert werden. Die Folge ist, daß z. B. die Ausfuhr von Erdnüssen von 50 000 auf 15 000 Sack im Jahr zurückgegangen ist, wie mir von sachkundiger Seite versichert wurde.

Après nous le déluge; hoffentlich kommt es recht bald.

Beira ist größer und zivilisierter geworden, wenn es auch nicht das gehalten hat, was es vor fünf Jahren versprach. Damals hatte man den Eindruck, in Wildwest zu sein. In kürzester Zeit war eine Kolonie von Wellblechhäusern um den Ausgangspunkt der Mashonaland-Bahn entstanden. Auf den Straßen traf man die prächtigen, verwegenen Gestalten der Goldgräber, welche Mashona- und Matabeleland den



fig. 2.

Eingeborenen entrißen hatten. Die Preise waren enorme. Die Taschen voll Gold kamen die Digger aus dem Inneren und warfen die sauer erworbenen Schätze buchstäblich zum Fenster hinaus. In einer Bar sah ich drei malerische Gestalten sitzen, in Hemdsärmeln, den Revolver im Gurt, voll des süßen Weines. Da man nichts mehr trinken konnte, wurde der Tisch mit Sektflaschen vollgestellt und dann mit der Nilpferdpeitsche so lange dazwischen gehauen, bis alles in Scherben war. Ich wünschte, ich hätte das Geld, was dieser Spaß gekostet hat. War alles durchgebracht, so zog man in die fieberreiche Wildnis zurück, bettelarm, aber guten Mutes. Jetzt ist man in Beira zahmer und solider geworden, denn die Goldfelder in Mashona- und Matabeleland haben sich nicht als so erträglich erwiesen, wie die Chartered-Company gehofft hatte. Sollte man deshalb vielleicht Appetit auf Johannesburg bekommen haben?

Sehr schade ist es, daß die prachtvollen Wildbestände Beiras so erheblich zurückgegangen sind, weniger infolge schonungslosen Jagens, als infolge der Rinderpest, die namentlich unter den riesigen Kafferbüffeln furchtbar aufgeräumt hat. Was übrigens die Rinderpest anbelangt, so wird das so vielfach geschmähte und doch so große Verdienst unseres Landsmannes Robert Koch jetzt ziemlich allgemein auch von englischer Seite anerkannt. Durch Schaden ist man klug geworden.

## Zweites Kapitel.

### Durch Transvaal und den Oranje-Freistaat nach Jacobsdal.

Pretoria, den 8. Dezember 1899.

Heute ist mir geradezu pudelwohl. Vor einigen Stunden bin ich in Pretoria angekommen, schmutzig und schmierig, nicht zum Ansehen, und jetzt sitze ich in dem eleganten Wohnzimmer meines liebenswürdigen Wirtes, des Herrn Ingenieur Werner, sauber und rein „wie'n gewaschenes Engelein“. Das Bad nach dem Staub und der Hitze war geradezu eine Schlemmerei, und Herrn Werners Weinkeller ist auch nicht von Pappe. Verehrtes Tagebuch, meine glückliche Stimmung soll dir nach langer Vernachlässigung wieder zu deinem Rechte verhelfen.

Gott sei Dank, jetzt sind wir doch wenigstens in Transvaal; lange genug hat's gedauert. Kaum hatten wir Beira verlassen, so bemerkten wir, daß wir uns dem Kriegsschauplatze näherten. Am 6. Dezember fünf Uhr morgens wachte ich vom Stoppen der Maschine, von unruhigem Hin- und Hergetrappel an Deck auf. Im Schlafanzug stürze ich nach oben und sehe im Halbdunkel Gestalten am Schiff in die Höhe kriechen und über die Reeling springen. Siebt's denn hier Seeräuber? Ah, Pardon, die Herren sind englische Offiziere von H. M. S. „Magicienne“ und wollen uns nur ein bißchen auf Kriegskontrebande untersuchen. Da man nichts findet, verabschiedet man sich höflich und läßt uns weiter das göttliche Meer durchpflügen. (Später wurde den Herren das einfache Inspizieren zu eintönig, unsere beiden Nachfolger, die Schiffe „Bundesrat“ und „Herzog“ waren bekanntlich so verdächtig, daß sie nach

Durban geschleppt werden mußten, ein Vergnügen, das den Herren Engländern für sehr vieles Geld einige diplomatische Denkfettel eingetragen hat.) Also wie gesagt, wir kamen noch gnädig davon und gingen am 6. Dezember vier Uhr nachmittags in der Delagoa-Bai vor Anker.

Lorenço-Marques hat sich außerordentlich verändert. Als ich vor fünf Jahren hier war, ging alles drunter und drüber. Die Kaffern hatten sich gegen die Portugiesen empört, was ich als Kaffer auch gethan hätte, und hielten die Stadt umzingelt. Barrikaden waren von den Portugiesen errichtet worden, die Geschütze standen mitten in den Straßen, kurz, es sah furchtbar kriegerisch aus. Eigentümlicherweise imponierte das den Kaffern ganz und gar nicht, sie erfrechten sich sogar, am hellen Tage in die Stadt einzubrechen, Bahnarbeiter umzubringen und sich in den Bars gütlich zu thun. Die Ohnmacht der Portugiesen war einfach lächerlich. Jetzt ist die damals noch unvollendete Bahn nach Pretoria fertig gestellt, und Lorenço-Marques ist eine blühende Stadt geworden. Reizende Villen bedecken die Hügel, von denen man damals die Lagerfeuer der Kaffern sehen konnte, Handel und Wandel hat sich gehoben, wobei den beiden letzten portugiesischen Gouverneuren ein großes Verdienst nicht abgesprochen werden darf, auf dem Hafen herrscht ein flottcs, jetzt allerdings infolge der vielen Kriegsschiffe wenig friedliches Leben.

Bei unserer Ankunft wurden wir von dem deutschen Konsul Graf Hardenberg in Empfang genommen. Wir fanden alle Vorbereitungen zu unserer Weiterbeförderung bereits getroffen und waren dem Herrn Konsul herzlich dankbar dafür. Wie er uns erzählte, hatte er von Seiten des portugiesischen Generalgouverneurs ferreira und von Seiten der Generaldirektion der Eisenbahn alles Entgegenkommen gefunden. Die Gesellschaft, welche die Bahn von Pretoria nach Lorenço-Marques betreibt, führt den etwas schwierigen Namen: „Nederlandsche-Zuid-Afrikaansche Spoorweg-Maatschappij“. Da Zeit Geld ist, sagt man einfach Jasm (Z.A.S.M.). Den 7. Dezember morgens vier Uhr verluden wir höchst eigenhändig unsere sämtlichen Kollis vom Schiff in den für uns bereitstehenden Sonderzug und wurden hier zum erstenmal mit dem obersten südafrikanischen

Grundsätze bekannt, der lautet: „Hilf dir selbst“. Das Schleppen der schweren, jedoch mit praktischen Handhaben versehenen Kisten und Kasten ist uns nie so wenig angenehm und nie so sehr gesund gewesen, als nach der langen Seereise, welche zu einer fettigen Entartung der gesamten Körpermuskulatur geführt hatte. Ein riesiger, zahmer Davian sah uns bei der Arbeit zu und verwandelte durch seine lustigen Sprünge manches Stöhnen in fröhliches Lachen.

Um sieben Uhr war alles klar, und wir dampften gemeinschaftlich mit einer großen holländischen Expedition des Roten Kreuzes hinein in das Innere Afrikas. Der Sonderzug hatte die große Annehmlichkeit, daß wir auch des Nachts fahren konnten, während im übrigen der Nachtbetrieb der unsicheren Verhältnisse halber eingestellt ist. Eigentlich sollten nur die beiden Expeditionen des Roten Kreuzes befördert werden, aber es fanden sich noch einige frühere deutsche Offiziere und andere blutdürstige Kombattanten ein, die Zeit gewinnen und unangenehme Kontrollen entgehen wollten. An welchem stillen Orte sich die Herren auf verdächtigen Stationen und besonders auf der Grenze verborgen gehalten haben, wird der Leser vielleicht erraten.

Die Fahrt war im höchsten Grade interessant. Zunächst führt die Bahn durch sumpfiges Terrain mit üppiger Tropenvegetation. Ungeheure Heuschreckenschwärme erheben sich rauschend vor der Maschine, in dichten Scharen fliegen die erschrockenen Tiere gegen den Zug, dringen durch Fenster und Thüren und fallen in Menge auf die Plattformen nieder. Allmählich ändert sich das Gelände; die üppige Tropenlandschaft macht dem Buschfelde Platz, das sich hunderte von Meilen weit ins Land hinein erstreckt. Größtenteils besteht der Busch aus Dornensträuchern und -bäumen. In das undurchdringliche Dickicht sind weite, freie Grasplätze eingestreut, die nur von einzelnen, meist besonders starken Stämmen bestanden zu sein pflegen (Fig. 5). Man unterscheidet in Südafrika Haken- und Stehdornen. Am gefürchtetsten sind die ersteren, weil sie mit ihren Widerhaken alles festhalten, was in ihre Nähe kommt. „Wachteenbitje“ (Wart ein wenig) nennt der Bur den *Asparagus capensis*, aus dessen Klauen man ohne größere Einbuße an Be-

Kleidungsstoffen nicht loskommt. Da sich für den Buren mit dem Begriff „Kaffer“ alles verbindet, was außergewöhnlich scheußlich ist, so nennt er eine Dornart mit ganz besonders gefährlichen, zolllangen Widerhaken „Kafferwachteenbitje“.

In dieses Buschfeld hat sich vor den Verfolgungen des Menschen die reiche Tierwelt zurückgezogen, welche ursprünglich den ganzen Süden Afrikas bevölkerte. Die Gegenden, welche unser Zug durch

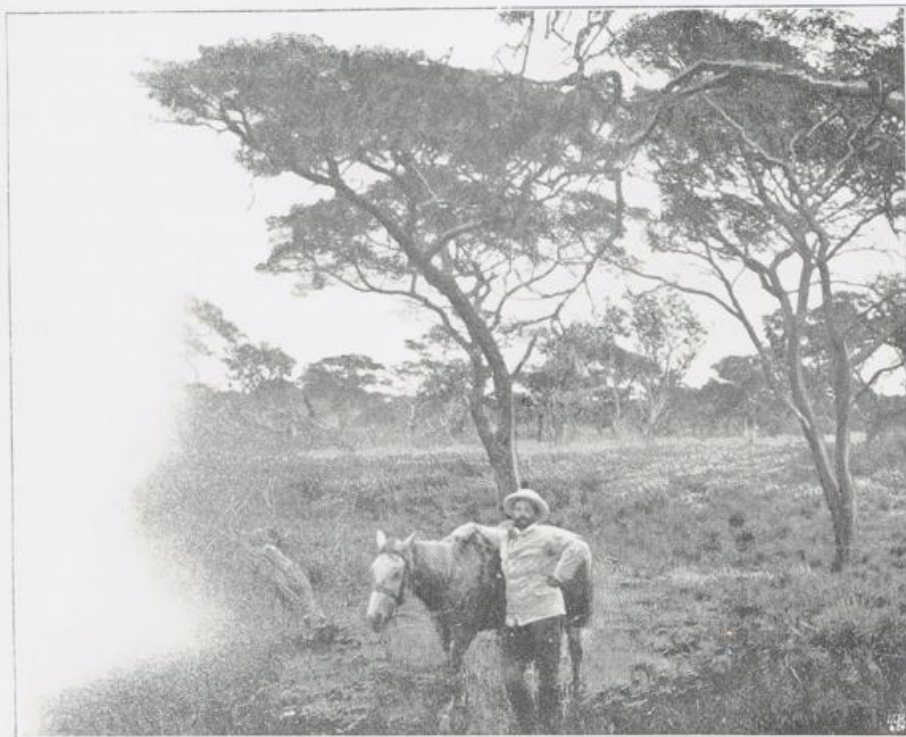


fig. 3.

eilt, bieten nicht nur durch das Dornendickicht, sondern auch durch das furchtbare Klima den Tieren Schutz vor ihrem schlimmsten Feinde. Überall sieht man neben der Eisenbahnlinie die Gräber der unglücklichen Erbauer, die bei ihrer Kulturarbeit dem hier so ausnehmend böartigen Fieber erlegen sind. Nur in den Wintermonaten Juli und August können Jagderpeditionen es wagen, in diese für den Europäer unbewohnbaren Regionen vorzudringen; die Jäger werden belohnt durch überreiche Ausbeute. Die verschiedensten

Antilopenarten bevölkern das Buschfeld. Neben dem zierlichen Busch- und Rooibock (Melampas-Antilope) findet sich das wilde Gnu, das Haartebeest, der Wasser- und Säbelbock. Auch Giraffen kommen hier noch vor, und der besonders vom Glück begünstigte Weidmann begegnet dem Elefanten und dem Rhinoceros. Wo viel Wild ist, fehlt auch das Raubzeug nicht. Der heimtückische Geselle, der Leopard, ist überall zu finden, und allnächtlich hört man das Brüllen des Löwen. Einzelne große Antilopen sahen wir vor dem daherbrausenden Zuge flüchten, und mit dem Glase erkannten wir im Komati zwei friedlich badende Flußpferde.

Höher und höher steigen wir empor. Das eintönige Buschfeld geht in eine wilde, großartige Gebirgslandschaft über. Zwischen steilen Felswänden windet sich der Schienenstrang hindurch. Baumartige Akazien und stachelige Aloes bedecken die von Affenherden bevölkerten Hänge, und in der Tiefe braust über Felsblöcke hinweg der Krokodilfluß. Nur zu früh zwingt uns die Dunkelheit, von dem herrlichen Bilde Abschied zu nehmen.

Inzwischen haben wir die Grenze von Portugiesisch-Südosafrika und Transvaal überschritten. Komatipoort ist die Grenzstation, ein Fiebernest, in welchem niemand wohnt, der nicht dazu gezwungen wird. Das hier stationierte Wachtkommando der Buren empfing uns enthusiastisch, der alte, härtige Veldkornet hielt eine Begrüßungsrede, die uns in ihrer schlichten, offenen Herzlichkeit lebhaft berührte. Prächtige Gestalten sind diese bis an die Zähne bewaffneten Buren, welche die Grenze und die über den Komati fluß führende große Brücke bewachen. Der alte Veldkornet mustert hier alles, was in die Dienste des Burenheeres treten will. Neulich kamen einige junge ausländische Offiziere und priesen ihre hohen militärischen Eigenschaften. Mit stoischer Ruhe hörte der Alte sie an; als sie geendet hatten, fragte er: „Könnt ihr ein Pferd reiten und schießen?“ Natürlich konnten sie es und wie! „Wollen mal sehen“, sagte der Bur. „Seht ihr den kleinen Stein dort? Die Distanz ist 200 Yards, hier ist mein Mauser.“ Weit über das Ziel hinaus flogen die Geschosse der beiden Marsöhne. Da nahm der Alte ruhig das Gewehr, zielte und weg war der Stein. (Als wir nach Beendigung unserer

Thätigkeit wieder durch Komatipoort kamen, fragte ich nach unserem alten Freunde. Er war gestorben mit mehr als der Hälfte seiner prächtigen Mannschaft, in treuer Pflichterfüllung waren sie dem mörderischen Klima erlegen.)

Von Komatipoort ging es in einem wahren Triumphzuge durchs Burenland. Auf jeder Station begrüßte uns die Bevölkerung mit Hochrufen und Tücherschwenken. Die Männer, soweit sie nicht im Kriege waren, hatten ihre Flinten mitgebracht und feuerten uns zu Ehren Schuß um Schuß, auch Knaben, kleiner als ihr Schießgewehr, knallten wacker in die Lüste. In Waterval boven, das durch eine Zahnradbahn mit Waterval onder (oberer bezw. unterer Wasserfall) verbunden ist, empfing uns die deutsche und die holländische Kolonie mit großer Feierlichkeit, in Belfast, dem höchsten, 7600 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Orte Transvaals, überreichten uns Burenfrauen und -mädchen Brot und Milch. Den Burinnen habe ich sehr viel abzubitten. Ich hatte mir vierschrotige Bauerngestalten mit wesentlich mehr inneren als äußeren Vorzügen vorgestellt und war nun aufs angenehmste überrascht, als ich das Glas Milch von einem reizenden, schwarzäugigen Backfischchen, das Brot von einer

Blondine überreicht erhielt, die Rubens nicht ungemalt fortgelassen hätte. Der erste Eindruck hat mich nicht getäuscht, ich werde noch öfters das Loblied der Burin zu singen haben. Damit der freundliche Leser mich aber nicht des unberechtigten Enthusiasmus für schuldig halte, zeige ich ihm als Beispiel das Bild eines jungen Burenmädchens, welches später in unserem Jacobsdaler Hospital als freiwillige Krankenpflegerin Dienste gethan hat (Fig. 4). Wäre ich ein ebenso geschickter Photograph, wie ich ein begeisterter Verehrer der



Fig. 4.

Frauen bin, so wäre das Bild wohl besser und vorteilhafter d. h. der Wirklichkeit mehr entsprechend ausgefallen.

Wenn man Tagebuch schreibt, soll man nicht auf das schönere Geschlecht zu sprechen kommen, denn sonst verliert man ohne Gnade den Faden der Erzählung. Ich bitte deshalb den geneigten Leser um Verzeihung, die lebenswürdige Leserin hat mir bereits verziehen. Über all' den wohlthuenden Kundgebungen war die Nacht hereingebrochen, und ermüdet von den vielen neuen Eindrücken schliefen wir ein. Bis in den frühen Morgen haben, wie wir später hörten, die Buren noch auf den Stationen gestanden und haben entblößten Hauptes den still gewordenen Zug an sich vorbei passieren lassen.

Als wir bei Tagesanbruch erwachten, glaubten wir in einem anderen Erdteil zu sein. Wo ist die herrliche Landschaft geblieben, von der wir gestern mit scheidender Sonne ungern uns trennten? Unendlich weit dehnt sich vor dem Auge die eintönige, grasbedeckte Steppe, nur selten unterbrochen von einem niedrigen, dachförmigen Steinhügel oder einer kleinen, baumumstandenen Farm. Wir befinden uns auf dem Hochplateau von Transvaal; ich muß gestehen, ich habe es mir schöner gedacht. Nach einigen Stunden wird das Landschaftsbild wieder reizvoller, die Gegend wird bevölkerter, villenartige, von hübschen Gärten umgebene Gebäude tauchen auf, und plötzlich liegt vor uns in dem weiten Thale zwischen den Witwatersrand- und Magaliesbergen die Gartenstadt Pretoria, ein freundlicher und wohlthuender Anblick nach der langweiligen, öden Steppe.

Auf dem Bahnhof empfing uns mit Hochrufen eine nach vielen Hunderten zählende Menschenmenge. Die deutsche Kolonie, an ihrer Spitze Herr Konsul Biermann und seine Gattin, nahm sich unser in lebenswürdigster Weise an, und schnell waren wir, jeder von einem anderen Wirte, in eine Droschke gepackt, um in Bälde grenzenlos verwöhnt zu werden. Wenn das Kriegsleben so angenehm weitergeht, wie es angefangen hat, werde ich Landsknecht. Jetzt aber Buch zu, denn soeben hat sich mein gütiger Gastgeber, Herr Werner, ans Klavier gesetzt und beginnt so meisterhaft eine Beethovensche Symphonie, daß ich unmusikalisch wie Lobengula, sein Hofhund, sein müßte, wollte ich mit Schreiben fortfahren.

Pretoria, den 10. Dezember 1899.

Morgen nachmittag geht es weiter. Es wird gewünscht, daß wir in den Oranje-Freistaat ziehen, während die holländische Ambulanz in Natal thätig sein soll.

Mancherlei giebt es noch von Pretoria zu erzählen. Die Stadt ist ein eigentümliches Gemisch von Dorf und Großstadt (fig. 5). Auf den regelmäßigen, breiten, aber ungepflasterten Straßen sieht man neben den Schienensträngen der Straßenbahnen Ochsen- und Schafherden daher trotten. Auf dem Marktplatz bivouakieren bei ihren Ochsenwagen die



Buren nebst ihren Familien, und dicht daneben steht eine große, moderne Markthalle. Die ganze Stadt ist elektrisch beleuchtet, auf der Hauptgeschäftstraße, der Kerkstraat, herrscht auch jetzt noch ein reges Leben, obwohl infolge des Krieges viele englische Läden geschlossen und viele Häuser verlassen sind. Hier begegnet man neben der eleganten Lady der einfachen Burenfrau, neben dem modernen Gigerl dem härtigen Buren mit Gewehr und Patronengurt. Der Gesamteindruck ist ein sauberer und freundlicher; sehr hübsch sind die Seitenstraßen und die Vorstädte Arcadia und Sunnyside, deren villenartige Häuser vollständig verdeckt werden von gut gehaltenen, in aller Üppigkeit der subtropischen Vegetation prangenden Gärten. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist staunenswert; daß ein Euka-

lyptusbaum in zwei bis drei Jahren eine Höhe von zehn Metern erreicht, ist keine Seltenheit. Viele mächtige Gebäude unterbrechen die Reihe meist einstöckiger, den klimatischen Verhältnissen angepasster Häuser. Besonders stattlich sind die auf dem Kerkplein (Kirchplatz) um die schmucklose, holländisch-reformierte Kirche gruppierten Regierungspaläste, unter denen besonders der Raadzaal zu nennen ist.

Vorzüglich ist die Wasserversorgung Pretorias; die 1891 eröffneten Wasserwerke liefern ein fast bakterienfreies Naß, wie man es besser in ganz Südafrika nicht findet. Trotzdem ist Pretoria kein gesunder Platz; namentlich in den tiefer gelegenen Stadtteilen herrscht viel Malaria. Manche hochmoderne Einrichtung gereicht der Stadt und ihrer Verwaltung zur Ehre, so die Staatsbibliothek, das öffentliche Museum, die großen, hygienisch erbauten Schulen, das sehr schöne Volkshospital und vieles andere. So ganz verschlossen gegen alle Aufgaben der Kultur, wie die Engländer behaupten, scheint das Bürenvolk doch nicht zu sein.

Freundliche Aufnahme haben wir jederzeit im Hause des deutschen Konsuls und in dem gemütlichen Deutschen Klub gefunden, wo die aus etwa 500 Köpfen bestehende deutsche Kolonie echt vaterländische Gesinnung und Gastfreiheit pflegt. Manche einflußreiche Persönlichkeit befindet sich unter unseren Landsleuten, deutscher Handel, deutsche Technik und Industrie sind in Pretoria ebenso geachtet, wie überall in der Welt. Die sechs Forts, welche die Stadt schützend umgeben, sind von meinem lebenswürdigen Wirt, Herrn Werner, zusammen mit einem anderen Deutschen, Herrn von Dewitz, erbaut worden.

Die angenehmste Überraschung wurde uns schon am Tage unserer Ankunft durch die Nachricht zu teil, daß der Herr Staatspräsident uns baldigst zu sehen wünsche. Am Nachmittag des 8. Dezember pünktlich drei Uhr wurden wir vorgestellt. Ich kann mir nicht denken, daß ich in Südafrika noch etwas Interessanteres erleben werde, als diesen Besuch beim vielgerühmten und vielgeschmähten Om Paul. Weder der Empfang beim jetzt ermordeten Sultan von Zanzibar, noch das feenhafte Festdiner beim Padischah

in Konstantinopel hat mir einen so nachhaltigen Eindruck gemacht wie die Viertelstunde, welche ich beim alten, einfachen Präsidenten der Südafrikanischen Republik verlebt habe. In einem bequemen Lehnstuhl fanden wir eine riesige, gebückte Gestalt, die auf unser Eintreten in keiner Weise reagierte: der mächtige Kopf des Präsidenten war gesenkt; seine groteske Häßlichkeit wurde vermehrt durch eine große, schwarze Brille, die von den Augen nichts erkennen ließ. Die eine Hand ruhte auf dem Armpolster des Sessels, ihr fehlt der Daumen, den sich der Präsident nach einer Verletzung eigenhändig mit dem Taschenmesser abgeschnitten hat.

Als er unsere Khakiuniformen erblickte, brummte er gegen den neben ihm stehenden Staatssekretär Reitz: „Is het Engelsche?“ (Sind das Engländer?) „Nein, Präsident“, sagte Reitz, „das sind die Deutschen, die weit hergekommen sind, um unseren armen verwundeten Brüdern und Söhnen zu helfen.“ Da erhob sich die mächtige Gestalt in dem alten, abgeschabten Gehrock und drückte, ohne ein Wort zu sagen, jedem von uns kräftig die Hand. Darauf langes Schweigen nach Burenart. Endlich brummte der Präsident: „Reitz, erzähl den Deutschen, wie der Krieg steht. Maar van de groote Kanoon moet ye niets vertellen.“ (Über von der großen Kanone brauchst du nichts zu erzählen. Die Buren hatten nämlich am Tage vorher eines ihrer großen Belagerungsgeschütze, einen sogenannten Long-Tom, durch Unachtsamkeit verloren.) Als Reitz geendet hatte, erhob sich der Präsident zum zweitenmal, dankte uns mit herzlichen Worten für unser Kommen und entließ uns mit Händedruck. Seine unfehlbare, alte Burenpfeife hatte er heute fortgelassen, eine Rücksichtnahme, die sich unsere Schwestern mit Recht zu ganz besonderer Ehre anrechneten.

Vielleicht interessiert es, einige Daten aus dem Leben dieser markanten Persönlichkeit zu erfahren, welche auch heute noch wie ein unerschütterter Fels aus brandenden Wogen emporragt. Bismarck hat diesen Mann als einen der größten Politiker aller Zeiten bezeichnet. Stephanus Johannes Paulus Krüger (vgl. das Titelbild) ist am 10. Oktober 1825 im Distrikt Colesberg in der Kapkolonie geboren. In Not und Gefahr verging seine Jugendzeit.

Als Kind schon sog er den Haß gegen England ein, welches mit seinem Volke auch ihn als zwölfjährigen Knaben zwang, die Heimat zu verlassen und ruhelos nach Natal, nach dem Oranjegebiet und schließlich nach Transvaal zu „trekken“. Kaum zum Jüngling heran gereift, war er bereits Veldkornet, eine Stellung, die er ebenso sehr seinem Mute und seiner herkulischen Körperkraft, als seinen hervorragenden Geistesgaben verdankte. Unter Präsident Burgers wurde er Mitglied des Ausführenden Rates, und nach der Annexion Transvaals durch England begab er sich mit Dr. Jorissen nach London, um gegen das Vorgehen Albions erfolglos Protest zu erheben. Mit Pretorius und Joubert zusammen trat er dann 1880 an die Spitze der Freiheitsbewegung und wurde nach glücklicher Beendigung des Krieges gegen England zum Präsidenten gewählt. In dieser Eigenschaft hat er 1884 die Aufhebung des Vertrages von Pretoria und damit die volle Unabhängigkeit Transvaals erreicht. Fast zwanzig Jahre hat er nunmehr als höchster Staatsbeamter die Schicksale seines Volkes gelenkt mit einem Scharfblick, einer Zähigkeit und einem diplomatischem Geschick, dem selbst seine erbittertsten Feinde die Anerkennung nicht versagen können.

Über die Persönlichkeit Krügers verdanken wir Dr. Jorissen interessante Mitteilungen, der wie kaum ein anderer viele Jahre lang dem Präsidenten nahe gestanden hat. „Krüger ist ein Mann von tiefer Religiosität (er gehört der strenggläubigen Sekte der Dopper an, in deren Kirche er oft selbst predigt), und er hat, was sich von selbst versteht bei jemandem, dem jegliche wissenschaftliche Erziehung nach europäischem Muster fehlt, für den die Bibel die einzige Quelle sowohl für die Erkenntnis, wie für religiöse Begriffe ist, ungefähr dieselbe Lebensanschauung, wie sie den Protestanten aus den Tagen des sechzehnten Jahrhunderts anlebte. Für ihn dreht sich die Sonne um die Erde. Das alte Volk Gottes findet in ihm, in seinem Geschlechte (er hat jetzt bereits 268 Nachkommen), in seinen Stammesgenossen seine geordnete Fortsetzung. . . . . In seinem Gemüte lag ein tiefer Zug von Schwermut, der ihn, wie man erzählt, in die Einsamkeit trieb, als er noch ein sehr junger Mann war, gleich einem der alten hebräischen Propheten oder einem Klausner des

zweiten Jahrhunderts, die in der Wüste beteten und fasteten. Glücklicherweise in seinem Glauben, läßt er anderen die Freiheit, anders zu denken, ist auf seine Art ganz verträglich und verlangt nur, daß man ihn nicht störe." (Nach Seidel, Transvaal.)

Auf der „Stoeb“ (Veranda) seines in der Kerfstraat gelegenen Hauses, welches durch zwei mächtige, vom Minenkönig Barnato geschenkte Steinlöwen gekennzeichnet ist, sieht man den Staatspräsidenten allein oder mit seiner Frau täglich sitzen und mit den einfachsten seiner Unterthanen gemüthlich plaudern. „Tante“ Krüger ist eine gute alte Bauersfrau mit schwarzer Haube, zu der die Damen Pretorias oft auf ein Stündchen kommen, um eine Tasse Kaffee zu trinken und ein wenig zu „praaten“. Von der Tante wird mancher hübsche Charakterzug erzählt. Bekannt ist ihre Liebe zu den Tieren. Als man dem Präsidenten ein Denkmal setzen wollte, fragte man auch die Tante um ihren Rat. Sie war ganz damit einverstanden, daß man den Om in seinem bekannten, uralten Cylinder darstelle, verlangte aber, daß man den Steinhut oben aushöhle, damit sich das Wasser in ihm sammle und die Vögel zu trinken fänden. Der Vorschlag der Tante ist prompt ausgeführt worden.

Pretoria, den 11. Dezember 1899.

Die Stimmung in Pretoria ist unter den Buren eine sehr siegesgewisse, während in burenfrendlichen Ausländerkreisen der End-erfolg für recht zweifelhaft gilt. Auf Deutschland ist man scheinbar nicht gut zu sprechen, da Gerüchte über ein englisch-deutsch-amerikanisches Abkommen kursieren. Sehr komisch und für englische Selbsttäuschung bezeichnend ist die Thatsache, daß am 7. Dezember zu Bullers Geburtstag eine Anzahl englischer Glückwunschtelegramme in Pretoria eingelaufen ist.

Große Erbitterung herrscht hier allgemein über Grausamkeiten, welche englische Truppen in Natal verübt haben sollen. Ich glaube, daß man solchen Nachrichten gegenüber sich sehr skeptisch verhalten muß. Überhaupt fällt mir auf, daß hier manches für brutal und roh gehalten wird, was in jedem Kriege unvermeidlich ist. Gestern

erzählte man mir empört, einige Farmen seien total demoliert worden, selbst das Harmonium hätten die Engländer kurz und klein geschlagen. Ja, wenn man Holz braucht, so nimmt man es, wo man es findet; unsere Truppen haben 1870 in Frankreich auch manches wertvolle Möbel in Stücke schlagen müssen, um eine warme Suppe zu bekommen. Krieg ist nun einmal kein Kinderspiel.

Zur Zeit befinden sich hier bereits 1454 englische Gefangene, darunter 50 Offiziere und der bekannte Korrespondent Churchill (der übrigens bald geflohen ist). Ein großer Schub Gefangener soll nach eingelaufenen Depeschen unterwegs sein, denn gestern hat eine für die Buren siegreiche Schlacht bei Burgersdorp im Norden der Kapkolonie stattgefunden. Die gefangenen Offiziere sind in der Staatsmodellschule, die Mannschaften auf der Rennbahn untergebracht, wo man sie eifrig Fußball und Cricket spielen sehen kann. Die Versorgung scheint recht gut zu sein. Ich versuchte die englischen Offiziere zu photographieren, ohne Erfolg. Denn im Moment, wo sie einen apparatbewaffneten Menschen kommen sehen, interessieren sie sich plötzlich für rückwärts gelegene Gegenstände, und man kann, falls man will, ihre, wenn auch vielleicht ebenso schöne, so doch entschieden weniger interessante Kehrseite photographieren. Der wahre Amateur läßt sich jedoch dadurch nicht abschrecken, denn amare heißt lieben, und die Liebe überwindet jedes Hindernis. Er kauft sich eine geschlossene Droschke mit verhängten Fenstern und photographiert durch das Guckloch in der hinteren Wand (NB. ich bin's nicht gewesen).

Nachtrag: Eben habe ich einen Fall gesehen, der mich betreffs der von den Engländern verübten Grausamkeiten doch etwas süßig gemacht hat. Bei einem Besuch in dem unter Leitung des Herrn Dr. Kolff stehenden Volkshospital zeigte mir Herr Dr. v. Gernet einen auf Burenseite verwundeten Tiroler, der nicht weniger als siebzehn Lanzenstiche aufwies. Auf mein Befragen erzählte mir der Mann, der sich trotz dreifacher Lungenverletzung erholt hat, daß er in dem Gefecht bei Elandslaagte ein schlechtes Pferd geritten habe und von englischen Lanzenreitern überholt worden sei. Ein heftiger Stoß in den Rücken habe

ihn vom Pferd geschleudert, und er sei blutend liegen geblieben. Sofort seien drei Lanciers abgesehen, hätten ihm seine Uhr und sein Geld abgenommen und ihn dann mit ihren Speißen derart bearbeitet, daß ihm Hören und Sehen vergangen sei. Besonders das Herausdrehen der Lanzen spitzen habe ihm große Schmerzen verursacht. Der Mann hat dann drei Tage lang durch Fieber und Bluthusten viel zu leiden gehabt, ist jetzt aber außer Gefahr, wenn auch noch recht schwach. An der Wahrheit der Erzählung ist leider nicht zu zweifeln, denn die siebzehn Stiche habe ich selbst gezählt. (Zu meinem größten Bedauern habe ich später gehört, daß die Burenbehörden diesem armen Kerl nur eine völlig unzureichende Summe bewilligt haben, die nicht einmal genügt hat, ihn in die Heimat zurückzubefördern. Undank ist der Welt Lohn.)

Ein anderer, zum holländischen Freikorps gehöriger Verwundeter, den ich im Volkshospital sah, hat mir durch seinen Schneider imponiert. Er erhielt bei Elandslaagte von hinten her einen äußerst kräftigen Lanzenstoß in die Schulter. Die Spitze drang vorn an der Brust weit heraus, der Schaft brach ab. Der Verwundete nahm einen Stein und klopfte damit die Lanzen spitze so weit zurück, bis er mit der Hand der gesunden Seite den abgebrochenen Teil von hinten her fassen und herausziehen konnte. Die Wunde ist jetzt in der Heilung, der Patient hat das Bett bereits verlassen.

Bloemfontein, den 15. Dezember 1899, morgens.

Wenn mir nicht mitten im Dezember gräßlich heiß wäre und wenn nicht ein Heuschreckenschwarm seine zahlreichen Visitenkarten flatschend auf das Wellblechdach des Hauses fallen ließe, so würde ich glauben, in meinem lieben Schwabenlande zu sein; denn unverfälscht und rein sind die schwäbischen Leute meines lebenswürdigen Wirtes, des Herrn Staatstierarztes Hennig aus Stuttgart, der es sich nicht hat nehmen lassen, dem Tübinger sein gastliches Haus zu öffnen. Auch zwei Landsmännchen aus Ulm habe ich heute schon besucht: die Gattin des Bloemfonteiner Arztes Dr. Krause und ihre Mutter.

Überall trifft man doch im Auslande diese Württemberger, und überall gehören sie (ohne Lokalpatriotismus) zu den besten Vertretern deutscher Eigenart und Sitte. Mag man sich in der Heimat über die schwäbische Schwerfälligkeit lustig machen, im Auslande ist sie Goldes wert, denn zäh bewahrt der Schwabe seine deutsche Art und nützt dadurch dem Vaterlande mehr als mancher andere, der anpassungsfähiger und schmiegsamer sehr bald vergessen hat, daß er ein Deutscher war. Es ist merkwürdig, daß gerade ein Volksstamm, der wenig für das Leben im Ausland geeignet erscheint, von jeher einen so ausgesprochenen Zug nach der Fremde gezeigt hat und sich von diesem Zuge mit dem besten Erfolge leiten läßt. Man denke nur an die schwäbischen Kolonien in Ungarn, Rußland und Palästina, die nach Menschenaltern noch ihre deutsche Sprache und Sitte so treu bewahrt haben, daß man in fremdem Lande plötzlich in die Heimat versetzt zu sein denkt. Wie mancher sogenannte Deutsche Südafrikas könnte sich daran ein Beispiel nehmen!

Die Fahrt von Pretoria nach Bloemfontein bot landschaftlich wenig Interessantes. Den Witwatersrand mit seinen Goldminen passierten wir des Nachts. Wo sonst ein Lichtermeer war, herrscht zur Zeit tiefes Dunkel, nur hier und da beleuchtet eine Gruppe elektrischer Bogenlampen eine vereinsamte Mine, die während des Krieges noch arbeitet. Ein riesiges Kapital geht hier verloren, denn fast all die stillstehenden Minen pumpen nicht einmal das Wasser aus den Schächten; sie „versaufen“, wie der technische Ausdruck lautet, und viele Millionen werden nötig sein, um den Betrieb wiederherzustellen. In Elandsfontein, wo die Bahn nach Johannesburg abzweigt, bereiteten uns die Deutschen aus der Stadt des Goldes einen festlichen Empfang. Sie waren sehr zahlreich herüber gekommen, und viele Transvaaler hatten sich ihnen angeschlossen. So angenehm es bei solchen Gelegenheiten auch ist, daß man von schönen Augen weniger gleichgültig angesehen wird als leider oft im übrigen Leben, so vermag ich mich eines gewissen peinlichen Gefühles doch nie zu erwehren. Trotz allen Selbstvertrauens kann man im voraus nicht wissen, ob man in fremden, unbekanntem Verhältnissen den gehegten Erwartungen entsprechen wird; der beste

Wille und das beste Können ist schon oft an äußeren Schwierigkeiten gescheitert. Darum sind mir verdiente Festlichkeiten nach gethaner Arbeit lieber. In Elandsfontein allerdings habe ich mich auf den weidmännischen Standpunkt gestellt und mir gesagt, man müßte doch der größte Pechvogel von der Welt sein, wenn einem soviel jugendliche, weibliche Schönheit nicht das Glück scheffelweise bringen wollte.

In Bloemfontein empfangen uns die Landsleute mit großer Herzlichkeit. Unter den Deutschen dieser Stadt muß ich vor allem eines Mannes Lob in hohen Tönen singen, das ist der Deutsche Konsul und Arzt Dr. Stollreither. Auch später in schweren Zeiten, als er mehr wie mancher andere unter den Unbilden des Krieges und den Folgen seiner Überzeugung hat leiden müssen, haben er und seine verehrte Gemahlin sich stets als treue, zuverlässige Freunde erwiesen, denen wir viel, sehr viel zu danken haben. Zu meinen angenehmsten Erinnerungen gehören die Stunden, welche ich in diesem gastlichen Hause verlebt habe, und oft werde ich an die derbe und doch so herzliche Freundlichkeit des Hausherrn und an die echt weibliche Art der Hausfrau zurückdenken.

Im Freistaat spielen die Deutschen offenbar eine größere Rolle als in Transvaal, wo ihnen die Holländer den Rang streitig machen. Besonders in diesen Kriegszeiten bilden sie ein Element, auf welches sich die Regierung oft mehr verlassen kann, als auf die stark englisch-freundlichen Bürger ihrer Hauptstadt. Wie mir von gut unterrichteter Seite mitgeteilt wird, ist den Bloemfonteinern in dieser Beziehung nicht über den Weg zu trauen. Daß jedoch eine Anzahl Damen zur Zeit damit beschäftigt sein soll, eine englische Fahne für den in die Stadt einrückenden Feind zu sticken, halte ich für unmöglich. (Diese Ungeheuerlichkeit hat sich später als wahr herausgestellt. Über das skandalöse Verhalten Bloemfonteins beim Einmarsch der Engländer siehe unten.) Die Vertrauensstellung der Deutschen im Freistaat geht wohl noch auf die Gründung des Afrikanerbundes in Bloemfontein zurück, der im Jahre 1877 von den drei Deutschen, Borkenhagen, Esselen und Stein ins Leben gerufen wurde. Ursprünglich ohne englisch-feindliche Tendenzen hat der Bund stets den Grundsatz vertreten: „Afrika den Afrikanern“,

d. h. den in Südafrika beheimateten Europäern. Daß sich schließlich Gegensätze zwischen dem Afrikanerbund und England herausbildeten, lag weniger an den Principien des ersteren, als an der imperialistischen Ausdehnungspolitik Englands, welches mit dem Grundsatz „Afrika den Afrikanern“ um so weniger einverstanden sein konnte, als der von den drei Deutschen gestiftete Verband sich allmählich über ein Riesengebiet vom Kap bis zum Zambesi ausgebreitet und hohen politischen Einfluß gewonnen hatte.

Bloemfontein ist übrigens eine recht hübsche Stadt mit breiten, sauber gehaltenen Straßen und einem schönen Villenviertel. Während Gärten viele der meist einstöckigen Häuser umgeben, sind die Straßen selbst fast baumlos, so daß man in den Mittagsstunden vergeblich nach Schatten sucht. Der Marktplatz ist sehr groß und an Markttagen außerordentlich belebt; an ihm liegt das in alt-holländischem Stil erbaute Postgebäude und der internationale Klub. Die schönsten Bauten sind das Präsidentenhaus und das Parlamentsgebäude; das letztere enthält hohe, würdige Räume, in denen der aus 60 Mitgliedern bestehende Volksraad tagt. Nicht zu vergessen ist das städtische Museum, dessen Vorstand ein Deutscher ist. Die recht reichhaltige Sammlung besteht hauptsächlich aus zoologischen und ethnographischen Gegenständen, und der Kenner findet manches Interessante. Den Hauptanziehungspunkt bildet ein historischer Löwe, der zu seinen Lebzeiten offenbar erheblich gewaltiger und imponierender ausgesehen hat, als in seinem jetzigen ausgestopften Zustande, denn er hat manches Menschenleben auf dem Gewissen gehabt und ist lange Zeit der Schrecken eines großen Bezirkes gewesen, was man ihm jetzt entschieden nicht mehr ansieht. Dieses Museum, welches sich auf Fig. 6 links im Hintergrunde befindet, ist auch in anderer Hinsicht interessant, denn es enthält den alten Ratsaal, ein kleines, unscheinbares Gemach, in welchem am 8. April 1854 die Unabhängigkeit des Oranje-Freistaates anerkannt wurde. Dort ist auch zur Erinnerung an den „Vortrekker“ Piet Uys der Uysstein angebracht.

Von anderen Sehenswürdigkeiten ist das Fort zu nennen und das Denkmal J. H. Brands, des um sein Vaterland so hoch ver-

dienten zweiten Präsidenten des Freistaates, dem sein schlichtes, ehrenhaftes Wesen nicht nur unter seinen Landsleuten, sondern auch unter den Engländern großes Ansehen verschafft hat. Er ist wohl der einzige Präsident eines Burenstaates gewesen, dem der englische Baronstitel verliehen worden ist, und sein Denkmal trägt die einfache Aufschrift: „Er war der Vater des Landes.“

Mit seinen ca. 3000 Einwohnern ist Bloemfontein nach unseren Begriffen nur ein kleines Städtchen. Seine Lage ist gesund, und es verdiente als Luftkurort für Schwindsüchtige mehr in Aufnahme zu kommen, als dies bisher der Fall ist. Ein Nachteil sind die

nicht seltenen Typhusepidemien, welche einen schweren Charakter tragen sollen. Allen modernen Anforderungen entspricht das unter Leitung des deutschen



fig. 6.

Arztes Dr. Kellner stehende Volkshospital, welches etwas außerhalb Bloemfonteins gelegen ist. (Bloemfontein wird übrigens „Blumfontein“ ausgesprochen, denn das holländische „oe“ entspricht unserem „u“ und das „ei“ oder „ey“ unserem „ee“. Deshalb sagt man auch nicht „Bör“, wie man so oft hört, sondern „Bur“ und nicht „Stein“, sondern „Steen“, wobei das „St“ auf hamburgische oder hannoversche Art ausgesprochen wird.)

Zur Erklärung von fig. 6 muß ich noch folgendes hinzufügen: Beim genauen Zusehen wird man erkennen, daß der im Vordergrund haltende Reiter nur ein Bein hat: selbst durch Verlust der einen unteren Extremität läßt sich der wahre Bur nicht vom Reiten

abhalten. Ich bin mit diesem Manne öfter zusammengetroffen und habe mich stets über die Ausdauer gewundert, mit welcher er stundenlange Wege zurücklegte. Er war vor einigen Jahren in einer Johannisburger Mine verunglückt und that jetzt Kriegsdienste bei dem freistaatlichen Kommissariat (Intendantur). Wenn er zu Pferde stieg, so setzte er seinen Stelzfuß ohne jede Vorrichtung in den Bügel und schwang sich mit derselben Leichtigkeit hinauf, wie ein zweibeiniger Reiter.

Bloemfontein, den 15. Dezember 1899, abends.

Da ich in den nächsten Tagen wohl schwerlich zum Schreiben kommen werde, so will ich den letzten Abend in Bloemfontein dazu benutzen, zu notieren, was wir heute erlebt und beschlossen haben. Nachmittags drei Uhr war großer Kriegsrat beim Präsidenten Steyn; außer uns drei Ärzten und Dr. Stollreither war der bekannte und allgemein geachtete Staatssekretär des Oranje-Freistaates Fischer anwesend, der für die rechte Hand Steyns gilt. Es wurde festgesetzt, daß wir zu der Cronjeschen Westarmee gehen, welche den Entsatz Kimberleys durch die Truppen Lord Methuens verhüten soll. Dumpfe Gerüchte von einer großen Schlacht und einer vollständigen Niederlage der Engländer sind hierher gelangt, doch fehlen noch genaue Nachrichten. Soviel steht fest, daß ärztliche Hilfe dort dringend nötig ist, und deshalb werden wir uns morgen in aller Frühe mit Mauleselwagen auf den Weg machen, um so bald als möglich Jacobsdal, unseren Bestimmungsort, zu erreichen. Unser großes Gepäck haben wir bereits mit Ochsenwagen vorausgeschickt.

Präsident Steyn hat mir außerordentlich gut gefallen. Eine prächtige, echte Burenerscheinung, steht er doch an Bildung und feiner Lebensart hoch über dem Präsidenten Krüger und den meisten angesehenen Buren. Oft haben wir in späterer harter Zeit die Wahrheit und Lauterkeit seines Charakters zu erproben Gelegenheit gehabt, und niemals hat diese Probe versagt. Für mich ist Präsident Steyn die Idealgestalt der Buren und wird es immer bleiben. (Sollte sich die Nachricht von seinem Tode bewahrheiten,

die ich kurz vor meiner Abreise nach China erhielt, so haben wir einen unserer aufrichtigsten südafrikanischen Freunde und der Burenstamm einen seiner edelsten Sprossen verloren.)

Will man den Präsidenten Steyn recht würdigen, so lerne man ihn in seinem Hause und im Kreise seiner Familie als liebenswürdigen Wirt kennen. Hier kommt seine herzzewinnende, patriarchalische Art so recht zur Geltung. Man speist bei ihm wie bei einem guten Freunde und nicht wie bei dem Oberhaupte eines großen Staates. Der Präsident teilt selbst die Suppe aus, zerlegt selbst den Braten und, wenn man sich verabschiedet, begleitet er den Gast zur Thür, um durch eigene Hilfe den Diener zu ersetzen. Fig. 7 stellt den Präsidenten dar, wie ich ihn später auf der Veranda seines Hauses in Kroonstad mit seiner Frau und auf seinen Wunsch mit Stabsarzt Dr. Matthiolius zusammen photographiert habe. Frau Steyn ist eine sehr gut aussehende, feingebildete Dame und unterscheidet sich dadurch vorteilhaft von der Tante Krüger. Sie war während Steyns juristischer Thätigkeit die eifrige Mitarbeiterin ihres Mannes, und Hunderte von Dokumenten in den Archiven des obersten Gerichtshofes sollen ihre klaren Schriftzüge tragen.

Präsident Steyn ist erst 42 Jahre alt. Er wurde am 2. Oktober 1857 in der Nähe von Bloemfontein geboren, genoß eine für Südafrika sehr sorgfältige Erziehung und lebte dann auf der Farm seines Vaters. Mit neunzehn Jahren ging er nach Europa und studierte sechs Jahre hindurch in Holland und England Jurisprudenz. In die Heimat zurückgekehrt, war er längere Zeit am obersten Gerichtshofe thätig, wurde dann Staatsanwalt und im Jahre 1889 Richter. Als 1895 der damalige Präsident des Freistaates, jetzige Staatssekretär Transvaals Reitz, aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niederlegte, wurde der Richter Steyn gegen den Vorsitzenden des Volkstrates Fraser mit 7000 gegen 1400 Stimmen gewählt. Diesen Sieg hat Steyn nächst seiner Persönlichkeit wohl hauptsächlich seinem warmen Eintreten für Transvaal gelegentlich des Jamesonrittes zu verdanken. Er befürwortete mit Wärme den engeren Zusammenschluß der beiden Republiken, während Fraser vor einem Zusammengehen warnte. Die Rolle, welche Steyn im

Beginn des jetzigen Krieges gespielt hat, ist ja bekannt. Wir wissen, daß er mit aller Kraft den Frieden zu erhalten gesucht hat und, als er die Unmöglichkeit einer friedlichen Lösung einsah, voll und ganz für Transvaal eingetreten ist.

Wie recht man seiner Zeit mit der Wahl Steyns gehabt hat, geht aus der späteren Entwicklung der Dinge hervor. Der frühere Vorsitzende des Volksrates Fraser ist der erste gewesen, welcher am



Fig. 7. Präsident Steyn mit seiner Frau und Stabsarzt Dr. Matthiolius auf der Veranda seines Hauses in Kroonstad.

13. März 1900 den in Bloemfontein einrückenden Engländern entgegen gegangen ist; als wir bald darauf die Hauptstadt passierten, waren er und sein ganzer Anhang bereits Engländer mit Leib und Seele.

Soll ich nach Beendigung meiner Thätigkeit in Südafrika den Unterschied zwischen den Präsidenten der beiden Burenrepubliken formulieren, wie er sich mir nach eigener persönlicher Erfahrung

darstellt, so möchte ich sagen: Den Präsidenten Krüger schätze ich als einen wunderbar begabten Mann, der wie ein Wesen aus längst vergangener Zeit in unsere hastende, moderne Welt hinüberraagt, den Präsidenten Steyn dagegen habe ich lieben gelernt.

Petrusburg, den 15. Dezember 1899.

Den kurzen Mittagsaufenthalt in Petrusburg will ich benutzen, um ein paar Zeilen zu schreiben. Eigentlich wäre es nicht nötig, denn die Fahrt von Bloemfontein hierher will ich mein Leben lang nicht vergessen. Aber hier ist ein passabler Gasthof mit einem deutschen Wirt und deutschen Getränken; wer weiß, ob ich bald wieder eine so günstige Schreibgelegenheit finde. Essen kann man bei dieser gräßlichen Hitze ja doch nichts.

So viel ist ganz sicher, in einen Burenkarren kriegen mich keine zehn Pferde mehr hinein. Lieber reite ich den magersten Klepper stundenlang ungesattelt. Ich weiß gar nicht mehr, daß ich einen zum Sitzen eingerichteten Körperteil habe, und wie oft mir in den letzten 24 Stunden meine sämtlichen Gliedmaßen eingeschlafen sind, habe ich auch vergessen. Dante hat offenbar Südafrika nicht gekannt, sonst würde er eine Fahrt im gedeckten Burenwagen zu sieben Personen bei 30°—40° im Schatten ganz sicher zu den Höllenqualen „number one“ gerechnet haben. Also am 14. Dezember sind wir bei Sonnenaufgang von Bloemfontein aufgebrochen, d. h. bei Sonnenaufgang à la Afrika. Wenn man nämlich hier zu Lande um sieben Uhr morgens abfahren will, so mag man nur getrost alles auf drei bis vier Uhr morgens richten lassen, denn unter drei Stunden Verspätung geht es nur ab, wenn man ganz besonders vom Glück begünstigt ist. Da wir nun aber die Abfahrt auf sieben Uhr bestellt hatten, so sind wir um zehn Uhr endlich fortgekommen. Ich hätte mir nie träumen lassen, daß ich noch mehr Geduld lernen könnte, als ich mir bereits in der Türkei angewöhnt habe. Hat mich damals schon das „jawasch, jawasch“ (man immer langsam voran) der Türken zur Verzweiflung gebracht, so bin ich bei der südafrika-

nischen Bummelei mitunter dicht am Tobsuchtsanfälle vorbeigekommen zum größten Gaudium der alten Afrikaner, die sich bei solchen Gelegenheiten einfach ihre alte Burenpfeife in den Schnabel stecken und nach Burenart sagen oder, wenn sie dazu zu faul sind, denken: „Es wird schon recht kommen.“

Zu Anfang unserer Fahrt von Bloemfontein nach Jacobsdal waren wir alle furchtbar begeistert, denn eine große Kavalkade von Herren und Damen begleiteten uns eine Strecke weit und ließ uns unser Mißgeschick eine Zeitlang vergessen. Kaum aber waren wir allein, so ging's los: A.: „Können Sie nicht vielleicht Ihr Bein wo anders hinstellen?“ B.: „Ja, Verehrtester, wie denken Sie sich das eigentlich? Ich kam's doch nicht zum Wagen hinaushängen.“ A.: „Was soll ich dann aber anfangen? Ich fühle ja meine Glieder gar nicht mehr.“ B.: „Seien Sie doch froh, ich fühle die meinigen sehr erheblich.“ Na und die Gegend! So ne Jejend jiebt's ja jar nich, da kann man ja in 'ne Junmifutsche melancholisch werden.



fig. 8.

Verehrter Leser, Du zweifelst, aber ich bitte Dich, sieh Dir mal das obenstehende Bildchen (fig. 8) an, ohne Dich zu lange bei der imponierenden Gestalt des Verfassers aufzuhalten, die Dich natürlich angenehm über die Ödigkeit der Landschaft hinwegtäuscht. Gras, Ameisenhaufen, Ameisenhaufen, Gras, nochmal Ameisenhaufen und so weiter, bis die flimmernde Glut des heißen Sommertages den Mantel der Liebe über diese „Jejend“ deckt, an der ein Ochse oder Maulesel offenbar mehr Freude hat, als ein aus dem Neckarthale kommender Privatdozent. A.: „Jetzt aber Scherz beiseite! Wenn Sie Ihr Bein nicht wegnehmen, kriege ich Krämpfe.“ B.: „Bitte, genießen Sie sich gar nicht.“ So jagt ein Wit den anderen, ohne einen Jagdschein zu besitzen, und wer weiß, was noch gekommen wäre, wenn nicht die Kaffern plötzlich erklärt hätten, die Maulesel hätten Hunger (welche sagten sie nicht), und es müßte gespannt

werden. Hier zu Lande wird nämlich immer zwei Stunden gefahren und eine Stunde ausgespannt.

O Bild des Jammers, welche Gestalten kriechen aus dem Karren hervor! Hinkend, wütend, schwitzend gehen sie wie Schillers Handschuhkäsen im Bogen um einander rum. Ach, Kinder, warum seid Ihr nicht bei Müttern geblieben! Die Laune wird erst besser, als in einem zweiten Karren vergnügtesten Gesichtes die Schwestern ankommen und behaupten, es sei wunderschön, eine Bemerkung, die von uns mit höhnischem Grinsen aufgenommen wird. Um ihrer Behauptung Nachdruck zu verleihen, holen die Schwestern jetzt die Futterkiste und das Kaffeegeschirr hervor, und



fig. 9.

mit einem Schlege ändert sich die Scenerie. Freundlich und höflich holt man Feuerungsmaterial herbei, und eine Viertelstunde später sind, wie Fig. 9 erkennen läßt, alle Sorgen vergessen.

Fig. 9 zeigt aber noch mehr, da ist rechts etwas sehr Unangenehmes, nämlich die Marterfuhr, von der sich Dr. Hildebrandt schaudernd abwendet, und links etwas sehr Angenehmes, nämlich in Reitermantel und Burenhut unser langer und netter Reisegefährte, der frühere Gardeoffizier von Dewitz, der die Zeit nicht erwarten kann, bis er den Engländern zeigen wird, was ne Harke ist.

Ich weiß nicht, ich habe doch sonst einen ganzen Batzen Galgenhumor, aber bei dieser Fahrt von Bloemfontein bis Jacobsdal geht er mir doch öfters in die Brüche. Sind diese Kaffern eine Bande! Erstens verstehen sie ebensowenig Deutsch und Englisch, wie wir Kaffrisch und Burisch, zweitens haben sie keine Ahnung vom Weg, drittens duften sie lieblich, und viertens haben sie Dysenterie, so daß

wir alle Augenblicke halten müssen. Wie wir den richtigen Weg bis Petrusburg gefunden haben, ist mir vollständig schleierhaft. Jedenfalls sind wir da, und ich bin jetzt zum Weiterschreiben zu faul.

Jacobsdal, den 19. Dezember 1899.

Als wir am 16. Dezember in glühender Mittagshitze die Hügel hinabfuhren, die Jacobsdal einschließen, da ist mir das Herz in die „Beinkleider“ gefallen. Also so sieht ein Landdrostensitz im Freistaat aus, und noch dazu einer, in dem ich die nächsten Monate zubringen soll! Beschreiben will ich dies Eldorado allenfalls mit drei Worten, denn mehr ist es nicht wert, aber abbilden, das kann ich von der Kunstanstalt nicht verlangen, wenn anders sie diesen Namen verdient.

Jacobsdal ist die Metropole eines an Griqualand-West grenzenden Freistaatdistriktes. Es liegt am Rietriver südöstlich von dem Zusammenfluß mit dem Modderriver und zeichnet sich durch seine Lage am Fluß vorteilhaft von noch schrecklicheren Freistaatnestern aus, in denen man nicht einmal baden kann. Die jetzt unterbrochene Bahn de Nar-Kimberley ist mit ihrer Modderriverstation nur etwa zweieinhalb deutsche Meilen von Jacobsdal entfernt, die Scheinwerfer des belagerten Kimberley sehen wir jede Nacht am Himmel umherirren.

Lieber Leser, willst Du Dir eine Vorstellung von Jacobsdal machen, so denke Dir einen großen, viereckigen Platz. Auf diesem Platz siehst Du Sand und nochmals Sand, und aller dieser Sand leuchtet in der grellen Mittagssonne so blendend weiß, daß Du allein schon aus diesem Grunde schnell wieder fortsiehst. Um diesen Platz stehen kleine, einstöckige Häuschen, zum Teil verlassen oder zerfallen, alle ebenfalls mehr oder weniger weiß, ohne Baum, ohne Strauch, umgeben von Sand. Was gibst Du mir, liebe Leserin, damit ich über diesen Platz hinübergehe, wenn die Mittagssonne Afrikas darauf brütet? Leider gibt mir niemand etwas, sondern ich muß es jeden Tag so und so oft umsonst thun. Dafür habe ich aber auch Abwechslung, denn auf dem Platz steht die Kirche und das Hotel. Dieses Hotel hat keinen Namen und ist daher

namenlos. Noch eine andere Abwechslung habe ich, das ist unser „Wohnhaus“, welches wir gestern mit dem freundlichen Logis beim Landdrost van Heerden vertauscht haben. Pst, Vorsicht! Nicht laut reden! Sonst fällt die Bude ein. Vielleicht hast Du zoologische Interessen, lieber Leser! Ich interessiere mich seit gestern kolossal für Zoologie, denn ich habe in meinem seit Urzeiten nicht bewohnten Schlafzimmer eine höchst interessante Insektensammlung vorgefunden. Da ist zunächst die gemeine Bettwanze in verschiedenen Farben und Größen, ferner *pulex irritans*, der Hausfloh, in ungeahnten Mengen, sodann einige Myriaden Fliegen und Moskitos, sehr schöne Ameisen und Spinnen, letztere bis zur Größe einer Tarantel, eine Art Vogel-laus, die so interessant ist, daß man rote Streifen bis zur Achsel bekommt, wenn sie einem in den Finger sticht u. s. w. Auch Wirbeltiere enthält meine Schlafzimmer-sammlung: Mäuse, Fledermäuse, Ratten und ein größeres Tier, welches ich noch nicht habe bestimmen können, trotzdem es die ganze Nacht tapp, tapp, tapp im Zimmer rumgelaufen ist. Eine Schlange habe ich merkwürdigerweise nicht entdeckt.

Als ich heute morgen nach unruhig verbrachter Nacht beinahe aus dem Bett flog durch das Gebrüll eines in mein Fenster hineinsehenden Esels, habe ich mit mir selbst Mitleid bekommen. Außerlich und innerlich bin ich total ramponiert. Außerlich habe ich eine Haut wie ein Masernkranker infolge der Orgien zahlloser, verhungertes Blutsauger; innerlich habe ich einen Magendarmkanal, der beim Anblick eßbarer Gegenstände sofort gräßlich zu revoltieren anfängt. Das kann ja gut werden, wenn's so weiter geht; ich begreife jetzt, warum die Buren (Fig. 10) erstaunte Gesichter gemacht haben und warum der Veldkornet sich den Kopf gekratzt hat, als wir in Jacobsdal einfuhren.

So schwer ist mir das Akklimatisieren noch nie in fremden Landen geworden. Das Schlimmste sind die Temperaturschwankungen. Tagsüber haben wir eine glühende Hitze, die im Durchschnitt  $40^{\circ}$  bis  $41^{\circ}$  im Schatten erreicht, und nachts fühlt es sich ab auf  $15^{\circ}$  und weniger, so daß Temperaturdifferenzen bis zu  $25^{\circ}$  innerhalb 24 Stunden die Regel bilden. Dazu kommt eine absolute Trocken-

heit der Luft, denn es regnet niemals, trotzdem wir jetzt eigentlich Regenzeit haben. Ausgedörrt ist die Steppe, das Gras ist verbrannt, und der Wind, der über das Hochplateau streicht, bringt keine Erfrischung, sondern treibt den heißen Sand vor sich her, der die

Zunge am Gaumen

kleben läßt. Die

folge ist fort-

währenden bren-

nender Durst:

ohne mehr als

momentane Er-

quickung gießt

man das Wasser

herunter, denn

andere trinkbare

Flüssigkeiten giebt

es nicht, und legt



Fig. 10.

so den Grund zu den

abscheulichen Magendarmkatarrhen, welche die Saune verderben und die Thakraft lähmen. Dabei giebt es viel zu thun mit Auspacken und Einrichten, denn morgen sollen wir das Hospital mit den Verwundeten der letzten Schlachten übernehmen, welche bisher in den Händen freistaatlicher Ärzte gewesen sind.

### Drittes Kapitel.

## Von der Schlacht bei Magersfontein bis zum Einfall der Engländer in den Freistaat.

Jacobsdal, am Heiligen Abend.

Trauriger habe ich noch niemals den Heiligen Abend verlebt. Zur Weihnachtsstimmung gehört nun einmal ein Thermometerstand unter 0° und womöglich die geliebte, heimatliche Schneelandschaft. Vor allem aber gehört dazu Gemütlichkeit, und die will eben nicht aufkommen in dem unwirklichen Jacobsdal und in afrikanischer Temperatur.\*) Doch ich will nicht unzufrieden sein, denn das Christkind hat



Fig. 11. Die Farm Magersfontein.

mir ein sehr schönes Weihnachtsgeschenk gebracht, die Wiederherstellung meiner Gesundheit. An dem Weihnachtstrunke echt deutschen Bieres, welchen uns die Landsleute von Pretoria gespendet haben, kann ich allerdings noch nicht teilnehmen, aber ich

\*) Den Engländern in Natal muß zu Weihnachten auch übel zu Mut gewesen sein, da sie so schöne Weihnachtskarten wie die auf Fig. 12 wiedergegebene nach Hause geschickt haben.

bin doch wieder freundlichen Eindrücken zugänglich und habe die verzweifelte Stimmung überwunden, unter der ich die letzten acht Tage zu leiden hatte.

Wir haben aber das große Feldlazarett Jacobsdal übernommen und sehr viel zu thun vorgefunden. Die Arbeit ist mir recht sauer geworden, und ich bin an einigen Tagen nur zum Operieren und zum Verbinden vom Bette aufgestanden. Den wesentlichen Teil unseres Lazarettes bilden die vier an der Vorderseite des oben beschriebenen Platzes gelegenen Häuser, nämlich das geräumige Schulgebäude und drei kleine Wohnhäuser, welche von den Einwohnern zur Verfügung gestellt worden sind. Alle diese Gebäude sind einstöckig, mit Wellblech gedeckt und entbehren leider jedes Boden- und Kellerraumes. Außerdem gehören zum Hospital noch einige Zelte und ein etwas abgelegenes Gebäude, welches wir als Nahrungsmitteldepot eingerichtet haben. Diesem Kommissariat, wie man hier sagt, stehen auf Anordnung der Regierung zwei Deutschafrikaner vor, Herr Mönnich und Herr Hausmann, letzterer ein Württemberger. Beide kennen afrikanische Verhältnisse seit langen Jahren und leisten uns die größten Dienste, da sie mit Sprache und Sitten genau vertraut sind und mit weißen und farbigen Eingeborenen vorzüglich umzugehen wissen. Hinter jedem der Häuser unseres Hospitals liegt ein von Steinmauern umgebener Hof, und dahinter dehnt sich unendlich die öde Grassteppe, nur am Horizonte unterbrochen durch die Berge von Belmont und Scholtznek.

Die Räumlichkeiten im Schulhaus sind für Lazarettzwecke recht geeignet. Ich bilde einen mir unterstehenden Krankensaal ab, in welchem ich mit Schwester Margarethe Held und Pfleger Ackermann zusammen thätig bin (Fig. 13). Buren und Engländer liegen hier friedlich nebeneinander, sie sind alle bei Magersfontein schwer verwundet worden, befinden sich aber jetzt mit wenigen Ausnahmen auf dem Wege der Besserung. Unter den Buren sind prächtige Gestalten, groß und schlank mit wallendem Bart. Als Patienten gefallen sie mir bis jetzt sehr gut; sie sind hart im Ertragen von Schmerzen, gutmütig und dankbar. Zwar haben sie oft eine andere Meinung über Wundbehandlung, lassen sich aber gern eines Besseren

belehren. Auch die Engländer sind angenehme Patienten, nur sind sie etwas empfindlicher gegen Schmerzen als die Buren. Auf's höchste erstaunt sind die englischen Verwundeten über die Freundlichkeit, mit der ihre Feinde ihnen entgegenkommen; sie haben sich von den Buren ganz andere Vorstellungen gemacht. Da ist z. B. ein englischer Lanzenreiter, Namens Lambert (fig. 22). Er wurde am 5. Dezember bei einem Rekognoscierungsritte am Rietsfluß mit seinem Leutnant und einigen anderen Mannen von Buren überrascht. Der Aufforderung, sich zu ergeben, wurde nicht Folge geleistet, und so schossen die Buren alle nieder bis auf einen, der entkam. Ein Mann war sofort tot, ein anderer ertrank im Fluß, der Leutnant und unser Patient wurden nach verzweifelter Gegenwehr gefangen. Als man den letzteren nach Jacobsdal brachte, zitterte er am ganzen Leibe; auf gutes Zureden in seiner Muttersprache beruhigte er sich

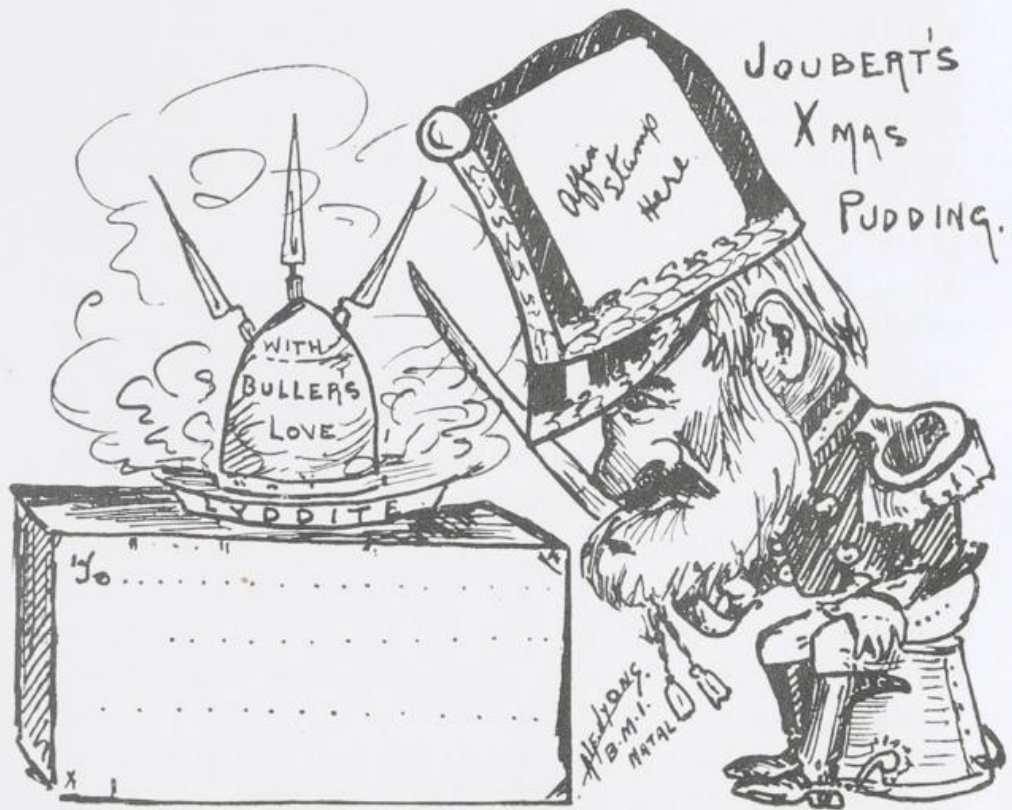


fig. 12.

schließlich und erzählte dann, es gelte im englischen Lager für ausgemacht, daß die Buren jeden, den sie lebend fangen, auf gräßliche Weise zu Tode quälen. Überhaupt stelle man sich im Lager unter den Buren halbwilde, gelbe Kerle vor, die sich vom Buschmann nicht wesentlich unterscheiden.



Fig. 15. Im deutschen Feldlazarett Jacobsdal.

Unter den Verwundeten auf Fig. 15 ist mancher sogenannte „interessante Fall“. Im allgemeinen ist es ja das größte Unglück, welches einem passieren kann, wenn man für den Arzt ein interessanter Fall geworden ist, indessen gilt dies mehr für Friedensverhältnisse. Der alte Burenveldkornet in der Mitte des Bildes z. B. (Fig. 15, 1) wurde bei Magersfontein von einer Menge großer Steinstücke getroffen, welche eine die Schanze durchschlagende Lydditebombe umherschleuderte. Er wurde für tot aufgehoben und an einen Baum gelehnt, um später begraben zu werden. Als man einige Zeit darauf nach ihm sah, war er wieder lebendig, jedoch so schwer verletzt, daß an ein Aufkommen kaum gedacht werden konnte. Er hatte eine Zerschmetterung des Schädels mit Freilegung des Gehirns, Knochenbrüche des Schulterblattes und der Rippen, eine hochgradige Lungenquetschung mit Bluthusten und eine teilweise

Lähmung des Rückenmarkes davongetragen. Alles dies hat der alte Herr glatt überstanden und ist später vollständig gesund geworden. Dem schon außer Bett befindlichen Buren auf der rechten Seite der Photographie (Fig. 15, 2) hatte ein Lee-Metford-Geschoß den Oberarm gebrochen, die Lunge und die Niere durchschlagen, und ein anderer Verwundeter auf der linken Seite des Bildes hat sich von drei schweren Verletzungen bereits erholt. Er gehörte zu dem bei Magersfontein aufgeriebenen skandinavischen Korps (siehe unten) und erhielt am 11. Dezember nachmittags drei Uhr aus nächster Nähe einen Schuß durch beide Unterschenkelknochen und einen zweiten durch das Knie. Er brach zusammen, und liegend schlug er mit dem Kolben auf die über ihn hinwegschreitenden Schotten ein, bis ein dritter Schuß durch die Lunge ihn niederstreckte. 24 Stunden hat er dann auf dem Schlachtfelde gelegen und ist halb tot in Jacobsdal eingeliefert worden. Am furchtbarsten hat ein zu den Coldstream-Guards gehöriger Engländer gelitten, der auf dem obigen Bilde nicht zu sehen ist. Er wurde erst 36 Stunden nach der Verwundung mit einem Oberschenkelbruch unter einem Haufen bereits verwesender Leichen gefunden und ist jetzt auf dem Wege der Besserung. Was solch ein armes Menschenkind ausgestanden hat 36 lange Stunden hindurch, ohne einen Tropfen Wasser in glühender Sonnenhitze, ohne Schutz vor der Kälte der Nacht, begraben und vergessen unter den Körpern seiner toten Kameraden, das vermag auch die lebhafteste Phantasie sich nicht auszumalen. Übrigens erzähle ich diese glücklichen Heilungen nicht, damit man uns für ärztliche Wunderkünstler halte; das sind wir leider durchaus nicht, sonst wäre noch mancher am Leben, der in den letzten Tagen seinen Wunden erlegen ist. Wenn so schwer Verletzte, wie die oben erwähnten, wieder gesund werden, so haben sie es viel mehr ihrer eigenen kräftigen Natur, als der Kunst des Arztes zu verdanken.

Jacobsdal, den 26. Dezember 1899.

Den ersten feiertag haben Stabsarzt Matthiolius und ich dazu benutzt, uns über die Verhältnisse im Felde zu orientieren und uns

vor allem die Ortlichkeiten der letzten Schlacht anzusehen, welche die Buren nach den Bergen von Scholtznek, die Engländer nach der Farm Magersfontein (Fig. 11) benennen. Es ist hier am Platze, einiges über die vorangegangenen kriegerischen Ereignisse nachzuholen.

#### Lord Methuens erfolgloser Zug auf Kimberley.

Kimberley, die Diamantenstadt, war belagert, sie war für den in ihr eingeschlossenen Cecil Rhodes nicht mehr Piccadilly, wie er sie noch im Anfang der Cernierung bezeichnet hatte. Mangel und Not begannen sich bemerkbar zu machen, Kimberley mußte entsetzt werden. Die Aufgabe fiel dem Generalleutnant Lord Methuen zu, welcher am 12. November in Oranje-River-Station eintraf und sofort mit ca. 7500 Mann entlang der Bahn den Vormarsch auf Kimberley begann.

Am 25. November stieß er bei Belmont (vgl. die Karte Fig. 14) auf den Feind, welcher den vordersten der drei hintereinander gelegenen Rücken des sogenannten Kaffirs-Kop besetzt hatte. Die Engländer kamen in frühesten Morgenstunde bis auf 500 Meter an die Burenstellung heran, erhielten dann aber ein so überraschend heftiges Feuer, daß einzelne Bataillone der Gardebrigade zu wanken begannen. Sie rafften sich jedoch wieder auf, und nach heftigem Kampfe und intensiver Beschießung durch Artillerie wurden die drei Kopjes\*) von der Infanterie genommen. Die Buren ließen es nie zum Bajonettangriff kommen, sondern hielten die Stellung immer nur so lange, als sie dem Feinde ohne großes eigenes Risiko wirksame Verluste beibringen konnten; dann gingen sie zurück, um eine neue Position einzunehmen. Nach Aufgabe der Belmonter Berge setzten sie sich unverfolgt auf den neunzehn Kilometer nördlich von Belmont gelegenen Höhen von Enslin fest; Methuens Truppen zogen sich in ein Lager zurück. Die Engländer hatten an diesem Tage 55 Tote und 245 Verwundete; an Offizieren hatten sie zehn Prozent verloren. Die Verluste der Buren betragen etwa den fünften Teil der englischen.

\*) „Kopje“ wird „Koppi“ ausgesprochen und bedeutet „Köpfchen“.

Am 24. November besetzte Lord Methuen die Bahnstation Graspan, und am 25. griff er die Buren in ihrer acht Kilometer nordöstlich bei Enslin gelegenen Stellung an. Die Engländer sprechen von einem Gefecht bei Graspan, die Buren benennen die Aktion nach den Rooilaagter Höhen das Gefecht bei Rooilaagte. Methuen brach mit 8000 Mann (er hatte inzwischen Verstärkungen erhalten), mit sechzehn Geschützen und einem Panzerzuge in aller Frühe auf und erhielt um fünf Uhr morgens Artilleriefener, welches den Panzerzug zum Zurückgehen zwang. Es entspann sich ein dreistündiger Artilleriekampf, in welchem die Engländer mit der doppelten Anzahl Geschütze keine Feuerüberlegenheit erzielen konnten. Methuen befahl deshalb, das ganze Geschützfeuer auf den linken Flügel der Buren zu konzentrieren und hier den Angriff zu unternehmen. Als die Buren die Absicht merkten, zogen sie sich zurück und besetzten ein 600 Meter weiter rückwärts gelegenes Kopje. Inzwischen hatten die Engländer Nachricht erhalten, daß bei Honey Nest Kloof eine starke Burenabteilung stehe; sie brachen deshalb den Kampf ab und gingen nach Graspan zurück. Das Gefecht war also ungünstig für die Engländer verlaufen, trotzdem ihre Verluste gering waren (16 Tote und 169 Verwundete, 1,4% Offiziersverluste). Das Hauptverdienst kommt den acht Geschützen des Major Albrecht zu, welche mit solcher Präzision feuerten, daß sie den sechzehn Geschützen der Engländer überlegen blieben. Es ist nicht ganz verständlich, warum sich die Buren am 26. November von Rooilaagte auf den Riet- und Modderfluß zurückgezogen haben.

Inzwischen war der Burengeneral Cronje mit einem großen Teil der um Maseking konzentrierten Truppen nach dem Süden gezogen und stellte sich den Engländern in einer besetzten Position bei Modderriver-Station mit ca. 6000 Mann und zehn Geschützen entgegen. Die Stellung der Buren war eine vorzügliche; die Verschanzungen am nördlichen Flußufer waren durch Weidengebüsch und kleine Felsgruppen so geschickt verdeckt, daß die Engländer über die Stärke der Stellung vollständig im unklaren blieben. Am 28. November sechs Uhr morgens ging Lord Methuen nach vorangegangener Beschießung durch Artillerie zum frontalen Angriff

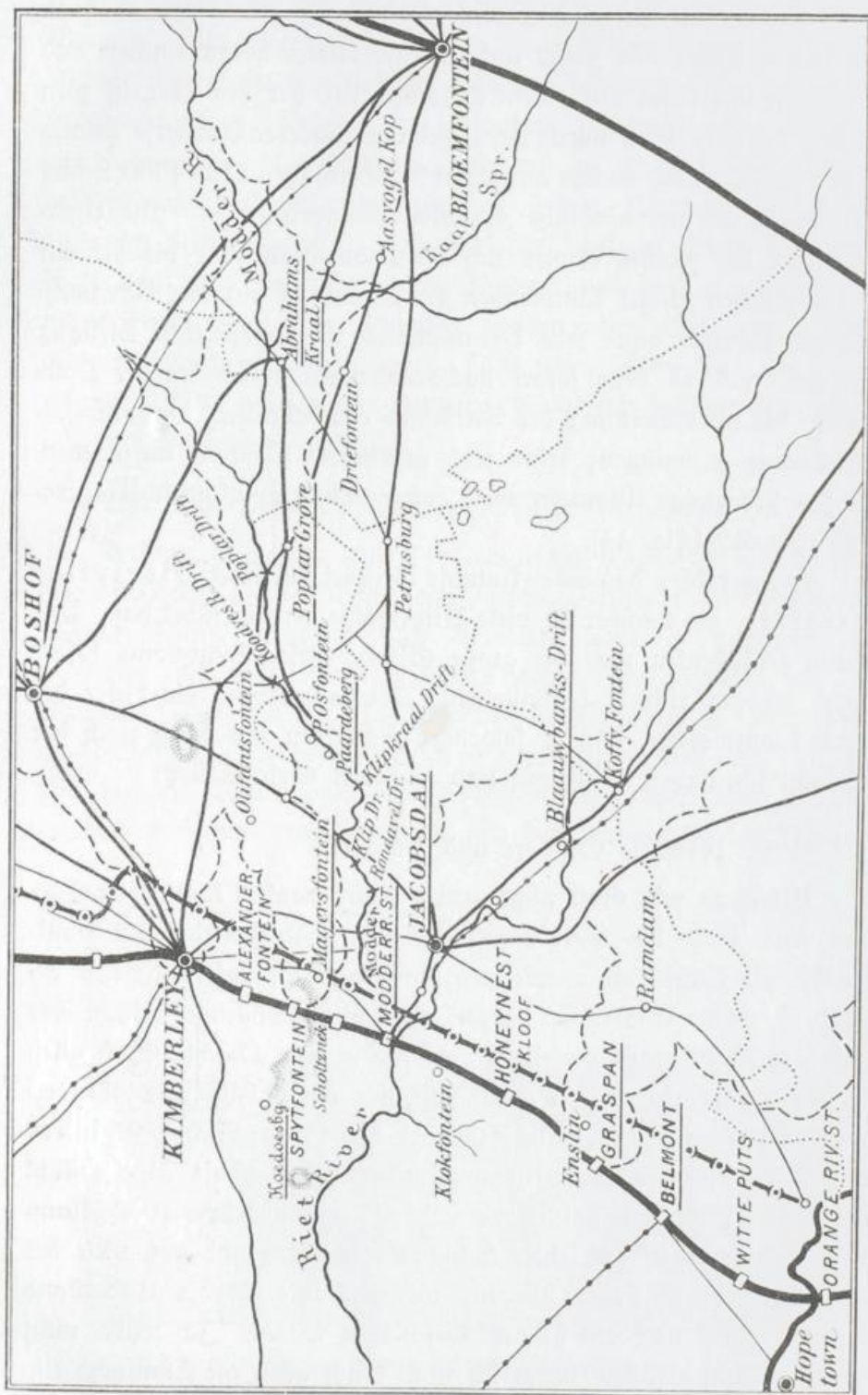


Fig. 14. Der westliche Kriegsschauplatz.

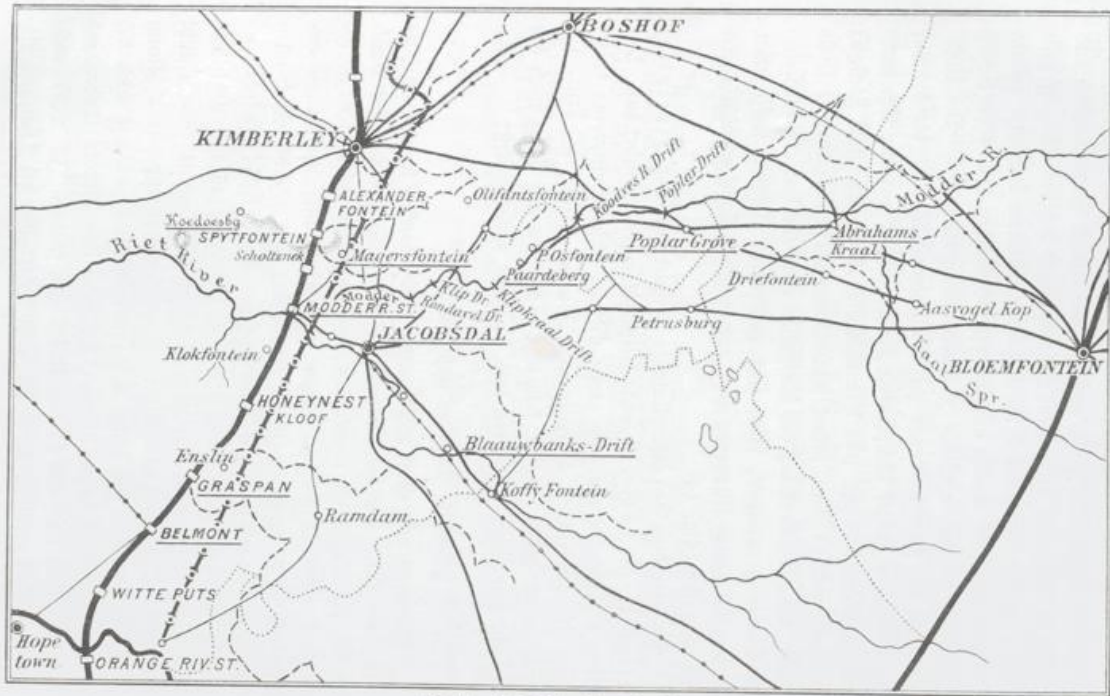


Fig. 14. Der westliche Kriegsschauplatz.

über, da er eine Umgehung ohne Grund für unausführbar hielt. Die Buren ließen den Feind auf ca. 600 Meter herankommen und empfingen ihn dann mit einem Geschosshagel, der den Angriff zum Stocken brachte. Erst durch Heranziehung stärkerer Artillerie gelang es den Engländern, welche aus ihren 22 Geschützen über 4000 Schuß verfeuerten, an das nördliche Flußufer heranzukommen. Die Überschreitung des Flusses erwies sich als undurchführbar, bis die auf dem westlichen Flügel kämpfenden Freistaatburen um vier Uhr nachmittags plötzlich ohne jede Veranlassung ihre vorzügliche Stellung verließen und so dem sofort nachdrängenden Generalmajor Polecarew die Überschreitung des Rietflusses ermöglichten. Dadurch sah sich Cronje gezwungen, seine jetzt gefährdete Position aufzugeben. Er zog sich einige Kilometer weit auf die Linie Spytfontein-Magersfontein zurück (Fig. 14).

Es war dies das erste eklatante Beispiel burischer Disziplinlosigkeit, die nachher so viele Mißerfolge herbeigeführt hat. Den beiden Präsidenten war die große Gefahr dieses Symptoms sofort klar. Krüger richtete deshalb eine Note an Steyn, die dieser dadurch beantwortete, daß er folgendes Schreiben am Tage nach der Schlacht sämtlichen Offizieren und Bürgern vorlesen ließ:

„Geehrte Offiziere und Bürger!

Während wir Gott nicht genug dafür danken können, daß er uns seine Hilfe bis hierher geliehen hat, während wir mit Dankbarkeit die Tapferkeit anerkennen, welche durch unsere Krieger gezeigt ist beim Widerstand gegen eine überwältigende Macht des Feindes, so ist es zu derselben Zeit meine erste Pflicht, Euch allen die Thatsache einzuprägen, daß wir nur allein Hilfe von oben erwarten können, wenn Einigkeit und Liebe ist zwischen Offizieren und Bürgern und wenn jeder einzelne gewissenhaft seine Pflicht thut. Mit Bedauern haben wir gehört, daß nur etwa 1000 Mann des Freistaates in der letzten Schlacht mitfochten und daß viele der anderen in dem Lager blieben, während ihre Brüder Widerstand leisteten, selbst nachdem sie zurückgeschlagen waren. Ich würde nicht meine Pflicht erfüllen, wenn ich nicht Euch allen die Thatsache ein-

prägen wollte, daß ein solches Benehmen nur zu verhängnisvollem Ausgang für unsere Freiheit als Volk führen kann und unsere Brüder im Streite ins Unglück bringt. Ich muß daher jedem einzelnen einprägen, daß es seine besondere Pflicht ist, den Offizieren im Kommando zu gehorchen, und daß die Offiziere den Bürgern während aller Schlachten treu zur Seite stehen. Wenn wir so handeln, habe ich keinen Zweifel, daß der Gott unserer Väter und unser Gott uns nicht verlassen wird, sondern uns den Sieg giebt. So möge denn nicht einer gefunden werden, der nicht beim nächsten Gefecht an seinem Platze steht! Laßt jeden seinen Teil am Streite nehmen! Wir müssen uns erinnern, wofür wir fechten: Wir fechten für alles was uns teuer ist.“

#### Die Schlacht bei Magersfontein (Scholtznek).

Anfang Dezember trafen im englischen Lager am Modderfluß die erwarteten Verstärkungen ein, welche Methuens Streitkräfte auf 13000 Mann brachten. An Artillerie hatte er nunmehr fünf Batterien und fünf Marinegeschütze, darunter ein schweres, zur Verfügung. (Das schwere Marinegeschütz stand später auf den Höhen nordöstlich von Jacobsdal, wo ich es photographieren konnte (Fig. 15). Die riesigen Dimensionen des Lydditebomben werfenden Kolosses ergeben sich aus dem Vergleich mit dem nebenstehenden Manne.)

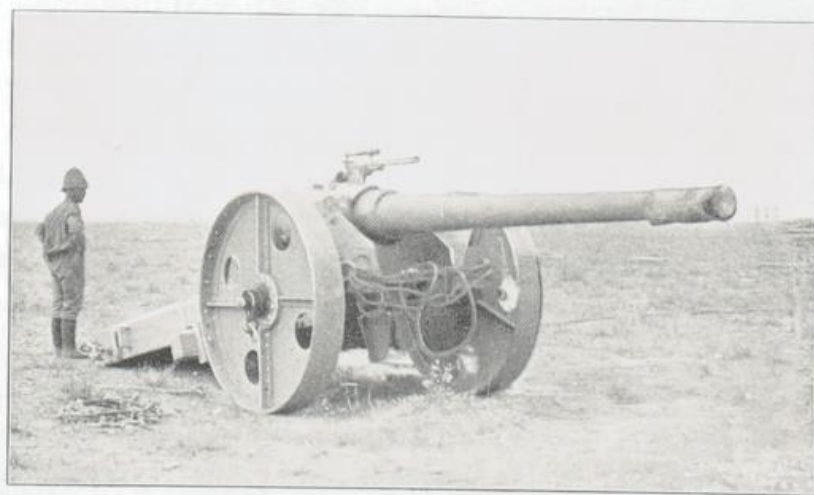


Fig. 15. Schweres englisches Marinegeschütz.

Die Stellung der Buren erstreckte sich von der Durchtrittsstelle der Bahn durch die Berge von Scholtznek in der Linie Spytfontein-Magersfontein bis zu einem Punkte, der etwa zwölf Kilometer nordöstlich von Modderriverstation gelegen ist (Fig. 14). Hier stand Cronjes linker Flügel. An dieser ganzen Linie hatten die Buren vorzügliche Schanzen angelegt. Ich habe mir dieselben nach der Schlacht genau angesehen und Photographien von ihnen aufgenommen (Fig. 16). Man erkennt, daß der ganze Mann auch im Stehen gut gedeckt war. Die Front der Schanzen war vor der Schlacht durch zusammengetragenes Dornestrüpp unkenntlich und durch Drahthindernisse unzugänglich gemacht worden. Diese Verschanzungen erstreckten sich bogenförmig bis an den Modder-



Fig. 16.

fluß. Im Bereich der Scholtzneker Kopjes, welche auf Fig. 17 und 19 sichtbar sind, waren sie in einer Entfernung von 100—200 Meter vor den

Bergen angelegt, was sich im Laufe des Gefechtes als sehr praktisch herausgestellt hat. Das Terrain vor den Schanzen ist flach, stellenweise leicht wellig, es fällt gegen Modderriverstation hin etwas ab und war infolgedessen von den Burenpositionen aus gut zu übersehen. Die Wahl der Stellung war eine sehr geschickte, überhaupt haben wir oft Gelegenheit gehabt, die große Virtuosität der Buren im Auswählen von Positionen und im Anlegen von Befestigungen zu bewundern (siehe unter Paardeberg).

Am Sonntag den 10. Dezember nachmittags zwei Uhr trat Methuen mit seinen gesamten Truppen außer der 9. Infanteriebrigade, welche zur Sicherung des Trains und der Flußübergänge zurückgelassen wurde, den Vormarsch über den Modderfluß an.

Das schwere Marinegeschütz wurde längs der Bahn drei Kilometer nördlich von Modderriverstation vorgezogen und begann die Beschießung der Scholtzneker Kopjes. Auf diese hatte Cronje eine Anzahl Mannschaften mit Martini-Henry-Gewehren postiert, welche bei Annäherung der englischen Vorhut Schnellfeuer abgaben. Das rauchstarke Pulver der unmoderneren Gewehre entwickelte sehr viel Dampf, und so wurde die ganze Aufmerksamkeit der Engländer auf die Höhen gelenkt, während die Hauptstreitmacht der Buren thatsächlich vor den Bergen lag. Es begann jetzt ein äußerst heftiges Feuer der englischen Artillerie, welches teils die Spitzen der Kopjes bestrich, teils über dieselben hinwegflog und hinter den Höhen viel Schaden unter den dort stehenden Pferden anrichtete (Fig. 17). Die Buren selbst wurden durch die Beschießung so gut wie gar nicht behelligt, da die Mannschaften mit den Martini-Henry-Gewehren die Kopjes längst wieder verlassen hatten. Erst gegen Abend verstummte das Feuer der englischen Artillerie, welche nun mit der Garde und der Highlanderbrigade zusammen angesichts der Burenpositionen ein Lager bezog.

Lord Methuen glaubte die Buren durch das heftige Artilleriefeuer vollständig demoralisiert und wollte sie bei Tagesgrauen in ihren Stellungen überraschen. In den Lagern war während der Nacht jedes Geräusch und laute Gespräch verboten, Lagerfeuer wurden nicht angezündet, das Rauchen war untersagt. Nachts um ein Uhr wurde in aller Stille bei strömendem Regen aufgebrochen. (Diese Regengüsse hängen offenbar mit der durch starkes Bombardement veranlaßten Eusterschütterung zusammen; auch bei der Beschießung Cronjes am Paardeberg [siehe unten] hat es in Strömen geregnet, während vorher große Trockenheit geherrscht hatte.) In dunkler Nacht marschierte die Hochländerbrigade gegen die Mitte der feindlichen Stellung entlang dem Fahrwege nach Kimberley (Fig. 14). Man vermutete dort am östlichen Ende der Kopjes den linken Flügel der Buren. Durch Dornestrüpp ging es vorwärts, einer der im Freistaat überall zu findenden Stacheldrahtzäune wurde überwunden, und eben wollte man sich zum Angriff auf die besetzt geglaubten Höhen entwickeln, da kam aus dem Boden heraus

unerwartet und schrecklich ein mörderisches Gewehrfeuer, welches die Brigade in geschlossenen Kompaniekolonnen traf und Reihen um Reihen niedermähte. In vollständiger Verwirrung fluteten die Massen zurück, innerhalb weniger Minuten war ein Fünftel der Brigade (763 Mann) gefallen.

Die Buren hatten ihrerseits den Nachtangriff nicht erwartet, und fast wäre es den Engländern gelungen, die Stellung zu durchbrechen, denn süß schliefen Afrikas Söhne in ihren Schanzen. Da ertönt plötzlich ein Schuß; einem in der Dunkelheit stolpernden Highlander ist das Gewehr losgegangen. Einige Buren erwachen, sie sehen in der beginnenden Dämmerung eigentümliche Gestalten auf sich zuschreiten: „Nong,\*) was ist das?“ „Laß nur, das sind Vogel Strauße.“ (Es werden dort viele zahme Strauße gehalten.) „Aee, Nong, das sind Frauensmenschen, die haben ja Weiberkleider an.“ In demselben Augenblick ertönt die Stimme des Highlander Generals Wamhope, der das Auschwärmen zum Angriff befiehlt. „Um des Himmels Willen, Nong, schieß, schieß, das sind keine Frauensmenschen, das sind die Schotten“ und von drei Kugeln durchbohrt sinkt General Wamhope zu Boden.\*\*)

Die Wirkung des Burenfeuers war eine so überraschende und gewaltige, daß es den Highlander-Offizieren nicht mehr gelang, ihre Mannschaften näher als bis auf 1000 Meter an den Feind heranzubringen. Höchstes Lob verdient das Verhalten aller Hochländer-Offiziere, von denen nicht weniger als 47 fielen, und eines Unteroffizieres der Argyll and Southerland Highlander. Als letzterer die Seinen wanken sah, nahm er den Dudelsack eines gefallenen Pfeifers und ging im dichtesten Kugelhagel vorwärts, um vielleicht durch die

\*) Nong = Junge, bei den Buren als Anrede ebenso beliebt wie in manchen Teilen Norddeutschlands.

\*\*) So ist mir der Hergang von mehreren Kombattanten erzählt worden. Für die Wahrheit kann ich nicht garantieren, da ich nicht dabei war, doch halte ich es nach meinen späteren Erfahrungen für sehr wohl möglich, daß die Buren schlafend in ihren Schanzen überrascht wurden, und nur durch Zufall rechtzeitig erwachten. Der Sicherheitsdienst war in dieser Episode des Krieges ein höchst mangelhafter.

geliebten Klänge des heimathlichen Instrumentes die Schotten noch zu halten. Alles war vergebens, der Eindruck war ein zu nervenerschütternder gewesen, noch einige schwache Angriffsversuche machte die erschöpfte Brigade, dann mußte sie aus dem Kampfe zurückgezogen werden.

Als es heller Tag wurde, bemerkten die Engländer zu ihrem Erstaunen, daß die Stellung der Buren nicht bei Magersfontein endete, sondern sich in der Ebene längs des Weges Magersfontein-Jacobsdal bis an den Modderfluß hinzog. Gegen die hier gelegenen Verschanzungen richteten die Engländer nun ein heftiges Geschützfeuer und sandten dann die Gardebrigade und die Gordon-Highlanders zum Angriff vor. Nach stundenlangem Schützenfeuer in gedeckter Stellung gingen die Truppen zum entschiedenen Sturme über, wurden aber blutig zurückgeschlagen. Sie vermochten indessen noch sich in wirksamer Schußdistanz auf dem Boden liegend zu behaupten und einige Offensivversuche der Buren abzulehnen. Hier wurde am Nachmittag um drei Uhr das skandinavische Korps der Buren bei einem tollkühnen Angriff auf die englische Stellung vernichtet. Von 60 Mann blieben 45 auf dem Platze, darunter der Führer. Am Spätnachmittag fuhren die Buren neue Geschütze auf und richteten ein wirksames Schrapnellfeuer auf die englischen Linien. Die erschöpften Truppen vermochten sich nun nicht mehr zu halten und gaben den Kampf auf. Die englischen Verluste betragen 171 Tote, 692 Verwundete, 107 Vermißte, von Offizieren waren 23 tot und 45 verwundet. Die Verluste der Buren waren viel geringer, sie hatten 60—70 Tote und 110—120 Verwundete. Im ganzen hatten nur etwa 2000 Buren im Feuer gestanden, ein Teil des Centrums und der ganze rechte Flügel waren am Gefecht gar nicht beteiligt gewesen.

Am Morgen des 12. Dezember wurde behufs Beerdigung der Toten bis zum Mittag ein Waffenstillstand geschlossen. Nach Ablauf desselben zog sich Methuen in sein altes Lager südlich vom Rietfluß zurück, von den Buren nur durch Geschützfeuer behelligt. Seitdem ruht der Kampf, und die Parteien liegen sich thatenlos auf etwa sechs Kilometer gegenüber.

So war die Situation, als wir am 25. Dezember auf dem Magersfonteiner Schlachtfelde eintrafen. Es wurde uns bedeutet, Schritt zu reiten, da die Engländer jede auftauchende Staubwolke mit einigen groben Geschossen zu bedenken pflegen. Im allgemeinen beschränken sie sich darauf, aus ihren Geschützen den Buren Morgen- und Abendgrüße zuzusenden und zwar mit solcher Regelmäßigkeit, daß man fast die Uhr danach stellen kann. Wir ritten die Schanzen ab, kletterten auf die Kopjes und konnten von dort aus mit bloßem Auge das englische Lager übersehen, mit dem Glas erkannten wir sogar die zwischen den Zelten umhergehenden Menschen. Abgerissene Klänge einer Militärmusik drangen zu uns herüber, ein ungewohnter Ton in diesem unmusikalischem Südafrika. Zwischen den Burenschanzen und dem englischen Lager liegen noch eine Anzahl Leichen, die nicht beerdigt werden konnten, weil sie sich im Bereich des beiderseitigen Feuers befanden. So hat man sie liegen lassen müssen, und die Tiere der Wildnis haben dafür gesorgt, daß man nur noch die gebleichten Knochen in der Sonne leuchten sieht.

Ein häßlicher Anblick bot sich uns hinter den Kopjes. Hier hatte das englische Granatfeuer unter den Burenpferden gewütet (Fig. 17). Wo wir hinblickten, fanden wir Schrapnells, Granaten, Lydditebomben und ihre Sprengstücke. Manche der Felsblöcke waren vollständig zermalmt, tiefe, mit gelbem Pulver angefüllte Löcher im Boden bezeichneten die Stellen, wo Lydditebomben krepirt waren. Hier bekommt man erst einen Begriff, wie wichtig es war, daß die Buren ihre Schanzen vor den Steinhügeln anlegten, denn die Wirkung der modernen Artilleriegeschosse ist auf steinigem Boden eine verheerende.

Mehr als hundert getötete Pferde lagen dort, stellenweise in Reihen, wie wenn man Bleisoldaten umwirft. Furchtbar zerrissene Glieder waren umhergestreut, einem Pferde waren die zerschmetterten Hinterbeine beim Zusammenstürzen auf den Rücken geraten. Ein unerträglicher Geruch verbreitete sich meilenweit, bei nordwestlicher Windrichtung selbst bis Jacobsdal. Der Gestank hatte unzählige Nasgeier angelockt, welche gierig in den Pferdeleichen herumwühlten, die Eingeweide hervorzerren und sie in die nächsten Dornbäume

verschleppten. Zwischen den Kadavern lagen einzelne verendete Geier, sie hatten von dem giftigen Lydditepulver gefressen. Wie die Buren es in dieser Pestatmosphäre aushalten können, ist mir unbegreiflich. Ebenso wenig verstehe ich es, daß sie die Pferdeleichen unbeerdigt liegen lassen; Zeit zum Begraben hätten sie doch jetzt gewiß.

Wir ritten weiter, überall angestaunt von den Buren, die von den deutschen Doktoren zwar schon gehört, sie aber noch nicht gesehen hatten (fig. 18). Als die Nachricht von unserer Ankunft in



fig. 17.

Jacobsdal zu den Lagern gelangte, sollen die Buren ein Hoch auf Deutschland ausgebracht haben. Schön sehen sie übrigens nicht aus, unsere niederdeutschen Stammesgenossen. Schon an und für sich halten sie nicht viel vom Waschen, und hier in der Wüste, wo man zum nächsten Wasser eine halbe Stunde reiten muß und überhaupt nur an ganz vereinzelt Stellen Wasser findet, scheinen sie sich diesen Luxus ganz abgewöhnt zu haben. Die armen Kerls! Ein Vergnügen ist es wahrhaftig nicht, in dieser Sonnenglut unter notdürftigen Zelten und im sogenannten Schatten der Dornbüsche zu

liegen, wenn man vom Kriege eigentlich gar nichts wissen will und viel lieber zu Hause auf der Farm bei Frau und Kindern wäre. Augenblicklich wird allerdings das Heimweh vom stolzen Bewußtsein des Sieges und von der Freude am Leben übertäubt.

Viel haben sie zu erzählen, die Jungen und die Alten, denn alle Altersklassen sind vertreten vom vierzehnjährigen Kinde bis zum weißbärtigen Greis. Lebhaft gestikulierend berichten sie, wie sie bei Rooilaagte auf dem linken Flügel hart bedrängt waren, wie die Granaten und Shrapnells mit höllischem Lärme platzten, und wie die „Engelschen“ zum Angriff schritten. Da sei Major (nämlich Albrecht) aufgefahren, zischend seien seine Geschosse mitten in die Feinde hineingeflogen und



hätten Luft geschafft: „Ja, Major ist ein fluger Kerl.“

Wie der Jäger in diesen Naturmenschen erwacht, wenn sie erzählen! Zwei haben hinter einem großen Ameisenhaufen gelegen, als die ersten Reiter des 9. Lanceregiments den Modderfluß zu überschreiten versuchten. „Nong, der vorderste Kerl\*) soll's schwer kriegen.“ „Nee, laß mich schießen.“ „Nee, ich schieße.“ Schließlich krachten beide Schüsse und der Mann sinkt vom Pferde. Ein alter weißbärtiger Bure hat am Nachmittag des 10. Dezember im langen Feuergefechte den englischen Garden gegenübergelegen. Er erzählt: „Doktor, ich habe doch schon manchen Springbock und Bleßbock geschossen, aber nichts ist so ‚lekker‘, wie Engelsche schießen. Hinter Ameisenhaufen haben wir uns gegenüber

\*) Das Wort „Kerl“ bedeutet in der Burensprache „Mann“ ohne den schlechten Neben Sinn, welchen es im Deutschen hat. Ein Kazarettgehilfe ist ein „Ambulanzkerl“.

gelegen und aufgepaßt, bis einer den Kopf zeigt. Ich sehe hervor und pitsch! schlägt die Kugel neben mir in den Sand. Na warte, Engelschmann! Da streckt er den Kopf heraus, um zu sehen, ob ich klaar\*) bin. Mein Schuß kracht, er wirft die Arme in die Luft und sinkt lautlos zurück.“ Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß um den Toten nun wohl eine Mutter weint. „Ja,“ sagte der Alte, „die arme Frau! Maar ik kan nie help nie“ (ich kann's nicht ändern). Was habe ich dem Engelschmann gethan, daß er auf mich alten Mann schießt und hierher kommt, um mein Land zu nehmen?“

Ich hätte gern noch von unserem Besuch bei Major Albrecht erzählt, aber es ist spät geworden. Ein andermal mehr.

Jacobsdal, den 27. Dezember 1899.

Ich will noch nachholen, was wir am ersten Weihnachtsfeiertage weiter erlebt haben. Als wir an den Kopjes entlang ritten, begegneten wir auf dem Magersfontein's Schlachtfelde einer Burenpa-trouille, einer sogenannten die mir so malerisch erschien, daß ich sie photographierte (Fig. 19). Wir fragten die Leute, wo Major Albrecht bedeuteten uns, wir die (auf Figur 19 sichtbaren) Kopjes herläge, und sie sollten nur um ihn finden. Richtig, da war er. Schon von weitem hörten wir ein vergnügtes Lachen; man hielt eine Nachfeier des Heiligen Abends, zu der wir freund-



Fig. 19.

\*) Klaar = fertig, erledigt, in diesem Falle tot.

licht eingeladen wurden. Zahlreiche leere Flaschen und Cigarrenkisten bewiesen, daß man hier am Weihnachtsabend infolge reichlicher Liebesgaben aus Bloemfontein vergnügter gewesen war, als wir in unserem traurigen Jacobsdal. Eine Mimose hatte den Weihnachtsbaum gebildet; die an ihr befestigten Lichter wurden uns zu Ehren wieder angesteckt, und bald war die aufgeräumteste Unterhaltung im Gange.

1 2 3 4 5



Fig. 20. Im Laubzelte bei Major Albrecht.

Albrechts Stab besteht fast nur aus Deutschen. Leutnant von Heister, früherer preußischer Dragonerosffizier, war nicht anwesend, da er mit seinem Geschütz eine etwas abgelegene Position inne hatte; dagegen waren zugegen der Gastwirt Sondermann (Fig. 20, 5), der Friseur Tschert (2), der Uhrmacher Kroker (8) und der Juwelier Augenstein (6), sämtlich aus Bloemfontein. Alle diese Leute haben die letzten Schlachten von Belmont bis Magersfontein mitgemacht und sich vielfach ausgezeichnet. Der Pforzheimer Goldarbeiter Augenstein hat bei Rooilaagte durch seine rücksichtslose Tapferkeit ein schon für verloren gehaltenes Geschütz gerettet, auch Leutnant von Heister

soll sich durch besondere Kühnheit hervorgethan haben. Er war später der erste, welcher im Staatscourant seiner Tapferkeit wegen aufgeführt wurde, eine Auszeichnung, welche etwa der Verleihung des eisernen Kreuzes bei uns entspricht.

Noch vier andere Gestalten sind auf dem Bilde (fig. 20) zu erkennen. Da ist zunächst unser alter Freund v. Dewitz (3), der sich bereits vollständig eingelebt hat, dann Stabsarzt Dr. Matthiolius (4) und als verwildertes Scheusal im Vordergrund meine Wenigkeit (NB. ich sehe jetzt wieder anständiger aus). Vor allem aber habe ich einen Mann noch nicht erwähnt, um dessentwillen wir hauptsächlich nach Scholzhnef gegangen waren, unseren Landsmann Major Albrecht (1). Da er in der schlechten Beleuchtung unter dem Laubzelte nur undeutlich zu erkennen ist, gebe ich eine andere Photographie von ihm wieder, welche ihn in voller Uniform darstellt (fig. 21). Major Albrecht ist eine stattliche Erscheinung; ein blonder Vollbart umrahmt ein von der Sonne fast schwarz verbranntes Gesicht, aus dem blaue Augen freundlich in die Welt blicken. Albrecht war ursprünglich Vicewachtmeister der preussischen Gardefeldartillerie und hat als Jüngling den Krieg gegen Frankreich mitgemacht. Als einige Zeit später der Oranje-Freistaat einen Organisator seiner Staatsartillerie brauchte, wurde Albrecht mit dieser verantwortungsvollen Aufgabe betraut und hat dieselbe in bester Weise gelöst. Die Artillerie des Oranje-Freistaates ist ganz nach deutschem Muster eingerichtet, selbst die Uniformen der Mannschaften und Unteroffiziere sind fast die gleichen, wie in Preußen. Die Feuerprobe bestand Albrechts Truppe in den letzten Gefechten.



fig. 21. Major Albrecht.

In Anerkennung seiner Verdienste wurde ihr Führer nach der Schlacht bei Magersfontein zum Kommandanten ernannt und ihm die Oberaufsicht über die sämtliche Artillerie Cronjes, einschließlich der Transvaaler Geschütze, übertragen.

Recht vergnügt sind wir am ersten Weihnachtsfeiertage mit unseren Landsleuten in den Scholtzneker Höhen gewesen, und haben uns durch den abscheulichen Schlachtfeldgeruch nicht anstecken lassen. Interessante Kriegsepisoden wurden erzählt, der unerschöpfliche Teichert machte die gräßlichsten Kalauer und bewirtete uns zur Versöhnung mit selbstbereitetem, vorzüglichem Kaffee. Nur ungern haben wir bei beginnender Dämmerung Abschied genommen und sind nach Jacobsdal zurückgekehrt.

Jacobsdal, 29. Dezember 1899.

Heute morgen hat es wieder viel zu thun gegeben. Das Operieren in dieser Hitze ist wirklich eine Qual, man braucht dauernd jemanden, der einem alle paar Minuten mit einem Tuch das Gesicht abtrocknet. Unseren kleinen Operationsaal haben wir uns zwar recht gut eingerichtet mit all den vorzüglichen Instrumenten und Geräten, die uns das Centralomitee mitgegeben hat; aber einen großen Sack voll fühler, deutscher Luft haben wir leider nicht mitbekommen und so muß es eben auch in afrikanischer Atmosphäre gehen.

Wir haben unseren Operationsaal photographiert (Fig. 22), damit wir zu Hause zeigen können, wie man sich in Afrika hilft. Ein kleines Zimmer des Jacobsdaler Schulhauses mit möglichst gutem Licht wurde ausgesucht und alles Inventar daraus entfernt. Dann ist Schwester Christine mit Schrubber, Lauge und Karbol dazwischen gefahren, daß alle unbefugten Lebewesen vom Bazillus bis zum dreckstiefelbewaffneten Buren entsetzt die Flucht ergriffen, und nun können wir mit unserem Operationsaal wirklich Staat machen. Schöne Schränke und Tische aus Glas und Eisen haben wir zwar nicht, aber alte Kleiderspinden und Waschtische thun es in Afrika auch, nachdem sie mit Schwester Christine nähere Bekanntschaft gemacht haben. Unser größter Stolz und der Gegen-

stand allgemeiner Bewunderung aber ist unsere elektrische Beleuchtung. Das nachstehende Bild zeigt eine der Glühlichtbirnen über dem Operationstische, auf welchem dem schon erwähnten englischen Lanzenreiter Lambert gerade der Gipsverband entfernt wird. Die vorzügliche Beleuchtung des Operationszimmers wird uns bei nächtlichen Operationen gewiß noch gute Dienste leisten.

Wie sind wir wohl mitten im innersten Afrika zu elektrischer Beleuchtung gekommen? Das hängt so zusammen: In Berlin

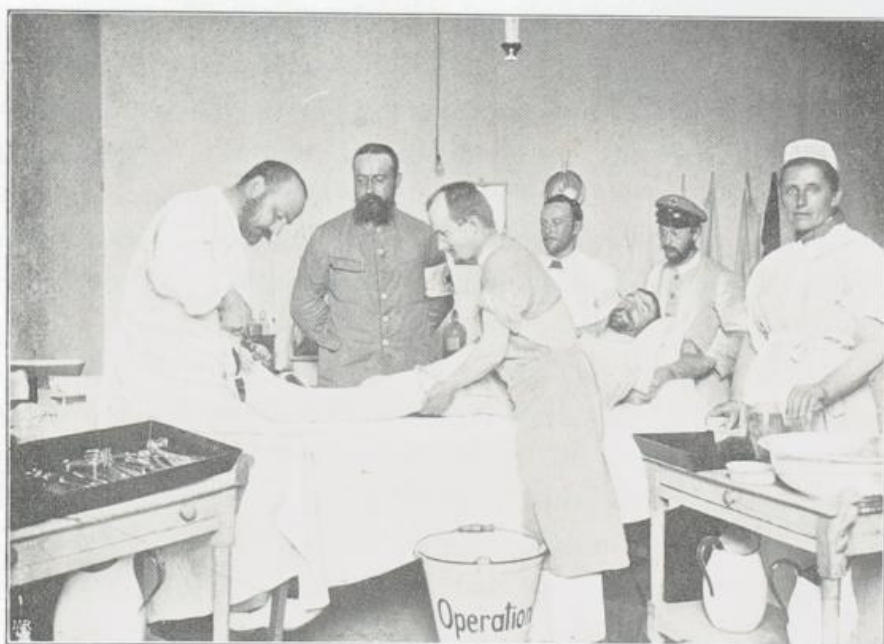


fig. 22.

hatte man uns einen schönen Röntgenapparat mitgegeben, den wir nach all den Kosten und Mühen des Transportes nun auch gebrauchen wollten. Aber wo Elektrizität herbringen in dieser Wüste, sieben Tagereisen entfernt von der nächsten Bahnstation und dreimal so weit von der nächsten Elektrizitätsquelle? Da wäre guter Rat teuer gewesen, wenn es nicht das mit Recht so beliebte Wörtlein „Kommandieren“ gegeben hätte. „Ich kommandiere“ bedeutet nämlich in der südafrikanischen Kriegssprache: „Ich nehme was und wo ich es kriegen kann.“ Also es wurde kommandiert, und zwar

durch einen jungen burischen Elektrotechniker, den Sohn des Postmeistergenerals van Alphen aus Pretoria, der sich uns angeschlossen und uns viele Dienste geleistet hat. Isaac van Alphen reist also nach Johannesburg mit einem großen Kommandierbrief der Regierung versehen, kommandiert in einer Goldmine einen Petroleummotor von vier Pferdekraften, kommandiert in einer anderen Mine eine Dynamomaschine, kommandiert in Pretoria eine Menge Petroleum, kommandiert in Bloemfontein einen Ochsenwagen. Auf diesen Ochsenwagen ladet er alles, was er kommandiert hat, und kommt triumphierend in Jacobsdal an. Sofort wird das Röntgenkabinett eingerichtet, die Akkumulatoren werden geladen, und Afrikas Inneres sieht zum erstenmale die Strahlen unseres großen Physikers.

Unter den Buren war des Staunens kein Ende. Gehört hatten sie wohl von der deutschen Erfindung, aber ganz anders hatten sie es sich gedacht. Der eine hatte geglaubt, man stecke die Röhre in die Wunde hinein und leuchte nun von innen heraus, der andere hatte die ganze Geschichte für einen Mitlanderschwindel gehalten. Mir fielen dabei unsere Verwundeten im griechisch-türkischen Kriege ein. Als ich im Nildizhospital zum erstenmal den Röntgenapparat in Thätigkeit setzte, bekam ich keinen der sonst so tapferen Leute in die „shetan odassi“ (Teufelskammer) hinein. Schließlich nahm ich einen albanesischen Unteroffizier beim Ehrenstandpunkt. Das half, er ging todesmutig in das Röntgenkabinett, nachdem er vorher zwei Kameraden mit geladenem Gewehr an der Thür postiert hatte, welche die Erlaubnis erhielten, mich auf der Stelle totzuschießen, wenn ihm etwas passiere. Als der Albanese sah, wie ungefährlich und doch wie wunderbar die Sache war, da äußerte sich sein Erstaunen in echt mohammedanischer Weise: „Herr, Du bist ein großer Arzt. Allah segne Dich und Deine kluge Mutter! Ich sehe meine Knochen, ich sehe mich im Grabe.“ Wenn man bedenkt, welchen Eindruck die Röntgensche Erfindung bei ihrem ersten Erscheinen auf uns Kulturmenschen gemacht hat, so wird man sich über das naive Erstaunen des Naturfindes nicht wundern. Triumphierend schritt der Albanese aus der Dunkelkammer, und in einer Stunde wußte das ganze Hospital von der Kühnheit Osman bin Ali's und von

der wunderbaren Kunst der deutschen Ärzte. Nun wollten alle die Röntgenstrahlen sehen, und keiner ließ mehr eine Operation an sich vornehmen, wenn nicht vorher eine Röntgenaufnahme gemacht worden war. Ich habe manchmal zu schändlichen Lügen meine Zuflucht nehmen müssen, z. B. bei einem Türken, der eine höchst gefährliche Eiterung am Unterschenkel hatte ohne Verletzung des Knochens. Da man natürlich von der Weichteilerkrankung auf dem Röntgenbilde nichts erkennen konnte, der Zustand des Patienten aber ein gefährlicher war, so log ich ihm vor, der Eiter habe schon seinen ganzen Unterschenkelknochen in zwei Teile gefressen (der Unterschenkel hat bekanntlich zwei Knochen und der Zwischenraum zwischen beiden ist im Röntgenbild als Spalt sichtbar). Man möge mir diese Lüge verzeihen, sie war gut gemeint.

Doch ich bin abgeschweift. So ursprünglich, wie bei den türkischen Verwundeten äußerte sich natürlich das Erstaunen bei den Buren nicht; vor allem haben sie nie irgend welche Schwierigkeiten gemacht, wenn sie mit Röntgenstrahlen untersucht werden sollten. In dieser, wie in mancher anderen Hinsicht sind sie überhaupt sehr angenehme Patienten. Wenn man irgend eine Maßnahme, auch große Operationen für notwendig hält, sind sie meist sofort entschlossen: „Du weißt es besser wie ich, Doktor, Du hast es ja gelernt.“

Wir hatten also mit unserem Motor und Dynamo von vier Pferdekraften den Röntgenapparat in Betrieb gesetzt. Nun blieb noch eine Menge elektrischer Kraft unbenuzt übrig, und da kam der junge van Alphen auf den guten Gedanken, das Hospital elektrisch zu beleuchten. Er kommandierte wieder und zwar diesmal Glühlampfen und was sonst nötig war, und in einigen Tagen prangte das Hospital im Glanze elektrischen Lichtes. Von überall strömten die Leute herbei, um das Wunder zu sehen und namentlich die liebe Jugend wollte alles bis ins Einzelne studieren. Da wußte sich Isaac van Alphen aber zu helfen; er umgab die elektrische Anlage mit einem Draht, durch den er einen kräftigen faradischen Strom schickte, und bald war die Jacobsdaler Jugend von ihrem Wissensdrange geheilt. Fabelhaft komisch war das Entsetzen einiger Kaffern, welche in aller Unschuld den Draht kräftig anfaßten, um

offenen Males die schnurrende Maschine zu bewundern. Unter Wehgeheul und den komischsten Sprüngen klebten sie an dem Zauberstricke fest, und erst, nachdem sie des Exempels halber eine Zeit lang tüchtig gezappelt hatten, wurden sie durch Unterbrechen des Stromes erlöst. Grinsend eilten sie davon, um ihre Couleurbrüder zu warnen.

Jacobsdal, den 1. Januar 1900.

Ins neue Jahr, oder, wenn man so will, ins neue Jahrhundert habe ich hinübergeschlummert. Wozu soll man auch aufbleiben, wenn man doch keine Berliner Pfannkuchen und keinen Punsch bekommt und überhaupt zum Neujahrfeiern zu stumpfsinnig ist. Diese traurige Sylvesternacht rechnet nicht für voll. Das zwanzigste Jahrhundert fängt für mich erst nächstes Jahr an, und dann wird intensiv nachgeholt. Ich habe gar nicht gewußt, daß ich solch ein Epikureer und Genußmensch bin; das merkt man immer erst, wenn es mit jedem Genießen und jedem Vergnügen so vollständig aus und vorbei ist, wie hier. Heute nachmittag habe ich, als ich im heißen, dumpfigen Zelt unbekümmert um Millionen fliegen ein Mittagsschläfchen hielt, nur von Dressel und Hiller, von Frühstück und Diner, von Sekt und Austern geträumt. Die Hallucination, es gäbe eisgekühlte Getränke und es gäbe auch andere Speisen wie jeden Tag Hammelfleisch mit Zwiebeln, hat mich noch stundenlang verfolgt. Überhaupt bin ich gar nicht mit mir zufrieden; abgesehen davon, daß sich meine Großhirnhemisphären scheinbar nur noch mit materiellen Dingen beschäftigen können, ärgere ich mich über meine Unbeständigkeit. Als ich in meinem lieben Neckar-Tübingen saß unter freundlichen Menschen und in einer entzückenden Landschaft (ach ja, welche Landschaft! die kommt auch in meinen Hallucinationen vor), da konnte ich die Zeit nicht erwarten, bis es hinausging in den Türkenkrieg, in den Burenkrieg — und jetzt? Was gäbe ich darum, wenn ich wieder unter den Platanen am Neckar wandeln und von Hohentübingen hinausblicken könnte auf die waldigen Höhen unserer Alb! Hoch und teuer schwöre ich jetzt, daß ich von nun an brav im Lande bleiben und mich der fried-

lichen Schönheit der Heimat und der Errungenschaften unserer Kultur freuen will. Und sitze ich dann zu Hause, so zieht's mich wieder fort; dann höre ich in stillen Stunden das Rauschen der See, das Geflüster im Palmenhain, dann kommt wieder der ganze verführerische Zauber über mich, mit dem die Tropenwelt den Europäer fesselt, dann höre ich den Lärm des Krieges und fühle den prickelnden Reiz der Entbehrung und Gefahr, und vergessen sind alle guten Vorsätze, vergessen ist alles Leid, welches man draußen erfahren hat! Daß man auch nie zufrieden sein kann!

Jacobsdal, den 3. Januar 1900.

Heute nacht haben die Engländer im Modderriverlager mit ihren Marine- und Feldgeschützen einen tollen Lärm vollführt. Auch das Rasseln des Kleingewehrfeuers konnten wir hören und hofften schon, daß die jetzt fast einen Monat anhaltende, langweilige Ruhezeit nun endlich durch eine frisch-fröhliche Aktion unterbrochen würde. Es war aber wie gewöhnlich nur blinder Lärm.

Ich verstehe Cronje<sup>\*)</sup> nicht. Er wartet und wartet und glaubt immer, die Engländer werden ihn angreifen. Ja, warum hat er denn nicht selbst angegriffen einen oder mehrere Tage nach der Schlacht bei Magersfontein? Die Engländer waren ja vollständig demoralisiert und wären wahrscheinlich mit leichter Mühe zu überwältigen gewesen. Dann hätte der Weg bis Capstadt offen gestanden, und der Krieg hätte eine entscheidende Wendung nehmen können. Natürlich hätte es ein paar Menschenleben gekostet, aber der Krieg soll ja auch keine Lebensversicherung sein. Menschen sparen ist gewiß ein sehr wichtiges Princip, es darf nur nicht in Geiz ausarten, und ich fürchte fast, Cronje begeht diesen Fehler. Jedenfalls läßt er jetzt den Engländern Zeit, sich zu erholen, die Verluste auszugleichen, moralisch geschwächte Truppenteile ganz zu ersetzen. Wenn nur der richtige Zeitpunkt nicht bereits verpaßt ist!

<sup>\*)</sup> Der bei den Buren häufige Name Cronje wird auf der letzten, gedehnt zu sprechenden Silbe betont = Cronjée.

Indessen das sind Laienreflexionen, und wir stehen hier mit diesen unseren Ansichten ziemlich allein. Übrigens hüten wir uns wohlweislich, mit Zweifeln hervorzutreten, denn das Vertrauen zu Cronje ist in Buren- und Ausländerkreisen ein sehr großes; man könnte sich leicht tüchtig den Mund verbrennen.

Da es mich sehr interessierte, den berühmten Mann kennen zu lernen, so bin ich vor einigen Tagen in das am Modderfluß gelegene Transvaaler Lager hinüber geritten. Cronje war nicht anwesend, wurde aber in einer Stunde von den Magersfonteiner Positionen zurückerwartet. Sein Sekretär Keizer (Fig. 24 neben Cronje), ein Holländer, empfing mich und zeigte mir in der Zwischenzeit alles Sehenswerte. Das Lager hat dreieckige Gestalt, liegt in einer Mulde und lehnt sich mit einer Seite an den Modderfluß, mit einer anderen an ein Klipkopje\*) an. Nach außen ist es abgeschlossen durch die dicht aneinander gereihten Ochsenwagen der Buren, welche auf diese Weise eine Art Mauer bilden (Fig. 25). Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Wagen sind sehr eng, größere Lücken sind durch Baumstämme verlegt. Das Lager hat nur einen großen Eingang, welcher durch Posten gesichert ist. Das ganze Leben spielt sich im Inneren der Wagenmauer ab, doch wird in so friedlichen Zeiten wie jetzt auch außerhalb derselben geschlachtet und gekocht. Die Mitte des Innenraumes nimmt das olivgrüne Zelt des Feldherrn ein, welches durch seine Größe und durch einen gewissen äußeren Prunk weithin kenntlich ist (Fig. 24). Neben demselben steht ein kleineres Zelt mit dem Feldtelegraphen.

Diese Burenlager haben große Ähnlichkeit mit den Wagenburgen der alten Germanen. Wie unsere Vorfahren sich in denselben mit Erfolg gegen die Römer verteidigt haben, so sind sie auch den Buren in ihren blutigen Kriegen gegen die Bapedi, Basuto und vor allem gegen die Sulu von großem Nutzen gewesen. Gleich den Germaninnen haben die Burenfrauen und Mädchen in jenen Kämpfen mitgefochten; gelang es dem grau-

\*) Als Klip(Stein)-Kopje bezeichnet man die ganz aus erratischen Blöcken oder aus Felsen bestehenden dachförmigen Erhebungen (Fig. 17).

samen Feinde, die Burg zu stürmen, so büßten sie mit qualvollem Tode, denn nicht eher verließ der Wilde die Wahlstatt, als bis alle Weißen vom Greise bis zum Säugling hingeschlachtet waren. In Pretoria lebt heute noch eine alte Frau, welche im Jahre 1857 als zehnjähriges Mädchen dem Blutbade am Bluekransflusse entrann. Hier hatte der verräterische Suluhauptling Dingaan ein Burenlager mit 600 Männern, Frauen und Kindern überfallen und die sich todesmutig Wehrenden gräßlich hingemordet. Als Kundschafter des Pretorius an die Stelle kamen, welche heute noch den Namen „Weenen“ (Weinen) trägt, da fanden sie Hunderte von verstümmelten



fig. 23.

Leichen, und zwischen den Haufen von Toten entdeckten sie zwei Mädchen, die am Erdboden mit Speeren festgenagelt waren und noch Spuren von Leben zeigten. Es waren Johanne van der Merwe und Katharine Prinslo, von denen eine heute noch lebt. Am 16. Dezember 1857 hat Pretorius am Buschmannsfluß blutige Rache genommen, da wo heute Pietermaritzburg steht, und seitdem wird der 16. Dezember als Dingaanstag von allen Buren hoch gefeiert. In diesem Jahre wurde Dingaanstag besonders festlich begangen, da am Tage vorher die siegreiche Schlacht bei Colenso geschlagen worden war.

Eben waren wir mit der Besichtigung des Lagers fertig geworden, als General Cronje eintraf. Herr Keizer stellte mich vor, worauf er mir die Hand drückte und mich in sein Zelt einlud. Als wir uns gesetzt hatten, fragte Cronje: „Na, Doktor, Sie haben gewiß auch schon manchen auf dem Gewissen“, worauf ich ihm

antwortete: „Leider, General, aber noch lange nicht so viel wie Sie.“ Er lachte und es entspann sich eine relativ lebhafte Unterhaltung. Im Verlauf des Gespräches erzählte Cronje einige hübsche Geschichten aus den letzten Kämpfen, die ich dem Leser nicht vor-enthalten will: „Als ich, begann er, während der Schlacht von Magersfontein meine Leute besichtigte, die auf die englischen Garden feuerten, fand ich ungefähr 200 Meter hinter der Gefechtslinie einen zwölfjährigen Knaben, der mit dem Mauser in der Hand am Boden kauerte und wie ein Luchs nach vorn äugte. ‚Was machst Du da, Knirps?‘ fragte ich. ‚Ik is Versterking‘ (Ich bin Verstärkung) antwortete stolz der Junge.“ — Am Tage vor der Schlacht traf ein verwundeter Buren hinkend mit vier ganz gesunden englischen Gefangenen in den Magersfonteiner Schanzen ein. Die Sache war so zugegangen: Die aus vier Mann bestehende Patrouille hatte auf geringe Entfernung den einzeln herumspazierenden Buren angeschossen und denselben leicht am Fuß verwundet. Da sich der Mann nicht zu helfen wußte, fing er an wie ein Besessener zu brüllen: „Hände hoch! Hände hoch! Ergibt euch!“ Die Engländer, durch das Gebrüll erschreckt, in der Meinung, da seien mindestens ein Dutzend Buren, warfen die Waffen weg, und vergnügt und hinkend zog der Bure mit ihnen nach Magersfontein ab, indem er ihnen dauernd das Mausergewehr unter die Nase hielt. Als er ankam und gefragt wurde, wie er denn das fertig gebracht habe, sagte er: „Höchst einfach, ich habe die Rooineks<sup>\*)</sup> umzingelt.“

Während Cronje in kurzen, abgerissenen Sätzen erzählte, hatte ich Zeit, ihn mir genau anzusehen. Also so sieht der Sieger von Magersfontein, der Jamesonbezwiner aus! Ein kleiner Mann mit breitem Burengesicht und einem Spitzbauch hat er wenig äußere Vorzüge, aber Energie leuchtet aus dem klaren, blauen Auge, Fähigkeit steckt in dem gedrungenen Körper. Gutmütig und freundlich spricht er zu mir, aber ich habe immer den Eindruck: Im Bösen möchte ich mit dir nichts zu thun haben. Die Buren empfinden den größten Respekt, ja Furcht vor ihm, und das will was heißen,

<sup>\*)</sup> Rooineks = Rothals, Spitzname für Engländer.

denn Respekt kommt sonst im Burenlexikon nicht vor. Im Gefecht soll er stets ohne Waffe sein und mit dem Kiboko (Milpferdpeitsche) in der Hand seine Befehle erteilen, denen er unter Umständen auch einmal mit dem gleichen Instrument Nachdruck zu verleihen weiß. Pieter Arnoldus Cronje ist meiner Schätzung nach ein hoher Fünfziger; genaueres konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Er ist Transvaaler, war früher Farmer und bekleidet jetzt das Amt eines Superintendenten für das Eingeborenenwesen in Pretoria. Ein äußeres Abzeichen des Generalsranges trägt er nicht, denn die Straußenfeder am Hut kann als solches nicht gelten, da ich sie auch bei ganz jungen Burengigern gesehen habe.

Inzwischen war Frau Cronje eingetreten, die ihren Mann auf allen seinen Kriegsfahrten begleitet. Sie ist eine einfache, alte Bauernfrau, kleidet sich wie die Tante Krüger immer in Schwarz und trägt die Würde ihres Gemahls in keiner Weise zur Schau, eine Eigenschaft, an der sich manche deutsche Offiziers-, Geheimrats- und Professorendame ein gutes Beispiel nehmen könnte. Während Frau Cronje den obligaten Kaffee servierte, benutzte ich die Gelegenheit, den General zu bitten, er möchte sich photographieren lassen. Nach einigem Nötigen willigte er ein, knöpfte sich den obersten Knopf seines Rockes zu, legte sich das Haar mit Wasser fest und setzte sich vor seinem Zelte in Positur. Als die Aufnahme fertig war (Fig. 24), drückte ich mich, da eine Anzahl Buren den General in Dienstangelegenheiten zu sprechen wünschten. Es fiel mir auf, mit welcher Achtung die Buren ihrem Feldherrn begegneten.

Während ich zum Lager hinausritt, sah ich eine Anzahl Frauen und Kinder, die, wie ich höre, dauernd bei ihren Männern oder Vätern im Lager leben. Das ist noch so



Fig. 24. General Cronje (links).

eine alte Erbsitte vom großen Treff und von den Kafferkämpfen her, die in den modernen Krieg ebensowenig hineinpaßt, wie die veraltete Wagenburg. Weiber und Kinder sollen zu Hause bleiben, sie sind im Kriege nur ein die Thatkraft und Beweglichkeit hemmender Ballast, und es ist zu bedauern, daß Piet Cronje in dieser Hinsicht mit schlechtem Beispiel vorangeht. Noch eine Gefahr scheint mir zu bestehen: die Burenstellung bei Magersfontein ist zu gut und das Vertrauen der Buren in dieselbe zu groß. Methuen wird sich nicht so leicht wieder den Kopf an diesen uneinnehmbaren Positionen einrennen; sollte er aber eine Umgehung versuchen, so wird er die Buren recht unbeweglich finden. Sie werden sich nur schwer von Stellungen trennen, in denen sie sich so eingelebt und so sicher gefühlt haben.

Wie groß das Vertrauen der Buren zu Cronje ist, geht aus folgendem, im Anfang des Krieges erschienenen Artikel des Burenblattes: „Standard and Digger News“ hervor, den ich in der Übersetzung wiedergebe. „Cronje ist rauh, bäuerisch; er begehrt niemandes Freundschaft, und wenige schenken sie ihm, aber er besitzt das Vertrauen der Buren im Felde. Keinem folgen die Truppen so willig gegen den Feind wie Cronje; er hat das Auge des Falken für die Stellung des Feindes, die Witterung des Schakals für seine Schwächen. Jamesons Einfall hat überhaupt gezeigt, wie viel vom Jäger noch im Buren steckt. Wäre Cronje nur Soldat, er hätte nimmer den Feind mit solcher Geduld in eine so verhängnisvolle Position locken können, wie dies bei Dornkoop geschah. Die tapferen, todmüden Feinde wurden wie Wild gestellt und im Dunkel der Nacht wie Schafe in die Hürden getrieben. Entrinnen war unmöglich. Rechts und links standen Buren und hielten ihre Büchsen auf die Reiter gerichtet. Die Taktik Cronjes war damals der eines Oliver Cromwell würdig. Cronjes Sohn wurde schwer verwundet, aber nur einen Augenblick überwog das väterliche Gefühl die Vorsicht des Generals. Er brachte seinen Sohn in Sicherheit, und vor Tagesdämmerung war Cronje schon wieder zurück, um den Feinden den Gnadenstoß zu geben. Jene dunkle, regnerische Nacht machte Cronje zum Liebling der Buren; aber die Buren sind in ihrer Bewunderung

sparsam und zurückhaltend. Sie sind kein dankbares Volk wie die Amerikaner. Kein festlicher Empfang, kein Ehrensäbel erwartete Cronje, als er auf seinem zottigen Pony, müde vom langen Ritt und schweren Herzens vom Lager des verwundeten Sohnes kommend, in Pretoria einritt. Kein Mann zog den Hut vor ihm, wenige nur sprachen ihn an. Er war ja ein Bur, es war einfach seine Pflicht, die Eindringlinge zurückzuschlagen. Wäre er unterlegen, hätte man ihn getadelt; daß er gesiegt, war keine besondere Heldenthat. Man glaubte früher, daß Cronje sich um das Amt des Präsidenten bewerben werde. Aber sein Ehrgeiz liegt in einer anderen Richtung. Er ist der Mann des „Veldt“. In der Heide geboren, verlangt er nichts anderes, als dort zu sterben, die Büchse in der Hand, wie es einem Jäger und Soldaten geziemt.“

Jacobsdal, den 5. Januar 1900.

Wieder um eine Hoffnung ärmer! Gestern zog ein großes Burenkommando durch Jacobsdal unter der Führung der Generale Delarey und de Wet, um im Rücken Mithuens die Bahn abzubrechen, „aufzublasen“, wie man hier sagt. Wir waren guten Mutes in der Hoffnung auf Erlösung aus dem Einerlei und wären am liebsten sofort mitgegangen. Heute morgen nun sind die Buren unverrichteter Sache zurückgekehrt und haben nicht einen Schuß abgefeuert. Über das Mißlingen der Aktion gehen die verschiedensten Gerüchte. Die einen sagen, man hätte in der stockdunklen Nacht den Weg verfehlt; andere behaupten, man sei dicht an die Engländer und die Bahn herangekommen, aber der verd . . . . Uitlander von Ingenieur, ein Deutsch-Afrikaner, habe gar nicht gewußt, wie man mit Dynamit umgehe; der Ingenieur selbst aber sagt, die Buren hätten sich in der Dunkelheit „verkrümmelt“ von wegen der Gefährlichkeit. Nun sage mir einer, was davon wahr ist. Gelogen wird in diesem Südafrika, daß einem die Haare zu Berge stehen. Es scheint hier in der Luft zu liegen, oder sollte das Jägerblut . . . .? Verzeihung, lieber Freund und Forstassessor, Du hast mir ja versprochen, Du willst mein Tagebuch lesen, und diese Deine Selbstverleugnung

will ich Dir nicht mit schlechten Witzen auf Deinen schönen Beruf lohnen.

Einen Vorteil habe ich wenigstens von der verunglückten Geschichte gehabt, ich habe den Freistaater General de Wet (fig. 25) und den Transvaaler General Delarey (fig. 26) meiner photographischen Feldherrnsammlung einverleiben können. de Wet ist



fig. 25.  
Freistaater General de Wet.

ein einfacher Bur und steht in den besten Jahren, Delarey ist ein schöner Mann, dessen feingeschnittenem, kühnem Gesicht man die französische Abstammung ansieht. Er hat in diesem Feldzug bereits einen Sohn und einen Bruder verloren. Einen anderen bedeutend älteren Bruder, der auch noch mitkämpft, habe ich ebenfalls photographiert, weil er so ein gutes, altes, typisches Buren- gesicht hat (fig. 29).

Jacobsdal, den 6. Januar 1900.

Sternberg ist da! Wer ist Sternberg? Ja, wenn das so leicht zu erklären wäre. Sternberg ist ein „österreichischer Graf aus Wien“, der blödsinnig viel Geld hat und den man überall da findet, wo was los ist. Er besitzt das Talent, alles auf den Kopf zu stellen, und ist deshalb dem Philister ebenso unangenehm, wie er

uns bei unserem gegenwärtigen Stumpfsinn hoch willkommen ist.

Also gestern ist Sternberg in Jacobsdal eingerückt mit einem achtspännigen Eselwagen, einem weißen Diener, fünf Kaffern und einer Ladung farbiger, wohlschmeckender und anregender Flüssigkeiten. Von Suez bis Lorenzo Marquez waren wir mit Sternberg zusammen gereist, zuletzt hatten wir ihn gesehen, als ihn gerade die portugiesische Polizei in Lorenzo Marquez beim Schlafittchen hatte. Der Graf wollte nämlich „Betrieb“ machen, hatte zu diesem Zwecke eine

Musikkapelle gemietet, hatte einige der Musiker auf alte Droschkengäule gesetzt und zog in diesem Aufzug durch die Stadt. Wenn's ungefährlich ist, haben die Portugiesen immer sehr viel Schneid, und so hatten sie auch Mut und Tapferkeit genug, um Sternbergs Betrieb zu stören. Er ließ sich indessen nicht anfechten, — denn darauf kam's ja doch heraus, sondern erschien in Pretoria, dann in Bloemfontein und schließlich in Jacobsdal. Eben höre ich ihn vor der Thüre unseres Palastes: „Sie do drinnen, guten Nachmittag allerseits! Entschuldigen S' nur, i hob grad Ihr Haus a bisserl schorf ang'schaut, und do is a Pfofen eing'follen. Geb'n S' nur acht, wenn i a mol meinen Feldherrnblick hervorhol, na fracht die ganze Bude z'sammen.“ Mit dem Weiterschreiben ist's natürlich vorbei.

Jacobsdal, den 8. Januar 1900.

Endlich einmal Briefe aus der Heimat! Da schreiben die Lieben zu Hause immer: „Du siehst und erlebst gewiß so viel Interessantes, daß Dich die Kleinigkeiten unseres täglichen Lebens gar nicht berühren.“ Ja, wenn sie wüßten, wie man die lieben Seilen verschlingt, wie man jeden Brief liest und immer wieder liest, bis man ihn auswendig gelernt hat. Der Posttag ist jedesmal ein Festtag, und bitter und schmerzlich ist die Enttäuschung, wenn man leer ausgeht. Wie man mit allen Fasern an der Heimat hängt, das merkt man erst, wenn Tausende von Meilen zwischen ihr und uns liegen. Da wird das Unbedeutendste, was zu Haus passiert, zu einem Ereignis, mit dem man sich wochenlang beschäftigt; daß alles schon längst vergangen ist, daß in der Zwischenzeit vieles ganz anders geworden sein kann, daran denkt man nicht, denn abgeschlossen von der übrigen Welt, wie wir es sind, bleibt unsere Zeitrechnung auch weit hinter der normalen zurück. Eben erhalte ich die Todesnachricht eines lieben Verwandten, der nun schon längst unter der Erde ruht. Vor einigen Tagen noch habe ich an ihn geschrieben.

Gestern nacht wurden zwei Buren eingeliefert, Brüder, die von ein und derselben Granate sehr schwer verwundet worden

waren. Der jüngere der beiden war von einem Regen kleinerer Pulver- und Metallteile getroffen und am ganzen Körper schwer verbrannt worden, dem älteren war das Geschosß vor den Füßen freipiert, und ein großes Sprengstück hatte ihm die untere Gesichtshälfte zerschmettert. Der größte Teil des Unterkiefers war in Stücke zermalmt und hing mit den bedeckenden Weichteilen in Gestalt eines dreieckigen Hals herunter; außen den Kehlhaut den Luftmacht und damit mit Draht zu. Die elektrische Verationssaale hat Dienste geleistet. sieht zwar jetzt wie aus, ob er aber da ist sehr fraglich, da tige Erschütterung Geistesstörung er im Bett zu halten nach wochenlang gesund geworden, wir ihn im März deutlich sprechen genießen. Für seine hat er sich in erster



fig. 26.  
Transvaaler General Delarey.

Lappens auf den man konnte von Kopf sehen. Ich röhrenschnitt ge die größeren Splittingsammengenäht. leuchtung im Oper dabei sehr gute Der Verwundete der wie ein Mensch von kommen wird, er durch die mächtige des Schädels eine litten hat und nicht ist. Der Mann ist gem Krankenlager und konnte, als entließen, wieder und feste Nahrung Wiederherstellung Linie bei Schwester

Margarete Held zu bedanken, die ihn mit rührender Geduld gepflegt hat. Eine Kleinigkeit war es nicht, denn der Verwundete war vollständig unzurechnungsfähig, zog fortwährend den Gummischlauch heraus, mit welchem er durch die Nase ernährt wurde, und spazierte schon am Tage nach der Verletzung um das Hospital herum, wodurch er sich schwere Nachblutung zuzog. Nachts zerriß er alle Betten und hätte einmal die Schwester fast erwürgt, als sie ihn daran hindern wollte. Wir mußten schließlich während der vierzehn

Tage seiner geistigen Unnachtung dauernd einen kräftigen Mann bei ihm lassen.

Man macht sich meist keine rechte Vorstellung, was eine Dame auf sich nimmt, wenn sie Schwester wird, und gar wenn sie als solche in den Krieg zieht. Strapazen, Gefahren und Entbehrungen sind für eine Frau viel schwerer zu ertragen, wie für einen Mann. Ungünstige klimatische Verhältnisse, schlechte Ernährung, Mangel jeden Komforts wirken auf den Körper, Jammer und Elend des Krieges auf das Gemüt. Und doch habe ich stets bei diesen Mädchen eine bewunderungswürdige Energie und Thakraft gefunden, die ihnen über alles Widerwärtige und Schwere hinweggeholfen hat. Kranken- und Verwundetenpflege, das ist ein Gebiet, auf dem die Frau infolge ihrer natürlichen Veranlagung Unerreichtes leistet und auf dem der Mann nicht mit ihr konkurrieren kann. Zwei Kriege haben mich zum Verehrer weiblicher Geduld, Pflichttreue und Sorgfalt gemacht, und auf Grund dieser vorzüglichen Erfahrungen habe ich auch in meinem dritten Feldzuge für das Hospital des Roten Kreuzes in China weibliche Pflegekräfte gefordert, trotz aller Bedenken, die dagegen sprechen und die ich mir sehr wohl klar gemacht habe.

Jacobsdal, den 10. Januar 1900.

Seit zwei Tagen regnet es. Erst hat es gewittert, so recht afrikanisch getobt und gestürmt, und jetzt haben wir einen Landregen, einen wirklichen, wahrhaftigen Landregen, wie er oft in der Ernte die Verzweiflung meines Papa-Landwirtes gewesen ist. Wer hätte gedacht, daß es so etwas in diesem Lande des Durstes gäbe! Die ganze Natur atmet auf; vielleicht werden wir jetzt wieder einen grünen Grashalm sehen, vielleicht werden unsere armen verhungerten Pferde einmal etwas anderes in den Magen bekommen als vertrocknetes Gestrüpp und altes Stroh. Seit Wochen haben wir auf diesen Regen gehofft, und jeden Nachmittag schien sich die Hoffnung erfüllen zu wollen, denn schweres Gewittergewölk türmte sich am Himmel auf. Aber anstatt des ersehnten Nasses brachten uns die Wolken Sturm, den gefürchteten Sandsturm Südafrikas, von dem

sich der verehrte Leser einen Begriff machen wird, wenn er die Bilder fig. 27 vor und 28 während des Sandsturmes betrachtet. Drückende Schwüle brütet auf der Steppe. Da fegt ein Windstoß über das Land, und wirbelnd und tobend setzt der Sturm ein. Turmhohe Staubwolken verdunkeln den Himmel, in jede Fuge dringt der glühende Sand, er erschwert das Atmen, er knirscht auf den Zähnen, er verklebt die Augen. Wehe der Hausfrau, die nicht alles dicht verschlossen hat: sie findet den Staub fingerdick in allen Räumen. Wehe dem Photographen, der Platten zum Trocknen aufgestellt hat: sie gleichen in wenigen Minuten einem Reibeisen. Wenn die Operationschwwestern in der Heimat wüßten, welche Qualen Schwester Christine während eines Sandsturmes in ihrem aseptischen Gemüte erduldet! Na, Gott sei Dank, es regnet ja!

Jacobsdal, den 15. Januar 1900.

Vor einigen Tagen sind wir wieder einmal von den Engländern „konstatirt“ worden, doch wir haben nichts davon gemerkt, sondern es hat nachher in den Zeitungen gestanden. „Oberst Wood unternahm mit einem Detachement eine Refognoscierung gegen Jacobsdal und zog sich nach Konstatierung des Gegners sofort zurück.“ (Schmul würde sagen: „frag ich mer woffu?“) Im Süden wird's übrigens auch nicht anders gemacht. „Am 8. Januar unternahm Generalleutnant Gatacre eine Refognoscierung gegen Stormberg und konstatierte, daß der Feind stark sei.“ Es ist eigentlich zum Lachen.

Ob's da unten übrigens nicht doch noch zur Entscheidung kommt? Der schwarze de Wet hat bei Colesberg das Kommando übernommen, und der hat den Teufel im Leib. Außerdem ist er einer von den wenigen Burenführern, die andere Sterbliche ausreden lassen, ehe sie antworten, und überhaupt anderer Leute Meinung hören. Dadurch wird er den Engländern vielleicht noch gefährlicher werden als durch seinen Schneid. Die eben angekommene zweite Expedition des Deutschen Roten Kreuzes hat Glück, sie ist nach Springfontein oder auf den südlichen Kriegsschauplatz dirigiert



fig. 27.

worden. Von hier ist General Delarey mit einem Teil der Transvaaler nach dem Süden gegangen, und auch die Engländer scheinen



fig. 28.

ihre Truppen wegzuziehen, wenigstens machen sie furchtbar viel Lärm im Modderriverlager, während die Zahl der Zelte immer kleiner wird. Auch der Gefechtsballon, der die Katastrophe von Magersfontein hat mit ansehen müssen, war wieder einmal in den Lüften. Ich glaube, daß die Engländer durch solche Manöver nur die Verminderung ihrer Streitkräfte verdecken wollen. Für uns wäre es sehr traurig, wenn sich die Hauptaktionen im Süden abspielen würden, obwohl ich mir das Kimberleys wegen nicht recht denken kann. Es ist jetzt schon zum Sterben langweilig. Will man hier seines Lebens froh sein, so muß man von morgens bis abends zu thun haben. Das ist aber leider nicht der Fall, denn die Zahl unserer Verwundeten beträgt selten mehr als 40, und die übrige ärztliche Thätigkeit ist auch in ein paar Stunden erledigt. In mir hat sich infolgedessen wieder die alte Leidenschaft für die Zoologie geregt, deren Studium ich nach vier Semestern aufgeben mußte aus dem einfachen Grunde, weil ich kein Geld hatte. Hier ist nun Zeit und Gelegenheit genug zum Sammeln und Studieren.

---

Jacobsdal, den 15. Januar 1900.

Wer Khakiuniformen trägt, der nehme sich vor den Buren in acht. Wenn eine Burenpatrouille nicht genau weiß, wer das verdächtige Individuum ist, so heißt es einfach: „Schiet maar (schieß mal).“ Wir werden ja sehen, wer's war, wenn er auf der Nase liegt. Hildebrandt und ich wissen ein Liedchen davon zu singen. Mäuserkugeln sind entschieden angenehmer, wenn man damit auf Springböcke schießt, als wenn sie einem aus Burenflinten um die Ohren fliegen.

---

Jacobsdal, den 17. Januar 1900.

Gestern haben die Engländer ein Riesenfeuerwerk veranstaltet, vierhundert Granaten und Shrapnells kamen geflogen. Ergebnis — zwei Mann leicht verwundet. Diesmal galt das Bombardement weniger den Scholtzucker Positionen, als den Burenstellungen am Modderfluß, wohin auch Major Albrecht mit seinem Stabe um-

gezogen ist (Fig. 30). Gerade am Tage vorher war ich dort gewesen, habe aber nur ein paar Lydditebomben zu sehen bekommen, die im Krepieren photographiert werden konnten. Wir hatten uns in die Schanzen gelegt, welche sich auf der Mitte zwischen Magerfontein und dem Modderfluß befinden. Pünktlich wie immer kam die erste Granate und krepierete ca. 2000 Meter von uns; die zweite kam näher, und die dritte schlug ungenüßlich nahe bei uns ein. Das heißt ungenüßlich für mich Neuling, denn Sondermann und Augenstein, die beiden Artilleristen, welche mich begleitet hatten, kümmerten sich ebensowenig darum wie die Buren in den Schanzen; sie waren alle schon stärkeren Tobak gewöhnt. Der Knall einer solchen krepierenden Sprenggranate wirkt — ich gestehe es ruhig ein — entschieden stark auf die Nerven; der moralische Eindruck scheint sogar größer zu sein, als die thatsächliche Gefahr, denn die Sprengstücke fliegen sehr steil in die Höhe und beherrschen nur ein relativ kleines Gebiet. Da, wo die Granate einschlägt, entsteht eine fleckblattförmige Rauchfigur; in der Mitte steigt der Explosionskegel empor, während zu beiden Seiten die Staubwolken auf dem Erdboden entlang kriechen.

Die Buren behaupten, die Lydditebomben seien nicht viel wert, und in der That lassen sie sich in ihren Verrichtungen durch das tägliche Bombardement herzlich wenig stören. Mit der angeblichen Vernichtung alles Lebenden im weiten Umkreis um ein explodierendes Lydditegeschosß ist es offenbar nichts. Die Wirkung scheint wenig konstant zu sein. Bei Mafeking z. B. schlug eine Lydditebombe mitten in einen Geschützstand hinein; als sich der den Atem benehmende Qualm verzogen hatte, waren alle zu ihrem größten Erstaunen völlig unverfehrt. Dagegen wurden in einer Schanze sämtliche fünf darin befindliche Buren durch ein Lydditegeschosß getötet, und zwar waren drei vollständig in Stücke zerrissen,



Fig. 29.

während zwei keine äußeren Verletzungen aufwiesen. Einen merkwürdigen Fall der letzteren Art haben wir nach Magersfontein gesehen. Ein junger Bur wurde durch eine dicht über ihm freipierende Granate wie ein Taschenmesser zusammengedrückt und erlitt ohne äußere Verletzung einen Bruch der Wirbelsäule, dem er nach einigen Wochen erlag. Englische Ärzte sahen nach der Schlacht bei Magersfontein einen Highlander, den eine dicht an seinem Kopfe vorbeifliegende Granate bewusstlos niedergeworfen hatte. Als er aufwachte, machte er Bewegungen wie ein Porzellanchinese, und dieser Zustand hielt vierzehn Tage an, bis Heilung eintrat. Ein jämmerliches Vor-



fig. 50.

kommnis aus der Magersfonteiner Schlacht haben mir später englische Ärzte erzählt. Als der Kampf vorbei war, sah man auf die Ambulanzen einen vor sich hinnurmehenden Schotten zuschreiten, der ein Tuch an sein Gewehr befestigt hatte und dasselbe als Fahne schwenkte. Vier Stunden lang war er so auf dem Schlachtfelde umhergeirrt, und erst beim Näherkommen merkte man, daß an seiner Stirn aus einer tiefen Wunde das Gehirn hervorquoll.

Es ist entschieden an der Zeit, daß es für die Buren wieder etwas zu thun giebt, denn sie kommen vor langer Weile auf höchst gefährliche Spielereien. Wir haben jetzt mehrere Verwundete mit solchen unnützen Verletzungen in Behandlung. Einer hat Mauser-

patronen gefocht, und natürlich ist ihm eine davon in den Arm geflogen. Zwei andere haben Kriegsspiele veranstaltet; sie haben sich kleine Kanonen gezimmert und als Geschützrohre Mauserpatronen darauf gelegt, die sie dann zur Explosion gebracht haben. Glücklicherweise wurde nur einer leicht verletzt. Es ist ganz merkwürdig, welchen Reiz auf kindliche Gemüter sogenannte Blindgänger (nicht frepierte Granaten) ausüben. Zu Hause passieren fast mit Regelmäßigkeit auf den Artillerieschießplätzen schwere Unglücksfälle durch Aufheben und Auseinandernehmen solcher Geschosse, und hier im Burenlande ist's natürlich nicht anders. Neulich haben zwei junge Leute eine der vielen nicht explodierten Lydditebomben am Lagerfeuer entzündet. Ihnen selbst hat's nicht geschadet, denn der Rauch des giftigen Lyddites ist mehr unangenehm als gefährlich, aber einem Kameraden am nächsten Lagerfeuer ist ein großes Sprengstück an den Kopf geflogen, und nur seinem besonderen Glücke hat er es zu verdanken, daß er mit einer großen Weichteilwunde und einer Gehirnerschütterung davongekommen ist.

---

Jacobsdal, den 18. Januar 1900.

Hurra! Die Tierammlung meines Schlafzimmers ist komplett geworden! Die Cobra hatte ja immer noch gefehlt, aber gestern als Herr Mönich und ich das Zimmer betraten, da war sie da, die Mörderin der Kleopatra, die „Tochter der Hölle“, wie sie der Muselman des Sudans nennt.

Du dachtest wohl, wir würden Dich hinauskomplimentieren, wie die Inder ihre Brillenschlange? Falsch gerechnet, mein Tierchen! Schleunigst wurde ihr der Ausgang verlegt, und ein Stockhieb machte sie unschädlich, als sie hoch aufgerichtet und mit ausgebreitetem Halschild auf uns losfuhr. Erst wurde sie noch photographiert (Fig. 31), und dann wanderte sie in die Spiritusflasche, in der sie sich heute noch befindet.

Jacobsdal, den 20. Januar 1900.

Da hier immer noch alles „still und rüstig“ d. h. unaussprechlich langweilig ist, so benutzen Dr. Hildebrandt und ich die Gelegenheit, um uns über Land und Leute, über Fauna und Flora auf langen Jagdritten zu orientieren. Dr. Matthiolius ist liebenswürdig wie immer und übernimmt in unserer Abwesenheit die Wache. Gestern sind wir der Einladung eines früheren Patienten, des alten Dom Karl Kuhn, gefolgt und haben uns seine Farm angesehen, welche durch die Ruinen einer alten Kaffernstadt interessant ist.



Fig. 51.

Auf der etwa drei Stunden zu Pferde von hier entfernten Farm, welche von dem Pflege-sohne Kuhns verwaltet wird, während der Alte in Jacobsdal lebt, fanden wir sechs flüchtige Familien mit dem typischen Kinder-segen, die Kuhn so gut als möglich untergebracht hatte. Wo man hinsah und hintrat, wimmelte es von kleinen Gören, und der Odeur in dem Hauptquartier, der Wagenremise, war natürlich dementsprechend.

Der Empfang des Gastes in einem Buren-hause hat immer etwas feierliches. Wenn man mit dem Pferde vor der Farm hält, kommt der Bur heraus, reicht einem in seiner biederen Weise die Hand und lädt zum Nähertreten ein. Während einer der Söhne mit den Kaffern die Pferde ver-sorgt, erkundigt sich der Hausherr nach allem Wissenswerten; ist der Gast ein Bur, so fragt er nach Weib und Kind, nach Hof und Vieh; bei uns erkundigt man sich stets nach den Verwundeten, nach der Kriegslage und den Ausichten des „Orlog“.\*) Da die Buren eines Distriktes fast immer mehr oder weniger nahe mit-einander verwandt sind, so ist ein Anknüpfungspunkt bald gefunden. Im Haus wird man in die „gute Stube“ geführt, und bald er-

\*) Krieg.

scheinen die Hausfrau und die übrigen Familienmitglieder, welche dem Gaste alle die Hand reichen. Die meist nicht sehr wortreiche Unterhaltung führt der Hausherr, und auch die Hausfrau wirft hier und da eine Frage dazwischen. Sehr angenehm ist es mir aufgefallen, wie artig und bescheiden stets die Kinder sind. Niemals wird man, wie das in der Heimat ja nicht gerade selten vorkommt, als guter Onkel und Reitkamel behandelt, und niemals muß man Säuglinge bewundern. Sind erwachsene Töchter vorhanden, so bieten diese den unfehlbaren Kaffee an, der für das Herz ungefährlicher zu sein pflegt als die oft recht niedliche Überbringerin. Die Tabakspfeife hat man gewöhnlich nicht aus dem Munde genommen, mit rauchbarem Kraute wird man vom Buren aus seinem Tabaksbeutel versorgt. An die kurze Burenpfeife gewöhnt man sich auffallend schnell, zumal der in Transvaal gebaute Tabak recht gut, wenn auch etwas schwer ist. (Er muß übrigens für dieses Steppenklima ganz besonders geeignet sein, denn ich habe sowohl bei einer früheren Reise nach Afrika als auch bei meiner Rückkehr aus dem Kriege die Erfahrung gemacht, daß der Burentabak für unser Klimate zu schwer ist.)

Die „gute Stube“ des Burenhauses hat mich außerordentlich an ähnliche Räumlichkeiten in norddeutschen Bauernhäusern erinnert. Da steht der Glasschrank mit dem besseren Geschirr und Glas, mit alten bemalten Tassen, mit Papierblumen tragenden Vasen; an der Wand hängen Öldrucke und abgeblaßte Photographien, welche den Hausherrn und die Hausfrau steif und ehrbar als Brautleute darstellen, ja die Ähnlichkeit mit dem heimatlichen Bauernhause geht so weit, daß selbst die Öldrucke Kaiser Wilhelms II. und der deutschen Kaiserfamilie recht häufig zu finden sind. Unwillkürlich habe ich immer nach dem Uniformbilde gesucht mit der „Erinnerung an meine Dienstzeit“ und dem schönen Verse: Reserve hat Ruhe!

„Es lebe hoch das Regiment  
Das sich mit Stolz das Xte nennt.“

Der Fußboden ist allerdings anders als in unseren Bauernhäusern; er stellt eine schöne, schwarze, parkettartige Fläche dar, der man ihre unästhetische Entstehung nicht mehr ansieht oder anriecht. Ein solcher

fußboden wird nämlich aus Kuhmist hergestellt, den man mit dem Blute frischgeschlachteter Schafe tränkt.

Auf Om Kuhns Farm ging alles nach der hergebrachten Sitte. Nachdem wir einige großkalibrige Tassen Kaffee geleert und unsere Pfeifen frisch gestopft hatten, zeigte uns der Hausherr seinen „Kraal“, d. h. die großen, viereckigen, von Steinmauern umgebenen Räume, in welche das Vieh zur Nacht hineingetrieben wird. Hier sammelt sich der kostbare Mist, der in viereckigen Tafeln gestochen wird ähnlich unserem Torf und auch demselben Zwecke wie letzterer dient. Der getrocknete Mist ist auf Burenfarmen das hauptsächlichste Brennmaterial, denn Holz giebt es wenig und die Kohle, welche in Südafrika gefunden wird, findet nur in großen Städten und in industriellen Betrieben ihre Verwendung. Die Misttafeln bilden einen wichtigen Handelsartikel, in welchem auch der Kaffer „macht“, nur stellt dieser die Tafeln in einfacherer Weise her, indem er den noch weichen Mist mit den Händen zu kuchenartigen Platten formt, die er an seine Hütte zum Trocknen anflert. Zum Düngen wird der Mist auf Burenfarmen so gut wie gar nicht verwandt, da wenig Ackerbau getrieben wird und der Boden schon an und für sich außerordentlich fruchtbar ist.

Nachdem wir den Kraal besichtigt hatten, zeigte uns Kuhn seinen „Damm“, die wichtigste Einrichtung jeder Burenfarm. Der Damm ist ein künstlich aufgeworfener Teich, in ihm sammelt sich das Wasser, welches dem Vieh zur Tränke dient, während das Trinkwasser für die Menschen meist aus einem gebohrten Brunnen, der „fontein“ genommen wird. Es giebt aber auch Farmen, die keine Fonteinen besitzen und vollständig auf die Dämme angewiesen sind. Auf solchen Plätzen ist das Wasser natürlich ein rarer Artikel, und Waschen ist ein Luxus, den man sich höchstens alle Woche einmal gestattet. So ungünstig aber auch die Wasserverhältnisse sein mögen, niemals wird es den Buren einfallen, einem des Weges kommenden Reiter oder auch einem ganzen Zuge von Reitern, Karren und Ochsenwagen die Benutzung seines Dammes zu verweigern. Überhaupt ist die uneingeschränkte Gastfreundschaft einer der schönsten Charakterzüge der durch Gold und Diamanten noch nicht verdorbenen Buren.

Vom Damm ging's in den üppig wuchernden Garten, und hier ließ uns Kuhn mit seinen Pflirsichen, Feigen und Trauben allein, um noch einen Rundgang zu machen, ehe er uns zur Kaffernstadt begleitete. Als Zeichen seiner inspizierenden Thätigkeit erschollen sehr bald flatschende Laute und Wehgeheul eines Kaffernjungen, der anstatt die Vögel mit der Klapper von den Trauben wegzuschrecken, selbst seit längerer Zeit Vogel spielte.

Was übrigens die Kaffernfrage anbelangt, aus der die Engländer immer einen Hauptstreitpunkt gemacht haben, so versteht, meiner Ansicht nach, niemand besser mit dem Kaffer umzugehen, als der Bur. Es ist einfach nicht wahr, daß der Bur den Kaffer schlecht und roh behandelt; Ausnahmen mögen natürlich vorkommen. Der Bur scheidet scharf zwischen weißen und schwarzen Menschen, und das ist das einzig Richtige. Der Kaffer ist ein Kind und muß wie ein Kind behandelt werden. Giebt man einem Kinde Gleichberechtigung, so schlägt es über die Stränge; stellt man den Kaffern auf die gleiche gesellschaftliche Stufe wie den Weißen, so wird er ein fauler, unverschämter Patron, der vom Weißen nur das Schlechte annimmt. Wie verfehlt das englische Princip der Gleichberechtigung ist, das haben wir in späterer Zeit, als der Freistaat englisch wurde, aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Die Kaffern, die vorher bescheiden, höflich und willig gewesen waren, verweigerten jetzt den Gehorsam, erklärten, sie seien nun auch Gentlemen, und es gäbe keinen „Baas“ (Herr) mehr, der ihnen etwas zu sagen hätte. Die Zustände wurden namentlich in Bloemfontein so unerträglich, die Unsicherheit nahm derartig zu, daß die Engländer schließlich selbst zu dem altbewährten Mittel griffen und die Kaffern gründlich und heilsam verhauen ließen (siehe unten).

Der Bur behandelt den Kaffer wie ein Kind, er scherzt mit ihm, ist freundlich zu ihm, solange der Kaffer seine Pflicht thut; ertappt er ihn aber über einer Nachlässigkeit und Ungehörigkeit, so straft er ihn unweigerlich, und der Kaffer ist zufrieden damit und erklärt, er habe einen sehr guten Baas. Jeder, der Kinder zu erziehen hat, weiß, daß es der größte Fehler ist, unbeständig und ungerecht zu sein. Zu viel Freundlichkeit ist ebenso verkehrt, wie Strafe

und Härte am falschen Platz. Behandelt man den Kaffer gerecht, so wird man trotz seiner entschieden zum Schlechten neigenden Anlagen stets gut mit ihm auskommen. Wir haben im Anfang die größten Schwierigkeiten mit den Kaffern gehabt, bis wir von den Buren gelernt haben, und von da ab war es nie mehr nötig, einen Kaffern ernstlich zu bestrafen. Wer den Buren kennt, wird es von vornherein für unwahrscheinlich halten, daß er den Eingeborenen roh behandelt. Der Bur hat manche schlechte Eigenschaft, auf die ich noch zu sprechen kommen werde, aber er ist mit ganz wenigen Ausnahmen ein herzenguter Mensch, der zu nichts weniger Neigung hat, als zur Roheit. Ich habe niemals einen Buren sein Pferd in roher Weise züchtigen sehen, ich habe niemals einen brutalen Streit unter Buren erlebt, und ich habe nie davon gehört, daß der echte, unverdorbene Bur, wie man ihn auf der Farm findet, sich herumgeprügelt oder gar seinen lieben Nächsten mit dem Messer bearbeitet hätte. Wer an die Gutmütigkeit der Buren nicht glauben will, der frage einmal unsere englischen Verwundeten in Jacobsdal; sie werden ihm ein Lied singen von rührender Sorgfalt und herzlichem Bedauern, das ihnen von den Buren entgegengebracht worden ist.

Noch ein für die Kaffernfrage höchst wichtiger Punkt. Der Bur giebt dem Kaffer nie Alkohol, und was das zu bedeuten hat, das weiß nur der zu beurteilen, welcher einmal einem betrunkenen Kaffer begegnet ist, wie er mit rollenden, blutunterlaufenen Augen durch die Straßen wankt, Männer und Frauen bedroht und belästigt und das Messer so lose hat, wie der schlimmste Raudi Europas. Ich bin der Ansicht, daß es ideale Zustände sind, an denen sich z. B. unsere Reichshauptstadt ein Beispiel nehmen könnte, wenn in Bloemfontein (unter burischer Herrschaft) zu jeder Tages- und Nachtzeit ein junges Mädchen durch die Straßen gehen kann, ohne sich der geringsten Unannehmlichkeit auszusetzen. Kurz und bündig haben die Burenrepubliken die Alkoholfrage geregelt: „Es bekommt niemand einen Tropfen Alkohol, der nicht ein ärztliches Attest beibringen



Fig. 32.

kann, daß er aus Gesundheitsrücksichten des Alkohols bedarf.“ Vielleicht mag das zu weit gegangen sein; auf die Sicherheit des Landes und auf den Gesundheitszustand seiner Bewohner hat es den segensreichsten Einfluß ausgeübt.

Doch zurück zu Karl Kuhns Farm. Der Hausherr ließ uns bald rufen; er hatte, um unsere Pferde zu schonen, seinen eigenen Karren anspannen lassen. So fuhren wir zu der am Rietfluß gelegenen Kaffernstadt, die sich einst am Fuß mehrerer Klipfopjes über ein weites Gebiet erstreckte. Außer niedrigen Resten von runden und viereckigen Steinmauern fanden wir nicht viel Sehenswertes. Mir lag daran, einige Eingeborenenschädel zu bekommen, und so machten wir uns auf die Suche nach Gräbern, deren wir auch einige dicht am flusse entdeckten. Die mühselige Arbeit des Nachgrabens in dem Steinboden bei glühender Sonnenhitze wurde nicht entsprechend belohnt; wir brachten nur einen gut erhaltenen Schädel mit nach Jacobsdal. Leider gehörte derselbe keinem Buschmann an, wie ich gehofft hatte, sondern einem echten Kaffer.

Die Buschmänner sind eine jetzt im Aussterben begriffene, auf sehr niedriger Stufe stehende Eingeborenemrasse, welche sich vor der Kultur immer weiter zurückzieht und zur Zeit nur noch in der Kalahari-Wüste rein zu finden ist. Im Freistaat sieht man wohl hier und da noch einen der kleinen, abschreckend häßlichen Kerle, doch sind dies stets schon Mischlinge mit Hottentotten oder Kaffern und Schönheiten gegenüber dem echten Buschmann (vergl. Fig. 53 den im Vordergrunde sitzenden Mann).

Wie leicht man doch über die Lösung der Weltenrätsel hinwegkommt, wenn man ein Bur ist. Da zerbrechen wir uns die Köpfe über die Entstehung des Menschengeschlechts und müssen durch scharfsinnige Berechnungen erst feststellen, daß der Schädel, dessen Bruchteil Dubois im Tuff des javanischen flusses fand, seinem Kubikinhalt nach zwischen dem Menschen und dem höchsten Affen steht. Der Bur hat längst festgestellt, daß der Buschmann bereits zu den Tieren gehört, denn „erstens hat sein Schädel wie der des Bobian (Pavian) keine Nähte,\*)

\*) In der That verknöchert der Schädel des Buschmann auffallend früh.

und zweitens kann man seine aus allerhand unaussprechbaren Schnalzlauten zusammengesetzte Sprache nicht schreiben.“ Theorie und Praxis liegen selten weit voneinander. War der Buschmann aus den angeführten Gründen ein Tier, so hatte man auch das Recht, ihn wie ein Tier zu jagen, denn mit seinen furchtbaren, aus dem Hinterhalt unfehlbar treffenden Giftpfeilen war er ein höchst gefährlicher Geselle. Darum zog vor Jahrzehnten der alte Treckbur aus, Buschmänner zu schießen, genau wie der Jäger auf Borneo auszieht, um den Waldmensch, den Orang-Utang, zu erlegen. Kein Wunder,

wenn der Buschmann der Kultur den Rücken drehte und sich in unwirtliche Gegenden zurückzog, wo er ein tierähnliches Dasein führt.



fig. 53.

Ich darf hier vielleicht einige Worte über die farbigen Eingeborenen der beiden Burenrepubliken anfügen. Man muß sich nicht etwa vorstellen, daß man z. B. im Freistaat noch Eingeborenen-

stämme findet, die ihre charakte-

ristischen Sitten und Gebräuche oder gar ein gewisses selbständiges Staatswesen bewahrt haben. Diese Zeiten sind vorüber. Die farbigen haben sich den Weißen unterwerfen müssen, haben sich ihnen völlig angepaßt und den größten Teil ihrer nationalen Eigentümlichkeit eingebüßt. Reine, unvermischte Stämme findet man im Transvaal und im Freistaat nur noch an einzelnen Stellen. Barolong, Basuto, Griqua haben sich untereinander, mit Buschleuten und echten Kaffern gemischt; das Resultat ist eine Rasse, welche die charakteristischen Merkmale der einzelnen Stämme fast ganz verloren hat. Der Weiße nennt alle farbigen einfach Kaffern, obwohl sie mit den echten Kaffern, Matabele, Sulu, Swazi, häufig gar nichts zu thun haben.

Im Freistaat sind, wenigstens im Südosten, die Basuto ziemlich rein geblieben. Sie gehören mit den Bapugeni der Magaliesberge, den Bapedi, Bassese und anderen zu den Betschuanen, deren Gebiet sich vom Oranjeriver bis zum Zambesi erstreckt. Durch den Vaalfluß und den Oberlauf des Limpopo\*) werden die Betschuanen in Ost- und Westbetschuanen geteilt. Die Ostbetschuanen bilden die hauptsächlichliche Eingeborenenbevölkerung der beiden Burenrepubliken; zu ihnen gehören also auch die Basuto, die den eigentlichen Kaffern nahe verwandt sind. Der äußere Habitus der Basuto ist ein sehr



Fig. 54.

verschiedener; die Hautfarbe wechselt vom tiefsten Schwarz bis zum lichten Gelb; neben sehr kräftigen, hochgewachsenen Gestalten sieht man auffallend zarte, schwächliche Leute. Die meisten Basuto haben den ausgesprochenen, häßlichen Gesichtstypus des Negers, doch finden sich auch relativ feingeschnittene Gesichter mit wenig vorstehenden Backenknochen und mäßig aufgeworfenen Lippen. Die Basuto stehen auf einer ziemlich hohen Kulturstufe, sie sind durchaus sesshaft und treiben hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht. Ihre oft von einem Pfahlwerk umgebenen Hütten (Fig. 54) sind wie die vieler anderer

\*) Das Wort Limpopo wird auf der zweiten Silbe betont.

Stämme rund, sogenannte „Kondavels“; sie bestehen aus einer Lehm-mauer und einem Dach, dessen Stangengestell mit Stroh gedeckt ist. Das Innere ist sauber, da die runde Gestalt der Hütte das Reinigen erleichtert; eigentliche Lagerstätten sind nicht vorhanden, zum Schlafen werden Matten ausgebreitet. (Bei Eingeborenen, die in der Nähe von Städten als Bedienstete in „Lokationen“ wohnen, sieht man die abenteuerlichsten Bauwerke, aus Wellblechstücken, Teilen von Einmachbüchsen, alten Säcken zc.). Die Sprache der Basuto soll zu den Bantusprachen gehören. Der mit dem Europäer in Berührung kommende Eingeborene lernt schnell das afrikanische Holländisch und Englisch. Ich habe Eingeborene getroffen, welche ihre Ursprache gar nicht mehr kannten, sondern nur holländisch sprachen.

Auf die eigentlichen Kaffern will ich nicht eingehen; sie sind in ihren einzelnen Stämmen (Sulu, Matabele u. s. w.) oft genug beschrieben worden. Ich bilde eine Gruppe junger Kaffernmädchen ab, welche sich vor einem Haufen Maiskolben aufgestellt haben (Fig. 35). Nur einzelne der Gestalten sind im künstlerischen und anatomischen Sinne schön zu nennen. Sehr geschmackvoll ist stets der Perlenschmuck, den diese Mädchen tragen; überhaupt ist mir bei den Eingeborenen Südafrikas ein feingebildeter Farbensinn aufgefallen. Sonntags sieht man in den kultivierten Gegenden die Kaffernmädchen in saubereren, kurzen Kleidern mit ihren als Becken aufgeputzten Schätzen spazieren gehen. Die Mädchen tragen Weiß oder zarte Farben, Hellblau und Hellrosa, um den Kopf schlingen sie meist ein Tuch von grellem Rot, welches sich von der dunklen Hautfarbe sehr hübsch abhebt.

Im Nordosten Transvaals hat sich ein Volksstamm ziemlich rein erhalten, den ich noch kurz erwähnen will, es sind die *Bawenda*. Sie gehören zu der großen Völkergruppe der Bantuneger, was aus ihrer ans Semitische erinnernden Gesichtsbildung und aus ihrer viele eigenartige Laute enthaltenden Sprache mit Sicherheit hervorgeht. Ihr Stammsitz ist nach Seidel am unteren Kongo zu suchen, von dort sind sie um das Jahr 1700 in ihr jetziges Gebiet vorgedrungen. Mittels vergifteter Pfeile, welche durch das Gift des *Notulustrauches* unfehlbar töten, vernichteten sie die angefessenen *Bangona* und gründeten ein mächtiges Reich unter dem König *Toho eandou* (Ele-

fantenhaupt). Sie gerieten in blutige Kriege mit den Bapedi, Sulu und mit den Buren, vermochten sich jedoch in ihrem Gebiet, welches jetzt kaum halb so groß ist wie die Provinz Brandenburg, bis auf den heutigen Tag ziemlich vollständig zu erhalten. Über ihre reli-



fig. 55.

giösen Vorstellungen, ihre Sitten, ihre Rechtsprechung verdanken wir Gründer interessante Mitteilungen. Die Bawenda sind gewandte Handwerker, in der Schmiede- und Flechtkunst leisten sie sogar Hervorragendes. Kurz, sie sind ein hochkultivierter, höchst beachtenswerter Volksstamm.

Jacobsdal, den 26. Januar 1900.

Mein Magen befindet sich wieder einmal in einem Zustande, der den Genuß Widerhaken tragender Speisen angebracht erscheinen läßt. Die Baisse in meinem Inneren steht im schroffen Gegensatze zu der Hauffe, welche die Nachricht von den Gefechten am Tugela und der Niederlage der Engländer am Spionskop bei den Buren hervorgebracht hat. Dieser Louis Botha (fig. 56) ist doch ein Hauptkerl. Erst schlägt er die Engländer bei Colenso und nimmt ihnen zehn Geschütze weg, und jetzt entreißt er ihnen den bereits eroberten Spionskop und jagt sie über den Tugela zurück. Ich habe den Eindruck, als ob es für die Buren ein recht großes Glück sei, daß der alte Joubert krank und durch eine jüngere Kraft ersetzt ist. Vielleicht sähe es auch bei uns anders aus, wenn wir so einen jungen, thatkräftigen Führer wie den Botha hier hätten. Ich beneide Matthiolius, welcher am 22. nach Springsfontein gegangen ist, um das dortige Lazarett einzurichten und sich über den südlichen Kriegsschauplatz zu orientieren.

Die Deutschen sollen sich auf dem Spionskop hervorragend geschlagen haben; die ersten, welche im Sturm den steilen Berg erkletterten, sind acht Deutsche gewesen; acht Gräber bezeichnen die Stelle, wo sie den Heldentod gestorben sind. Unter den Gefallenen befindet sich der bekannte Leutnant v. Brüsewitz und der deutsche Bergassessor Dr. Schmitz-Dumont, welcher in Johannesburg eine angesehene Staatsstellung bekleidete. Beide erhielten wenige Schritt vor den englischen Schanzen, die sie mit Hurra stürmten, den tödlichen Schuß in den Kopf.

Vorgestern bin ich mit Hausmann, unserem Kommissariatsdirektor und Isaac van Alphen in Koffyfontein gewesen, um womöglich einen neuen Treibriemen für unseren Motor zu bekommen. Koffyfontein ist der Landdrostensitz des Bezirkes, welcher Jacobsdal im Süden begrenzt. Das kleine reizlose Städtchen gewinnt Bedeutung durch eine Diamantmine, welche sich weniger durch die Menge als durch die besondere Reinheit und Weiße der dort gefundenen Steine auszeichnet. Außer Koffyfontein giebt es im Freistaat nur noch eine, die Jagersfonteiner Diamantmine, auf welcher der berühmte „Ercelsior“, der größte Diamant der Welt, gefunden wurde.

Wir kamen mittags an, nahmen in dem kleinen, aber recht guten Gasthof eine Mahlzeit und besuchten dann den Mineninspektor Herrn Coekhof, einen Bur, der lange in Karlsruhe studiert hat und fließend deutsch spricht. Landsleute fanden wir natürlich wie überall. Man kann wirklich in das kleinste elendeste Nest der Welt kommen, der Deutsche fehlt nirgends. In Südafrika trifft man hauptsächlich als Winkelier (Besitzer eines Ladens, in dem alles zu haben ist) und als Gastwirt. Auch in der Wüstenoase Jacobsdal sind zwei der drei vorhandenen Läden in deutschen Händen. Nachdem uns Frau Coekhof, eine Afrika-nerin, in ihrem hübschen Heim mit Milch und Früchten bewirtet hatte, zeigte uns ihr Gemahl aufs eingehendste die Mine. Durch seine Liebenswürdigkeit gelangten wir auch in Besitz eines neuen Treibriemens, so daß das Elektrizitätswerk Jacobsdal seinen Betrieb nicht zu sistieren brauchte.



fig. 36. Kommandant-General Louis Botha.

Vielleicht interessiert es den Leser, einiges über Diamanten zu erfahren, denn diese sind es gewesen, welche viel früher als das Gold Südafrika begehrenswert gemacht haben. Der Diamant ist die Grundursache aller späteren politischen Verwickelungen, denn Männer wie Cecil Rhodes verdanken Macht und Reichtum nicht dem Golde, sondern den Diamanten.

### Diamanten.

Im Jahre 1867 fanden spielende Kinder auf der Farm des Buren Jacobs am Oranje River einen merkwürdigen Kieselstein; sie

zeigten ihn dem Straußenjäger O'Reilly, und dieser brachte ihn nach seiner Heimatstadt Colesberg. Hier stellte sich heraus, daß der Stein Glas zerschnitt, und nun legte O'Reilly seinen Fund den sachverständigen DDr. Atherstone und Ricards in Grahamstown vor, welche den Stein als einen Diamanten von  $22\frac{1}{2}$  Karat erkannten und seinen Wert auf 500 £ festsetzten. Kurz darauf fand O'Reilly auf derselben Farm einen zweiten Stein von  $8\frac{7}{8}$  Karat, der auf 200 £ taxiert wurde. Beide Edelsteine erwarb der Gouverneur der Kapkolonie um den angeetzten Preis.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von den Diamantfunden durch Südafrika, und bald durchsuchten Expeditionen unternehmungslustiger Europäer, Afrikaner und Eingeborener die Gegend um den Oranje River nach dem glitzernden Edelgestein. Zunächst wurden keine weiteren Diamanten gefunden, und schon wollte man das Suchen aufgeben, da bot im Jahre 1867 ein Kaffer Namens Swartboy dem in der Nähe von Hopetown wohnenden Farmer van Niekerk einen Diamanten an, den dieser für 400 £ erwarb. Es war der „Stern des Südens“. Van Niekerk verkaufte den Stein für 1200 £ an das Haus Gebrüder Eilenthal, welches ihn für 1500 £ an die Kronjuweliere weitergab, der Stein wurde geschliffen, und den Brillanten erstand der Earl of Dudley für eine halbe Million Mark.

Nachdem der „Stern des Südens“ gefunden war, konnte kein Zweifel mehr obwalten, daß Südafrika Schätze barg, die man nie geahnt hatte, und in kurzem bevölkerten zahlreiche weiße und farbige Glücksjäger die sonst so einsamen Steppen um den Vaal- und Oranje-fluß. Unter den größten Entbehrungen durchwanderten die Diamantensucher die 500 Meilen wasserarmen Landes, welche die Fundstätten von der Küste trennten, und mancher ist den Strapazen, dem Fieber und dem Durste erlegen. Die Ausbeute entsprach den Entbehrungen nicht, nur hier und da fand man im Schwemmsande des Vaalflusses vereinzelte Diamanten. Mit einem Schlage wurde die Situation eine andere, als in der Gegend des heutigen Kimberley auf den Farmen Dutoitspan und Bultfontein Diamanten entdeckt wurden. Dieses Mal folgte keine Enttäuschung, denn der im Winkel zwischen

Vaal- und Oranje-Fluß gelegene Streifen Landes erwies sich namentlich in seinem westlichen Teil als eine ergiebige und konstante Fundgrube. Jene Gebiete waren jahrzehntelang in unbestrittenem Besitze des Oranje-Freistaates gewesen. Als ihr Diamantenreichtum bekannt wurde, bemächtigte sich England derselben mittels einer Proklamation, ohne auch nur mit einer Idee eines Rechtstitels diese Annexion begründen zu können. Erst nach längeren Verhandlungen ließ sich das stolze Albion wenigstens dazu herbei, den beraubten Freistaat mit einer Summe von 90 000 £ dürftig zu entschädigen. Dem Freistaat blieben nur zwei Diamantminen, die von Koffyfontein und Jagersfontein, von denen ich die erste beschreiben will.

Herr Loekhof führte uns eine sonnige Höhe hinan, deren breiter Rücken von der Mine eingenommen ist. Der Diamant findet sich in Südafrika, vereinzelt Schwemmsandfunde abgerechnet, ausschließlich in großen, trichterförmigen Einsenkungen von unergründlicher Tiefe, welche für erloschene Krater gelten und sich scharf von dem umliegenden Gestein abheben. Diese Krater sind mit dem sogenannten „blauen Grunde“ ausgefüllt, einem Gemisch vulkanischer Überreste, welches durch seine charakteristische blaugrüne Farbe sofort auffällt. In den blauen Grund sind die Diamanten eingebettet und zwar nimmt ihre Menge zu, je tiefer man vordringt. Auf den breiten oberflächlichen Schichten des Trichters ist der Abbau ein leichter und in diesem Stadium des „Tagebaues“ befindet sich noch die Koffyfonteiner Mine. In Kimberley sind die oberflächlichen Lager bereits ausgenutzt, und man hat zum „Tiefbau“ übergehen müssen, der natürlich einen unendlich größeren, durch reichere Ausbeute allerdings aufgewogenen maschinellen Aufwand erfordert.

In Koffyfontein wird der blaue Grund in großen Massen mit Dynamit ausgesprengt. Figur 37 zeigt das Innere des riesigen Kraters. Die Kaffern hauen tiefe Gänge in den ziemlich harten „blue ground“ hinein, eine wegen der Hitze außerordentlich anstrengende Arbeit, die besonders gut bezahlt wird. Von den Gängen aus erfolgt die Sprengung; man erkennt auf Figur 37 an der stehengebliebenen Wand deutlich die Reste der Bohrlöcher. Ist eine große Menge blauen Grundes abgesprengt, so wird sie grob zer-

kleinert und auf den Boden ausgebreitet. Hier wird der „Grund“, der zur weiteren Bearbeitung zunächst zu hart ist, den Einflüssen der Witterung ausgesetzt. Wenn es nicht regnet, wird er mit Wasser besprengt, Feuchtigkeit und Sonnenglut thun das Ihrige, um die Massen zum Verwittern zu bringen. Dann wird der morsche Grund mittels Förderwerken (fig. 38) zu einem Mahl- und Stampfwerk geleitet, in welchem die groben Stücke zerkleinert werden (fig. 39 rechts). Durch Zuführen von Wasser aus großen Pumpwerken (fig. 40) entsteht ein dicker Schlamm und aus diesem werden mittels sehr vollkommener Waschvorrichtungen die wertvollen Bestandteile



fig. 37.

von den wertlosen gesondert. Die letzteren werden als blaßblaugrüner Schlamm in Baggerwerken (fig. 39 links) von der Mine

fortgeschafft und bilden schließlich hohe

Berge (fig. 38 Hintergrund), welche von Privatgesellschaften noch einmal mit oft recht gutem Erfolge auf Diamanten durchgearbeitet werden.

Der aus dem ganzen Mahl- und Waschprozeß übrigbleibende geringfügige Rest besteht aus kleinen stecknadelkopf- bis erbsengroßen Steinchen. Er wird genau durchgesehen, eine Arbeit, die vielfach weiße Kinder verrichten, und die gefundenen Diamanten kommen in verschlossene Sparbüchsen. Andere Edelsteine werden nicht berücksichtigt. Ich habe mir eine Menge verschiedener Steinchen mitgenommen, die beiseite geworfen waren und habe sie zu Hause bestimmen lassen; die meisten waren Halbedelsteine (Spinelle u. a.), doch waren auch einige Splitterchen darunter, welche von Sachver-

ständigen für Rubinen angesehen wurden. Zur Verwertung waren sie zu klein.

Die Diamanten, welche ich in Koffyfontein gesehen habe, waren fast alle von rein weißer Farbe und zum Teil so schön krystallisiert, daß man sie für Brillanten hätte halten können. Die größten waren etwa erbsengroß, doch kommen gerade in Südafrika ganz besonders voluminöse Stücke vor. Auf der Koffyfonteiner Mine hatte einige Wochen vor un-  
serem Besuch



fig. 58.

ein Kaffer das Glück, daß er beim Graben eines Bohrloches einen haselnußgroßen Diamanten mit der Hacke freischlug. Er erhielt sofort 100 £ und ein gesatteltes Pferd und ward nicht mehr gesehen. (Hat ein Khama- oder Sulykaffer viel Geld verdient, so geht er sofort zu seinem Stamm und kauft sich eine Frau. Nach Beendigung der flitterwochen verschwindet er wieder und arbeitet so lange, bis er sich eine weitere Frau kaufen kann. Je mehr Frauen ein Kaffer hat, desto reicher ist er — nicht nur im idealen Sinne: das Weib repräsentiert auch Kapital, da es für den holden Ehegemahl arbeiten muß. In den Burenrepubliken ist übrigens die Polygamie der Kaffern verboten.)

Der Kaffer in den Diamantminen hat viel zu dulden, weil er nicht nur schwarz von außen, sondern auch schwarz von Gemüt ist. Warum muß er denn den Diamanten verschlingen, dessen Nährwert doch absolut gleich Null ist? Was sich der Kaffer dabei denkt, lieber Leser, das will ich Dir ins Ohr sagen, er denkt: „In des Leibes tiefstem Dunkel bleibt verborgen der Karfunkel.“ Jawohl, wenn der böse Herr Mineninspektor nicht wäre, aber der läßt den ollen, ehrlichen Kaffer aus der wohlumfriedeten Mine nicht eher heraus, als bis er



Fig. 59.

ihm drei  
lange Tage hindurch Lösung  
und feldgeschrei abgenommen hat.  
Sollte nach drei Tagen das Dunkel noch nicht gelüftet sein, so hat der böse Herr Mineninspektor sogar Ricinusöl und andere wohl-schmeckende Sachen, und nun muß der Karfunkel heraus, es komme, wie es wöll. Überhaupt, wenn ich ein Kaffer wäre, für 1 £ die Woche würde ich in der Mine nicht arbeiten. Erstens mal die Hitze und dann eingesperrt wie ein wildes Tier und dann seine Frau immer bloß durchs Gitter sehen und rausdürfen bloß, wenn einem der Mineninspektor drei Tage lang tief ins Herze geschaut hat. Nee, nich für'n Wald voll Affen, wie unsere schwarzen Landsleute in Ostafrika sagen.

Auch den Weißen gegenüber läßt man die größte Vorsicht walten.

In den Minen von Kimberley z. B. werden, wie Wlast mitteilt, die aus dem Waschungsverfahren hervorgehenden Diamanten unter schärfster Aufsicht gesammelt und unter bewaffnetem Geleit nach dem Bureau der Gesellschaft gebracht. Dort nehmen besondere Beamte die Steine in Empfang und unterziehen sie einer sorgfältigen Reinigung. Nachdem dies geschehen ist, werden die Diamanten nach Farbe, Gewicht und Reinheit sortiert. Es giebt in Südafrika besonders viel farbige Diamanten, gelbliche Steine sind sehr häufig, auch bräunliche, bläuliche, selbst schwarze kommen vor. Die in ein-



zelne eingeteilten bilden den

Fig. 40.

Schatz der Gesellschaft, den dieselbe unter den größten Sicherheitsmaßregeln bewahrt. Aus dem Bestande macht die Kompanie nur hin und wieder unter Berücksichtigung aller den Markt beeinflussenden Umstände Verkäufe, da es in ihrem Interesse liegt, daß die Nachfrage immer das Angebot übersteigt. Dem Polizeichef muß die Zahl der ursprünglich gewonnenen und dann verkauften Diamanten gemeldet werden; er prüft durch häufiges Nachzählen die Redlichkeit der Beamten. Jeder Diamant erhält seinen Geburtschein. Wer ohne diesen Schein im Besitz eines Diamanten getroffen wird, muß gewärtig sein, daß ihm der Prozeß als Dieb gemacht wird.

7\*

Welchen Reichtum die Diamantenminen repräsentieren, geht daraus hervor, daß die Kimberleyminen in siebzehn Jahren Steine im Werte von 50 Millionen £ = 1 Milliarde Mark geliefert haben. Der Export aus den Minen des Freistaates ist nach Klöffel in den letzten Jahren bedeutend gestiegen, die jährliche Produktion dürfte den Wert einer Viertelmillion £ nahezu erreicht haben.

---

Jacobsdal, den 28. Januar 1900.

Gestern haben wir Kaisers Geburtstag gefeiert! Die Pfleger hatten das Vorzimmer unseres Operationszales sehr hübsch mit Bannern und Guirlanden dekoriert, Dr. Hildebrandt hatte für die Festtafel einige Korane (eine Trappenart) geschossen und Mrs. Leopold, die afrikanische Vorsteherin unserer Küche, hatte den Speisezettel weit über das Niveau des täglichen Hammelfleisches und Cornedbeefs erhoben mit anerkannter Anstrengung und unter gütiger Unterstützung des Kommissariates. Ich habe eine Festrede gehalten, wir haben auf unseren Kaiser und unser geliebtes Deutschland getrunken und sind glücklich und zufrieden gewesen. Die Buren haben an unserer Festesfreude herzlichen Anteil genommen und uns glückwünschend die Hände gedrückt. Am Abend haben Dr. Hildebrandt und ich noch ein besonderes Fest gefeiert. Wir hatten von Elandsfontein her eine halbe Flasche Sekt, die wir von einer hübschen, jungen Dame als Geschenk erhalten und deshalb für Kaisers Geburtstag aufbewahrt hatten. Dem edlen Gefäß haben wir am Abend des 27. Januar im stillen Kämmerlein feierlich den Hals gebrochen und haben das köstliche Naß Tropfen für Tropfen geschlürft. Eis haben wir zwar nicht gehabt, dafür aber hatten wir Stimmung und das ist immer die Hauptsache.

---

Jacobsdal, den 30. Januar 1900.

Allen geht es schlecht! Das Personal der ersten deutschen Transvaalexpedition hat Bauchweh, die in Kimberley Eingeschlossenen haben Hunger und Skorbut, und die Buren in den Schanzen draußen haben Langeweile und Typhus. Mit dem Typhus wird es allmählich

bedenklich. Zuerst kamen nur wenige, allerdings recht schwere Erkrankungen vor, jetzt aber häufen sich plötzlich die Fälle derartig, daß wir nicht nur die Kafferkirche, sondern auch die Hauptkirche des Ortes zum Typhushospital haben umwandeln müssen (Fig. 41). Als Haupttyphuserd muß der Modderfluß angesehen werden, dessen Wasser die Buren trotz aller Warnungen dauernd ungekocht trinken. Die Sorge für die außerhalb unseres Hospitals untergebrachten Typhus- und Dysenteriekranken haben zwei deutsche, in Afrika lebende Ärzte,



Fig. 41. Die Kirche in Jacobsdal als Typhushospital.

Dr. Weber und Dr. Kellner übernommen. Mehrere Afrikanerinnen und eine belgische Schwester thun als Pflegerinnen Dienste, mehrere Deutsche fungieren als Pfleger.

Es hat sich wieder einmal recht deutlich gezeigt, welches Gesindel unter der Flagge des Roten Kreuzes in Kriegszeiten segelt. Da treiben sich seit einiger Zeit in Jacobsdal eine Anzahl Bürger herum — zu meinem Bedauern sind auch Deutsch-Afrikaner darunter — die sich den verschiedenen Ambulanzen angeschlossen haben, angeblich, weil sie zum Fechten nicht gesund genug sind. Wenn ich nur augenblicklich so gesund wäre, wie diese wohlgenährten Herren! Waren sie

schon früher bei Nachtwachen oder ausnahmsweisen Dienstleistungen nie mehr zu haben, so ist die gemeine Gesinnung und Feigheit dieser Menschen jetzt klar zu Tage getreten, wo Not am Mann ist und die vielen Typhuskranken ein zahlreiches Pflegepersonal erfordern. Auf einmal ist ein Teil der Roten-Kreuz-Männer so schwer krank geworden, daß sie nach Hause verduften mußten; die Ursachen sind: 1. Angst vor dem Typhus, 2. Angst vor der Arbeit, 3. Angst vor den Engländern, denn wir hatten mit Bericht an die Regierung gedroht, und dann wären die Herren zum Kriegsdienst herangezogen worden. Ich bin froh, daß ich keinen von der Gesellschaft mehr zu sehen brauche, denn mir ist jedesmal die Galle übergelaufen, wenn ich solch einem Kerl begegnet bin.

Warum habe ich mir eigentlich im Examen den Kopf mit innerer Medizin zerbrochen? Die Sache ist doch so einfach. Die Buren sind längst dahinter gekommen, daß man die akuten Infektionskrankheiten folgendermaßen einzuteilen hat. Da ist zunächst die gewöhnliche „Koorts“ (Fieber), das geht noch an; schon schlimmer ist die „koude Koorts“ (kaltes Fieber), dann kommt die „Typhuskoorts“, und ganz faul ist die „Pestkoorts“. Die Behandlung ist bei allen Formen die gleiche: „Smeergoed“ (Schmiergut) von außen, nicht zu wenig; Medizin in möglichst großen Boddeln von innen. Bös muß Bös vertreiben, darum darf die Medizin auch schlecht schmecken, angenehmer ist es, wenn sie gut schmeckt. Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen. Wer den Buren nach den obigen Grundsätzen behandelt, wird ihn stets befriedigt finden.

---

Jacobsdal, den 2. Februar 1900.

Infolge der sich häufenden Typhuserkrankungen haben wir jetzt mehr zu thun. Der Tag ist jedoch noch immer nicht ausgefüllt, und so gehen Dr. Hildebrandts und meine weidmännisch-zoologischen Studien wacker vorwärts. Ich habe mir bereits eine recht schöne Sammlung von Vogel- und Säugetierbälgen angelegt und eine Menge Krusten-, Kriech- und Krabbeltiere in teuren Spiritus und Whisky aufgehoben. Meine Schlafzimmersammlung hat eine wert-

volle Bereicherung erfahren durch einen zwölf Centimeter langen, fingerdicken Tausendfuß und zwei Skorpione, letztere teils gelb, teils verliedt. Zoologisch höchst interessant war auch die vor einigen Tagen beobachtete Verwandlung aufständischer Prieska-Buren in Heuschrecken. Ein phantasiebegabter Bloemfonteiner sah ganz genau die Staubwolken der zur Vernichtung der Engländer anrückenden Aufständischen, beim Näherkommen verwandelten sie sich in einen Heuschreckenschwarm.

Wenn der Leser daran Geschmack findet, so will ich ihm gern einen kurzen, ganz unwissenschaftlichen Vortrag über

#### die Fauna des Freistaates

halten. Lateinische Namen sind wohl nicht nötig, obwohl sie so gelehrt klingen. Sehr gelehrt klingt es auch, wenn ich erkläre, daß die Tierwelt des Freistaat- und Transvaalgebietes der südafrikanischen Subregion angehört, einem Teil der sogenannten äthiopischen Region. Noch vor fünfzig Jahren war, wie Heitmann erzählt, Südafrika voll von Löwen, Elefanten, Giraffen und Büffeln. Auf den Steppen weideten Tausende von Antilopen; Zebra, Gnu, Haartebeest und Strauß belebten das Buschfeld. Einst waren die Löwen so häufig, daß die ersten Ansiedler am Kap nach Europa berichteten, sie könnten sich ihrer kaum noch erwehren. „Die Löwen würden nächstens die Ansiedlung stürmen.“ Jetzt ist es im Freistaat und Transvaal friedlicher geworden. Die großen Säugetiere haben sich in das bis zum Zambesi reichende Buschfeld des Nordens und in die fieberreichen, für den Europäer unbewohnbaren Distrikte des Ostens von Transvaal zurückgezogen; vor der Kultur und der Büchse des Buren sind sie geflohen. Wie schießt aber auch der alte Treffbur! Das hat er in der Zeit gelernt, als die Patronen noch rar waren, als es noch keine Eisenbahnen gab und Pulver und Blei auf wochen-, ja monatelangen Transporten ins Land hineingeschafft werden mußten. Damals händigte der „Paa“\*) dem Sohne eine Patrone ein mit der zarten Andeutung, daß man „een Paf

\*) „Paa“ = Vater aus Papa entstanden.

Slaag"\*) besehen würde, wenn man ohne einen Bock zurückkäme. Das Wild war das Hauptnahrungsmittel in den Zeiten der Ansiedelung und des großen Trecks, als zur Viehzucht die Verhältnisse noch zu unruhig waren; darum mußte mit den wertvollen Patronen gespart werden. Der Sohn, in der Aussicht auf den „Pak Slaag“, spürte dem Wilde nach, schlich Katzenartig an die Tränken oder lag stundenlang wie ein Panther neben dem Wechsel, bis er den sicheren Schuß hatte. Da lernt man Feuersdisciplin und Zielen.

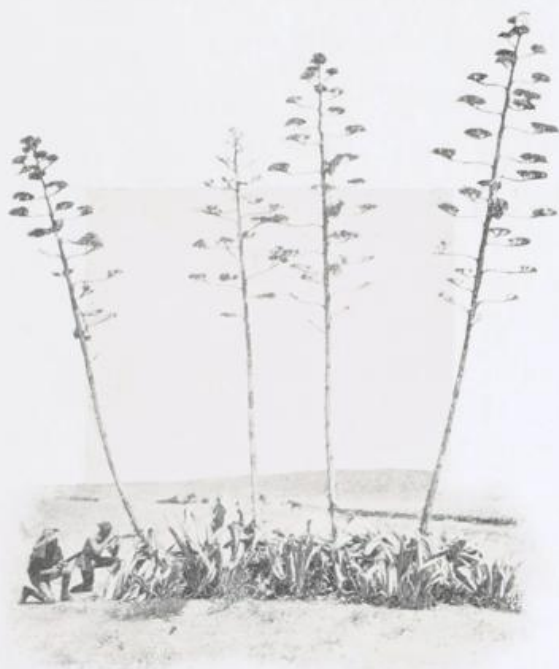


fig. 42.

Von den großen Säugtieren findet man im Freistaat jetzt nur noch einige Böcke, nämlich den zu den Kuhantilopen gehörenden Bleßbock, den Springbock, eine Gazellenart, und den zierlichen, auf steinigem Boden, namentlich auf den Klippkopjes lebenden Steinbock. Am häufigsten ist der Springbock, ein wunderschönes Tier mit großen Gazellenaugen, lichtbraunem, am Bauche weißem Fell und leierförmig gebogenem Gehörn. Man findet Rudel von zehn bis

zwanzig Stück, die sich in Zeiten, wo der Springbock „trefft“, zu Herden von Hunderten und Tausenden zusammenschließen. Kein schönerer Anblick, als solch eine Springbockherde auf der Flucht; das Tier verdient in der That seinen Namen. Aus den wogenden, braunen Massen heraus sieht man immerfort die weißen Flanken im Sonnenlichte aufleuchten, wenn einzelne Böcke auf allen vier Beinen zugleich in die

\*) Ein Pak Schläge.

Höhe schnellen mit einer Grazie und einer Kraft, die Bewunderung erregt. Wie oft habe ich staunend gestanden, wenn ich einen Springbock gefehlt hatte, und habe mich den schlechten Schuß nicht verdrießen lassen, sobald ich das erschreckte schöne Tier in langen Sätzen davonflüchten sah.

Die Jagd auf Springböcke ist höchst reizvoll; wir liegen ihr hier in Jacobsdal während unserer freien Stunden eifrig ob. Man jagt stets zu Pferde, vier bis sechs Reiter gemeinsam; Dr. Hildebrandt und ich schließen uns meist erfahrenen Buren an. Selten haben wir weit zu reiten, denn die Böcke kommen ziemlich dicht an Jacobsdal heran; leider sind sie durch das viele Schießen der in den Lagern befindlichen Buren so scheu geworden, daß man froh sein kann, wenn man auf 300 oder 400 Meter zu Schuß kommt. Daher habe ich so oft meine Freude an ungetroffen davonspringenden Böcken. Haben die Jäger ein Rudel Springböcke ausfindig gemacht, so reiten die Flügel im großen Bogen voraus, während das Centrum zurückbleibt. Die Böcke werden allmählich eingekreist, und der Ring wird vorsichtig enger zusammengezogen, ohne daß die Tiere etwas davon merken dürfen. Ist man möglichst nahe herangekommen, so steigt man vom Pferde, wirft demselben die Flügel hin und kriecht nun auf dem Bauch vorsichtig so nahe heran als möglich. Glaubt man einen sicheren Schuß zu haben oder werden die Böcke unruhig, so schießt man, und gewöhnlich erhebt sich sofort ein regelrechtes Schützenfeuer, da auch die anderen Jäger herangekommen sind und auf die flüchtenden Böcke feuern. Daß die Kugeln den Schützen bei diesem Kreisjagen mitunter recht nahe an den Köpfen vorbeifliegen, merkt man im Jagdeifer nicht. Unglücksfälle kommen allerdings oft genug vor; in den letzten Wochen sind bei Jacobsdal allein zwei Buren auf der Jagd erschossen worden.

Ist ein Bock getroffen, so bleibt er, da man kleinkalibrige Vollmantelgeschosse zu benutzen pflegt, nur ganz ausnahmsweise im Feuer; meist jagt er mit ungebrochener Kraft davon und beginnt erst allmählich zu ermatten. Nun heißt es schnell aufs Pferd. Man läuft mit gesichertem Gewehr zurück, springt in den Sattel, und wie die wilde Jagd geht es hinter dem Bock her. Hat das Pferd

einmal gemerkt, worauf es ankommt, so lasse man ihm ruhig die Zügel. Denn jetzt zeigt es sich, daß seit Jahrhunderten schon von Wilden und Weißen das südafrikanische Pferd als Jagdtier benutzt worden ist. Man hat es nicht abgerichtet, das liegt ihm im Blut, vererbt durch Generationen und Generationen. Wie der Blitz verfolgt es den angeschossenen Bock, verlegt ihm den Weg, schlägt Haken, kurz man sitzt in seinem Sattel und hat weiter nichts zu thun, als zu staunen und aufzupassen, daß man bei scharfen Biegungen nicht herunterfällt. So hetzt das Pferd den verwundeten Bock, bis er verendend zu Boden stürzt.

Als ich derartige Schilderungen zum erstenmal hörte, habe ich sie für Jägerlatein gehalten, bis ich mich von der Wahrheit überzeugt habe. Ja, das afrikanische Pferdchen! Es ist sicher das zoologisch interessanteste Wesen des ganzen Landes. Wenn ich an meinen Basutopony denke, den ich leider habe zurücklassen müssen, so wird es mir warm ums Herz. Wie man sich an solch ein Tierchen anschließt, wenn man Not, Strapazen und Gefahren miteinander geteilt hat! Manche Nacht habe ich zu meines Ponys Füßen geschlafen, manchen Morgen hat er mir mit seiner weichen Nase im Gesicht herumgeschnuppert, wenn die Dämmerung anbrach und es Zeit wurde, in den Sattel zu steigen. Stunden und Stunden hat er mich dann wochenlang durch glühende Sonnenhitze und strömenden Regen getragen mit seinem trippelnden Schritt oder seinem kurzen Galopp, immer vergnügt, niemals müde, mit dem Schlechtesten zufrieden, wenn es nichts Besseres gab. Hat man solch ein Mustertier gefunden, dann wächst es einem ans Herz; dann denkt man am Lagerfeuer zuerst an sein Pferd und wird zum Räuber und Dieb, wenn man ihm etwas Gutes verschaffen kann. Oft hat mir das arme Tier recht leid gethan, wenn das Feld von der Sonne verbrannt keinen grünen Grashalm hervorbrachte, wenn das Pferd das trockene Gestrüpp fressen mußte und mitunter den ganzen Tag kaum etwas zu trinken bekam. Mein guter kleiner Pony, ich will dir ein treues Andenken bewahren und will es dir nie vergessen, daß du am Paardeberg tapfer aushieltest und mich zehn Stunden unentwegt und guter Dinge vom Schlachtfeld zurück-

getragen hast, nachdem du zwei Tage lang gehungert und aus Not einen alten Sack gefressen hattest!

Doch nun zur naturwissenschaftlichen Seite des südafrikanischen Pferdes. Schön ist es im allgemeinen nicht, doch der Kenner sieht sofort, daß die Rasse edler ist, als es äußerlich den Anschein hat. Die Elasticität der Bewegung ist schön, die Aktionsfreiheit eine große. Der Hauptvorteil des südafrikanischen Pferdes liegt in seinem guten Charakter und in seiner bewunderungswerten Leistungsfähigkeit. Fast alle Tiere sind fromm, nur selten findet man einen Böcker oder ein ausgesprochen bösesartiges Pferd. Wenn es ihnen sehr gut geht, d. h. wenn sie wenig arbeiten und reichlich gefüttert werden, so können sie sehr lebhaft sein und einen sicheren Reiter erfordern. Im allgemeinen erhält das südafrikanische Pferd kein besonderes Futter, es wird auf den Rastplätzen „gekniehaltert“ und sucht sich seine Nahrung selbst. Das „Kniehalten“, wobei das Halfterband verkürzt um den einen Vorderfuß geschlungen wird, soll verhindern, daß das Tier zu weit fortläuft und sich nicht wieder einfangen läßt. Die Pferde kennen diese Manipulation so gut, daß sie nach dem Abnehmen von Sattel und Zaum gewöhnlich schon den Vorderfuß in die Höhe heben. Ein südafrikanisches Pferd braucht nicht angebunden zu werden; steigt der Reiter für kürzere Zeit ab, so zieht er die Zügel über den Kopf des Pferdes nach vorn und läßt sie hängen. Dann bleibt das Tier stundenlang auf demselben Fleck stehen und wartet auf seinen Herrn; höchstens sucht es sich im allernächsten Umkreis etwas Nahrung. Die meisten Burenpferde sind gleichzeitig Reit- und Wagenpferde, sie lassen sich zwei- und vierspännig fahren und sind durch fabelhafte Genügsamkeit Nutzpferde ersten Ranges. „Durchgeritten sein“ verlangt man nicht von ihnen, ich glaube, daß sie bei ihrer Gelehrigkeit sehr leicht schulmäßig zureiten wären. Sie haben außerordentlich fördernde Gänge; der Schritt ist schnell und leicht, der Galopp häufig ein Zwischending zwischen Trab und Galopp, aber angenehm für den Reiter, der sich kaum im Sattel bewegt. Trab wird wenig geritten; Paßgänger, sogenannte „Trippelaars“, sind nicht selten, sie sind beliebt, da ihre Gangart für den Reiter sehr bequem ist. Sowohl die Buren wie

die Kaffern sind sichere Reiter; der Bur schont jedoch sein Pferd, während der Kaffer, vielleicht mit Ausnahme des Basuto, ein roher Reiter ist. Von Schule versteht weder der Bur, noch der Eingeborene etwas.

Das Merkwürdigste am südafrikanischen Pferde ist die bewundernswerte Leistungsfähigkeit. Ein eklatantes Beispiel wurde vor kurzem in einem Londoner Sportblatt mitgeteilt: „Ein Engländer entsandte einen Eingeborenen mit einem Briefe, der unmittelbare Antwort erforderte, an einen 41 englische Meilen (zu 1609 Meter) entfernten Freund. Der Eingeborene brach gegen fünf Uhr morgens auf und kehrte mit der Antwort wenige Minuten vor sechs Uhr abends zurück, hatte mithin 82 Meilen (fast 132 Kilometer) in dreizehn Stunden geleistet. Der Poney sah natürlich bei seiner Rückkehr etwas ermattet aus; als aber der Basuto auf ihn sprang, um sich in seinen Kraal zurück zu begeben, ging er in dem gewöhnlichen Kanter ab. In diesem Falle war der Reiter ein schwerer Mann, der gut und gern 85 Kilogramm wog. Er war weder mit Peitsche, noch mit Sporen versehen; das einzige, was er in der Hand hielt, war ein kleiner Büschel aus Pferdehaaren, um die Fliegen fortzujagen. Der Weg, den er zu verfolgen hatte, führt über eine Reihe steiler Hügel; außerdem hatte er zwei Flußläufe zu passieren, und es war in der nassen Jahreszeit.“

Zwei Pferdearten werden in Südafrika in erster Linie gebraucht, der Basutopony und das Freistaatpferd. Der Basutopony ist eine vergrößerte Ausgabe des Shetlandponys und ein ausgesprochenes Bergpferd, da es aus den Alpengegenden des Basutolandes stammt. Es ist durchschnittlich dreizehn englische Faust hoch, stark gebaut und sicher auf den Beinen wie eine Bergziege. Zu Krankheiten neigt es weniger als andere Pferderassen. Das Freistaatpferd ist vierzehn bis fünfzehn englische Faust hoch, gestreckter und langbeiniger als der Basutopony und wie dieser von merkwürdiger Ausdauer. Das Klima Südafrikas ist für Pferde sehr gefährlich, bössartige Diarrhöen und vor allen die gefürchtete Pferdekrankheit raffen Tausende hin; importierte Pferde namentlich englischen Blutes sind kaum zu halten. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß die Pferde-

krankheit mit der menschlichen Malaria in einem gewissen Zusammenhange steht. Sie ist an dieselben Monate gebunden wie die Malaria und glaubwürdige Pferdezüchter haben mir versichert, daß sie von Chinin auch bei Pferden günstige Erfolge gesehen haben. Ein Pferd, welches die „Peerdesifde“ überstanden hat, ein sogenanntes „gesalzenes Pferd“, steigt um das Zehnfache im Wert, da die meist tödlich endende Krankheit von Immunität gefolgt ist.

Ich habe einen zoologischen Vortrag angesagt und vergesse nun jede Einteilung. Vor den Huftieren hätte ich eigentlich die Affen und Raubtiere besprechen sollen, indessen über beide ist nicht viel zu berichten und eine wissenschaftliche Leistung soll's ja auch nicht sein. Von Affen kommen in den Republiken hauptsächlich Paviane oder, wie der Bur sagt, Bobiane vor. Sie finden sich im Freistaat nur noch an vereinzelt Stellen z. B. in einer schönen bewaldeten Bergschlucht bei Bloemfontein, die sogar nach ihnen „Bobianskloof“ genannt ist. Sie leben in großen Herden, die stets, namentlich beim Plündern von Fruchtgärten, von alten oft riesig großen Männchen bewacht werden. Mit solch einem alten Herrn von den Pavianen ist nicht gut auf die Mensur steigen, denn er ist mit seinen ungeheuren Kräften und mit seinem Gebiß, welches dem des Löwen nicht viel nachgibt, ein äußerst gefährlicher Gegner. Jedem, der in Afrika jagt, möchte ich den guten Rat geben, keinen Affen zu schießen, nicht wegen der Gefahr, denn eine solche besteht nur bei den ganz großen Exemplaren, sondern aus einem anderen Grunde. Es giebt nämlich keinen jämmerlicheren Anblick, als einen verwundeten Affen; er vergießt Thränen wie ein Mensch, er klagt und jammert, sucht mit den Händen das Blut zu stillen und zieht, wenn er einen Bauchschuß erhalten hat, sogar die Eingeweide aus der Wunde hervor. Wenn man dies einmal gesehen, oder beobachtet hat, wie die sterbende Affenmutter ihr Kind bis zum Tode fest umschlungen hält, so wird man nicht wieder auf einen Affen schießen.

Große Raubtiere giebt es im Freistaat nicht mehr. Im Transvaal ist der Leopard noch häufig, der Löwe selten. Den letzteren trifft man in den wildreichen Fieberniederungen des Ostens und zwischen Sabieriver und Groot-Setaba, wohin er vom Lebongo-

gebirge hinüberschweift, gefolgt von der Hyäne. Im Freistaat findet man nur noch ungefährlichere Raubtiere, Schakale, kleine Luchse, hübsche Marderarten 2c. Unter den Mardern ist einer besonders häufig, welcher sich durch einen schönen rötlichen Pelz auszeichnet. Die Buren nennen ihn „rote Mirkatze“, wie sie überhaupt als Mirkat oder Meerkat oder Mürkat\*) alles bezeichnen, was ungefähr so groß ist wie eine Hauskatze und in der Steppe herumläuft. Ob das nun ein Raubtier oder ein Nagetier ist, ob das eine das andere frisst, das ist dem Buren ganz gleichgültig, Mirkatzen sind sie beide.

Die rote Mirkatze frisst z. B. mit großer Wonne die graue Mirkatze, ein niedliches Erdhörnchen, welches in seinen Bewegungen ganz unserem Eichhörnchen ähnelt, aber in der Erde lebt, und wie der amerikanische Präriehund unterirdische Städte anlegt. Ein junges Erdhörnchen habe ich in Jacobsdal von einem Kaffer geschenkt bekommen. Es ist ganz zahm geworden und hat sich als Spielgefährten ein halbwildes, junges Käzchen ausgesucht, welches seiner Größe einstmals ziemlich genau entsprach. Beide Tiere sind mit mir per Ochsenwagen durch den Freistaat und Transvaal, per Schiff und Eisenbahn nach Europa und Deutschland gewandert; sie befinden sich zur Zeit wohlbehalten im Stuttgarter Zoologischen Garten. Der zärtlichen Freundschaft beider hat es keinen Eintrag gethan, daß die Katze jetzt dreimal so groß ist als das Nagetier und das letztere bequem zu einer Mahlzeit verzehren könnte. Noch ein anderes Nagetier möchte ich kurz erwähnen, den känguruhartigen „Springhasen“ der Buren, welcher ebenfalls in der Erde lebt und wegen seiner Grabekünste nicht weniger verhaßt ist als wegen seiner Vorliebe für allerhand Wurzeln und Knollen, die auch der Mensch gern isst. Seiner schlechten Eigenschaften halber wird der Springhase eifrig verfolgt; man jagt ihn des Nachts, da er ein Nachttier ist, und zwar mittelst sogenannter Diebslaternen, welche sich der Springhase mit seinen großen, leuchtenden Augen

\*) Mirkat = Ameisenkatze (Mire bedeutet auch im Plattdeutschen Ameise).  
Mürkat (Mürkat gesprochen) = Mauerkatze.

aus der Nähe ansehen muß, um dafür eine Schrotladung zu erhalten. Die Kaffern, denen der Springhase eine Delikatesse ist, machen ihn auch hier und da bei Tage ausfindig. Dann wird in seinen Gang so viel Wasser hineingegossen, bis er aus einem anderen Loche hervorkommt. Vom Wasser hält der Springhase nämlich noch weniger als viele andere Leute; pudelnaß und vor Frost zitternd vermag er dem Verfolger nicht wie gewöhnlich durch Sprünge von drei bis vier Meter Länge und durch unglaublich schnelles Eingraben zu entgehen. Immerhin ist er auch jetzt noch so gewandt, daß ihn selbst ein flinker Hund nur mit Mühe fängt; denn der verfolgte Nagel schlägt, obwohl steif vor Frost, noch immer Haken und setzt über den Verfolger in hohen Sätzen hinweg.

Da ich schon einmal bei den Erdarbeitern bin, so will ich auch gleich das schlimmste Mitglied dieser Berufsgenossenschaft erwähnen, obwohl es nicht zu den Nagetieren gehört. Es ist das Erdferkel, ein abenteuerliches, dickes, großes Tier, mit langer Schnauze, langem Schwanz, mächtigen Krallen und richtigen Schweinsohren, denen es seinen Namen verdankt. Von anderen Bösewichtern unterscheidet es sich wesentlich dadurch, daß es nicht selbst in die Gruben hineinfällt, die es gegraben hat, sondern andere Leute hineinfallen läßt, denn mit Vorliebe legt es seine großen Löcher gerade da an, wo man gehen oder reiten will. Dieser Untugend des Erdferkels steht ein unstreitiges Verdienst gegenüber, es ist nämlich der größte Ameisen- und Termitenvertilger Südafrikas. So häufig das Erdferkel ist, so selten bekommt man es zu Gesicht, so selten gelangt es auch in die Zoologischen Gärten Europas, denn es ist ein Vorsichtsmeyer ersten Ranges und geht nur bei Nacht spazieren. Die Spuren seiner Thätigkeit findet man an den Ameisenhaufen, welche es seitlich angräbt, um mit seiner klebrigen Zunge die Ameisen herauszufischen. In diesem seitlichen Anbohren der äußerst harten „Nirhoops“ besteht ein zweites unbestrittenes Verdienst des Erdferkels, denn der auf dem Treck oder Kriegspfade befindliche Bur braucht jetzt nur noch oben ein Loch in den Ameisenhaufen hineinzuschlagen, und der Kochherd ist fertig. In die obere Öffnung wird der Kessel hineingesetzt, und von der Seitenöffnung aus legt man

das Feuer an. Die harten Erdwände und das Fächerwerk im Inneren des Ameisenhaufens halten die Wärme sehr gut, ich habe mich im Felde oft von der Zweckmäßigkeit dieser improvisierten Kochherde überzeugen können. Der Ameisenhaufen (Fig. 8), so lästig er oft beim Reiten und Fahren in der Steppe ist, hat im südafrikanischen Kriege sogar strategische Bedeutung gewonnen, denn er bietet dem Schützen eine Deckung, welche selbst das rasante Mäusergeschloß nicht zu durchschlagen vermag. Von dieser auffallenden Thatsache haben wir uns mehrfach überzeugt.

Nach den Säugetieren kommen die Vögel. Wenn ich alle Arten aufzählen wollte, die es im Freistaat giebt, so müßte ich ein dickes Buch schreiben; deshalb will ich mich auch hier auf die Erwähnung einiger besonders charakteristischer Arten beschränken. Raubvögel sind sehr häufig, kleine Falken, Bussarde und Milane bevölkern die Gebüsche an den Flüssen, Eulen streichen mit gellendem Schrei über die Steppe. Von den großen Raubvögeln sind die verschiedenen Geierarten zu nennen, welche als Unratvertilger ebenso nützlich wie wohlriechend sind und zu Tausenden die Felsenkopjes bewohnen, deren Wände sie durch ihre Losung weiß färben (Nasvogelskop). Es ist höchst merkwürdig, auf wie große Entfernung und wie schnell die Geier ein Nas wittern; der Bur merkt den Verlust eines Schafes oder Rindes oft an den Scharen von Geiern, welche über dem verendeten Tiere in der Luft kreisen. Dem Jäger ist das Schießen eines „Nasvogels“ entschieden zu widerraten, denn einmal kostet es der Nützlichkeit des Tieres wegen Strafe, zweitens ist es kein Kunststück, da der Geier seine Indemnität sehr wohl kennt und den Schützen nahe heran kommen läßt, und drittens ist mit dem getöteten Tiere nichts anzufangen, denn den von Ungeziefer wimmelnden und über alle Maßen stinkenden Balg zu gewinnen, habe sogar ich mit meiner Sammelwut mich nicht überwinden können. In diesem Kriege spielen die Geier eine große Rolle als Säuberer der Schlachtfelder und Vertilger der auf den Transporten umgekommenen Zugtiere (siehe unten).

Ein anderer höchst charakteristischer Raubvogel ist der Sekretär, der große Schlangenvertilger. Man sieht ihn meist paarweis

in der Steppe herumstolzieren mit hängenden Flügeln, den Kopf mit der Sekretärfeder spähend nach vorn gerichtet. Wer ihn nicht kennt, wird ihn schwerlich für einen Raubvogel halten; denn er gleicht namentlich im Laufen entschieden einem der großen Hühner-  
vögel. Wehe der Giftschlange, welche der Sekretär erblickt. Mit den Flügeln pariert er die wütenden Bisse des geängstigten Reptils, bis dasselbe sein Gift verspritzt hat und erlahmt. Dann packt er die Schlange hinter dem Kopf, steigt mit ihr in die Lüfte und läßt sie aus großer Höhe fallen. Auf diese Weise überwältigt der Sekretär jede Schlange und verdient sich dadurch den Dank der Burenregierungen, welche ihm manches ermordete Huhn, manchen gemeuchelten Hasen verzeihen und eine Strafe von zwanzig £ dem zudiktieren, welcher einen Sekretär schießt. Das weiß der schlaue Geselle sehr gut, denn er läßt den Menschen dicht herankommen und ergreift erst im letzten Moment die Flucht, Hals über Kopf auf seinen langen Beinen davonstürzend.

Von anderen Vögeln wären mehrere Taubenarten zu nennen, vor allem die Lachtaube, ohne deren Gurren man sich eine süd-afrikanische Flußlandschaft gar nicht denken kann; ferner das niedliche Namaquataubchen, welches kaum halb so groß ist wie eine Lachtaube und seinen langen, papageienartigen Schwanz beim Fliegen fächerartig ausbreitet. Zu den Hühner-  
vögeln gehören die Korane, eine Trappenart, welche in verschiedenen Spezies in Südafrika vertreten ist. Der Koran ist ein guter Läufer, aber ein schlechter Flieger; er muß wohl eine dunkle Ahnung davon haben, daß er für einen guten Braten gilt, denn er ist sehr vorsichtig und erhebt sich meist schon in respektabler Entfernung in die Lüfte. Er wäre kein Hühner-  
vogel, wenn er diesen Akt nicht mit dem nötigen Kraakeel begleiten würde; sein Geschrei klingt ungefähr so, wie wenn man mit hundert Griffeln auf hundert Schiefertafeln herumfährt, es ist nervösen Damen zum Abgewöhnen sehr zu empfehlen. Durch ein fast ebenso unmelodisches Geschrei zeichnen sich auch die vielen Kiebitzarten aus, welche die Steppe beleben. Die Schar der kleinen Vögel ist sehr groß; die meisten sind schön gefärbt, aber unmusikalisch, besonders hübsch ist der schädliche „Kornvogel“, dessen Schwanz aus drei dunklen Federn

besteht, welche ungefähr viermal so lang sind als das Tierchen selbst. Strauße trifft man jetzt nur noch zahm auf den Straußenfarmen. Schwimm- und Watvögel sind nicht zahlreich, da das Wasser rar ist, doch findet man verschiedene Wildenten- und Reiherarten mit Regelmäßigkeit an den Flüssen, die schönen Kraniche auch in der Steppe.

Sehr artenreich ist die Reptilienfauna des Freistaates. Landschildkröten bevölkern in allen Größen das Veldt und besonders die Kopjes; man trifft bisweilen riesige Exemplare, welche nach Aussage der Buren sogar durch einen über sie hinwegfahrenden Ochsenwagen nicht zermalmt werden. Krokodile scheinen im Freistaat nicht vorzukommen, wenigstens badet man ungeniert in allen Flüssen, und ich habe nie von einem Unglücksfall gehört. Mitunter erzählt wohl ein phantasiereicher Ausländer, er habe ein Krokodil gesehen, in Wirklichkeit war es aber nur eine der häufigen Waraneidechsen, welche in allen Flüssen zu finden sind und eine sehr beträchtliche Größe erreichen können. Der Bur nennt sie „Leguane“ und verfolgt sie als Eierdiebe und Fischräuber.

Kleinere Eidechsen trifft man überall; auf jedem Stein sitzen sie und sonnen sich, auf jedem Strauch sieht man sie herumklettern; sie sind oft die einzigen Wesen, welche die stillen Steinfeld der Agaven- und Lacertenarten sind am zahlreichsten vertreten; der Bur unterscheidet beide sehr wohl und nennt die ersteren „Kochelmander“, die letzteren „Afeldis“. Alle Eidechsen hält er ebenso wie den harmlosen und nützlichen Insektenvertilger, den „Gaetje“ (Gecko), für äußerst giftig und fürchtet sie mehr als manche Schlange. Worauf dieses Vorurteil zurückzuführen ist, habe ich nicht ergründen können; wir haben uns oft ein Vergnügen daraus gemacht, unsere Kühnheit bewundern zu lassen, indem wir die hübsch gefärbten Tierchen mit den Händen fingen. Sehr häufig ist in Südafrika der Geheimrat unter den Eidechsen, das Chamäleon. Ich nenne es Geheimrat, nicht etwa, weil es die Farbe wechselt, sondern weil es das würdevollste unter diesen sonst so quecksilbrigen Tierchen ist. Das Chamäleon ist ein unermüdlicher Insektenvertilger, wir haben es deshalb mit Vorliebe in den Zimmern gehalten. Man setzt es auf

eine Stange, befestigt ein Näpfchen mit Honig oder Zucker an derselben und nun sitzt das Chamäleon den ganzen Tag vor dem Napf und fängt mit seiner kolbenförmig endenden Zunge, die so lang ist wie das ganze Tier, eine Fliege nach der anderen. Besteigt ein zweiter Geheimrat das Podium und will auch fliegen fangen, so wird der erste Geheimrat grün und gelb vor Neid, fängt an zu fauchen und beschimpft seinen Kollegen, wie das auch in Europa . . . (Pst! Koi so bees Maul, sagt man in Schwaben).

Weniger harmlos als die Eidechsen sind die vielen Schlangen des Freistaates. Weitans die meisten sind giftig, und zwar gehören sie zu den gefährlichsten Giftschlangenarten, welche wir kennen. Die familie der Giftmattern ist besonders zahlreich vertreten; zu ihr rechnet die Cobra, die Mamba, der schwarze Ringhals und andere. Die Cobra habe ich schon erwähnt, sie ist die bekannte afrikanische Spielart der Brillenschlange, welche in der ägyptischen Geschichte eine so große Rolle spielt. Die Buren nennen sie Gelbschlange wegen ihrer der Steppe und dem Sande der Flüsse vorzüglich angepaßten Färbung. Sie ist die häufigste aller südafrikanischen Schlangen; man trifft sie mit Regelmäßigkeit an den Flußläufen, doch stattet sie bisweilen auch den Wohnungen Besuch ab (s. oben). Das größte Exemplar, welches wir gesehen haben, maß mehr als zwei Meter Länge und wurde von uns am Vetriver bei Smaaldeel getötet.

Die Cobra, so gefährlich sie sein kann, ist gutartig gegenüber der Mamba und dem schwarzen Ringhals. Die Mamba kommt im Freistaat nur an ganz vereinzeltten Stellen vor, ihre eigentliche Heimat ist Natal\*) und das Buschfeld von Transvaal und Portugiesisch Ostafrika. Sie ist eine Baumschlange (*Dendraspis*) von grüner bis schwarzer Färbung und erreicht die für eine Giftschlange ganz ungewöhnliche Länge von drei Metern. Ich habe die Mamba einmal im Buschfelde gesehen; sie hing von einem Baume herunter wie eine schlanke grüne Liane, und ich erkannte meinen Irrtum erst, als ich nur noch einige Meter von ihr entfernt war. Da ich keine Flinte bei mir hatte, bin ich ihr aus dem Wege gegangen, denn

\*) Natal wird auf der letzten Silbe betont.

die Mamba ist schnell wie der Blitz und wirft sich mit großer Energie auf den Angreifer.

Eine kleine, aber äußerst gefährliche Schlange ist der schwarze Ringhals. Diese Giftnatter sieht von weitem etwa aus wie unsere einheimische Ringelnatter. Ihr weißer Bauch trägt in der Gegend des Halschildes einen schwarzen Ring, der den Namen veranlaßt hat. Die Buren nennen den Ringhals „Spring- oder Spuckschlange“ und fürchten ihn mehr als alle anderen Giftschlangen, denn Kühnheit und Frechheit zeichnen diesen kleinen Teufel aus. Glaubt sich der Ringhals gefährdet, so richtet er sich auf, öffnet den Rachen weit, spritzt einen Saft von sich, der aus Gift oder Speichel besteht, und nun heißt's schnell zuschlagen, denn der Ringhals springt, und zwar soll er, wie die Buren versichern, den Reiter auf dem Pferd erreichen können. Ob diese Behauptung auf Wahrheit beruht, vermag ich nicht zu sagen, denn ich bin dem Ringhals nur zweimal begegnet, und diese beiden Male ist er nicht zum Springen gekommen. Die Wildheit seines Aussehens und die Schnelligkeit seiner Bewegungen ist mir allerdings aufgefallen, als er sich zum Angriff aufrichtete und sein Halschild ausbreitete. Den einen Ringhals habe ich übrigens in dem Moment totgeschlagen, als er dem Pfleger Kiefling zwischen den Füßen durchschlüpfte. Der andere erwachte wieder vom Tode, nachdem ihn der Oberpfleger Eckert an einer Halschlinge hinten am Wagen festgebunden hatte. Als wir wieder nach der Schlange sahen, hatte sie sich um ein Holzscheit gewickelt, sah uns funkelnd an und riß den Rachen auf. Dem schon erwähnten zahmen Erdhörnchen, welches auch hinten auf dem Wagen saß, sträubten sich dabei vor Angst sämtliche Haare. Dieses Mal wurde zum Chloroform gegriffen und der Ringhals endgültig umgebracht; er bildet jetzt ein Renommierstück meiner Sammlung.

Während man vielen Giftnattern ihre Gefährlichkeit nicht ansieht, da ihr schmales Köpfchen einen fast gutartigen Ausdruck zeigt, ist die Hauptvertreterin der Ottern in Südafrika, die Puffotter, ein abschreckend häßliches Tier. Sie ist gegenüber den schlanken Giftnattern auffallend plump und dick; der große herzförmige Kopf mit den gelben Augen, deren geschlitzte Pupillen das Nachttier verraten,

sieht geradezu unheimlich boshaft aus. Und doch ist sie eigentlich weniger gefährlich als die Giftnattern, weil sie ein derartiges Phlegma besitzt, daß sie bei Tage wenigstens nur dann beißt, wenn man direkt auf sie tritt. Der Biß ist allerdings äußerst gefährlich, bei großen Tieren fast unbedingt tödlich, denn die vier Giftklauen der Puffotter haben eine Länge von 1,5—2 Centimeter und durchdringen den stärksten Stiefel, während die kleinen Giftzähne der Cobraarten schon von einer mitteldicken Gamasche abgehalten werden. Die Buren behaupten steif und fest, die Puffotter schlage nur nach hinten, und glauben deshalb, sie trage die Giftzähne im Unterkiefer. Ich möchte es jedoch niemand raten, sich darauf zu verlassen, ich habe selbst beobachtet, wie die Puffotter ein vor ihr sitzendes Kaninchen biß, welches sofort in Krämpfe verfiel und nach anderthalb Minuten verendete. Allerdings habe ich sie einmal auch nach hinten herumfahren sehen mit einer Schnelligkeit und Gewalt, die ich dem grenzenlos faulen Tiere nicht zugetraut hätte. Die Pferde wittern eine Schlange fast immer und werden in ihrer Nähe unruhig. Galoppierend bemerken sie das Kriechtier oft erst im letzten Moment und machen dann einen großen Seitensprung. Wenn man nicht fest sitzt, kann es passieren, daß man in unangenehmer Nähe der Schlange auf den Boden gelangt.

Trotz der vielen Giftschlangen kommen übrigens wenig Unglücksfälle vor, man lernt es sehr bald, die nötige Vorsicht gebrauchen. Am häufigsten werden noch barsüßig laufende Kaffern gebissen. Wenn man im Freien nächtigt, so muß man am Morgen beim Aufheben der Decken, des Kopfkissens oder des als Kopfkissen dienenden Sattels achtgeben, da namentlich Puffottern in kalten Nächten gern die Wärme auffuchen. Unser Kommissariatsdirektor Hausmann tötete auf diese Weise in einer Nacht drei Schlangen. Die Buren empfehlen, man soll die Asche der Tabakspfeife um das Lager austreuen. Ich halte dieses Mittel für ganz praktisch, denn Nikotin ist für Reptilien eines der gefährlichsten Gifte. Ist ein Mensch gebissen worden, so ist es das Beste, augenblicklich oberhalb der Wunde zu umschnüren, einen tiefen Kreuzschnitt durch die Bißwunde zu machen und, wenn irgend möglich, sofort sehr große Dosen

Alkohol innerlich zu geben. Trotz sofort angewandter Hilfe endet indessen ein großer Prozentsatz der Schlangenbisse in Afrika tödlich, und auch manches Jungtier geht auf diese Weise zu Grunde. Die Ausrottung der Giftschlangen wird in den Burenrepubliken sehr energisch betrieben; man schont die schlangenvertilgenden Tiere, und es gilt als eine Art moralischer Verpflichtung, jedes dieser giftigen Reptile zu töten, dem man begegnet.

Unsere jungen Damen zu Hause wissen gar nicht, wie gut sie es in dem schönen gemäßigten Klima unserer Heimat haben, wo man durch Wald und Wiese streifen und nach Herzenslust Blumen pflücken kann, ohne fortwährend sein Leben zu riskieren. Und nun gar die Liebespärdchen, welche Neigung zu nächtlichen Spaziergängen besitzen. So etwas kann sich die junge Burendame auf der Farm nicht leisten, denn Puff- und Nachtadern nehmen auf Verliebte keine Rücksicht. Dafür hat der Burenbräutigam aber auch eine lebenswürdige Schwiegermama, welche ruhig zu Bett geht und dem Pärchen in der Wohnstube nur ein Licht zurückläßt, das mit einer Marke versehen ist, bis zu welcher man „upsitten“ (ausbleiben) darf. Daß man die gute Schwiegermama bemogeln kann, indem man das Licht zeitweise auslöscht, ist mir sofort eingefallen. Ich habe aber auch eine schwarze Seele, und die hat der Burenbräutigam nicht.

Bei den Giftschlangen und den Burenbräuten habe ich mich so lange aufgehalten, daß ich jetzt notwendig den langweiligen zoologischen Vortrag beendigen muß. Um die Wirbeltiere wenigstens noch zu erledigen, will ich mitteilen, daß die Amphibienfauna wenig Interessantes bietet und daß von Fischen hauptsächlich der Silberfisch und der Barber vorkommen, der letztere ein kleiner Wels, welcher gut zubereitet nicht übel schmeckt. Aale finden sich nur in denjenigen Flüssen, welche dem Indischen Ocean zufließen. Die Fische gehen während der Regenzeit zum Laichen in die kleineren Flußläufe, sogenannte Spruits,<sup>\*)</sup> und bleiben dort oft in tiefen Löchern, sogenannten Sekoegaaten<sup>\*\*)</sup> zurück, in denen sie bequem gefangen werden.

<sup>\*)</sup> Spruit wird Sprent ausgesprochen.

<sup>\*\*)</sup> Sekoe = Seekuh = Flußpferd. Jetzt noch im Komati- und Krokodilfluß Transvaals ziemlich häufig.

Auf die Beschreibung der niederen Tiere muß ich verzichten. Die Insektenfauna z. B. ist so abwechslungs- und artenreich, daß allein über die Heuschrecken Südafrikas ganze Bände geschrieben worden sind. Außerdem war der Vortrag über die Wirbeltiere schon lücken- und laienhaft genug, so daß ich weiteren Blamagen lieber aus dem Wege gehe.

Jacobsdal, den 5. Februar 1900.

Es regt sich was im Odenwald! Drunten im englischen Lager mehren sich die Zelte, und mächtige Staubwolken verraten das Eintreffen großer Truppentransporte. Bei Tag und Nacht hören wir das Pfeifen und Pfauchen der Lokomotiven, das fast wie ein Mahnruf zu uns herüberklingt: Es giebt noch eine Kultur, vergesse sie nicht ganz! Dunkle Gerüchte gehen in Jacobsdal, Lord Roberts und Lord Kitchener seien von England eingetroffen und würden ihre Schritte nach dem Modderriverlager lenken. Ich kann nur wieder sagen, was ich schon einmal gesagt habe: ich begreife Cronje nicht. Dem ist das alles ganz gleichgültig; die Engländer gehen nicht von der Bahn ab, das ist die feste Überzeugung, welche aus dem Eisenschädel nicht herausgeht. Laßt die Boomeks nur kommen, sie werden sich an Scholtznek die Köpfe einrennen. Mit der Möglichkeit einer Umgehung rechnet der Mann gar nicht; nach seiner Ansicht kann kein großes Heer es wagen, durch diese Wüste zu ziehen, in der kein Baum, kein Strauch wächst, in der es auf Meilen und Meilen kein Wasser giebt. Wenn nur das Vertrauen der Buren zu Cronje nicht so groß wäre, aber „slim\*) Piet weiß, was er will, der wird's den Engellschen schon zeigen.“

Denen in Kimberley geht es offenbar recht schlecht. Wie verzweifelt irren die Scheinwerfer jetzt allnächtlich am Himmel umher, und das Signalisieren nach dem Modderriverlager nimmt kein

\*) slim bedeutet in der Burensprache nicht schlimm, sondern schlau.

Ende. Cecil Rhodes und die angehäuften Diamantenschätze sind in Gefahr! Es werden zwar von den Buren immer noch Kaffern aufgegriffen mit Botschaften an Methuen, daß der Gesundheitszustand in Kimberley ein guter sei und daß man noch auf Wochen zu essen habe. Neulich haben sogar die Buren einen Kaffer mit einem Velociped gefangen und in den Stangen des Rades haben sie einen Brief des Obersten Kekewich, des Kommandanten von Kimberley, entdeckt. In diesem Briefe stand zu lesen, die Stadt sei noch nie so sicher gewesen, es läge Dynamit unter jedem Stein, kein Gegner käme lebend hinein. Und auf so plumpe Leime kriechen die Buren. Es gehört doch schon eine ganz stattliche Menge Naivetät dazu, um zu glauben, daß man zum Überbringen einer wichtigen Nachricht einen Kaffer auf ein Velociped setzen und durch die Burenlinien schicken werde. Wozu hat man den Heliographen und Scheinwerfer?

Ich fürchte fast, daß mancher unter den Buren sehr wohl weiß, was von derartigen Nachrichten zu halten ist, daß aber die Schreckensbotschaft von Dynamit als eine willkommene Ausrede hingenommen wird, um das ungefährliche Bummelleben im Lager ungestört fortsetzen zu können. Ich bin ja auch fest überzeugt, daß um Kimberley Minen gelegt sind, aber der Ort ist so ausgedehnt, daß er unmöglich von einem geschlossenen Dynamitring umgeben sein kann. Wenn man eine Stadt nehmen will, so stürmt man doch auch nicht gleich, sondern bombardiert zuerst regelrecht; aber Halbheit, Halbheit, das ist das Kennzeichen aller Burenaktionen. Jeden Monat schickt Cronje den Major Albrecht auf ein paar Tage nach Kimberley, damit er einige Hundert Granaten aus seinen Feldgeschützen in die Stadt hineinwerfe. Belagerungsgeschütze hat man bisher überhaupt nicht angewandt; jetzt endlich scheint man sich entschlossen zu haben, einen der großen 15 cm-Long-Toms von Maseking kommen zu lassen. Das hätte man schon im November thun sollen, und zwar wäre es am besten gewesen, man hätte nicht nur eins, sondern drei oder noch mehr schwere Geschütze aufgeföhren. Anstatt dessen läßt man die Long-Toms vor der Stadt Maseking, welche doch strategisch nicht halb so wichtig ist wie der Stapelplatz der Diamanten mit dem großen Cecil Rhodes. Ich hätte wohl

sehen mögen, was Kimberleys Civilbevölkerung von 30 000 Seelen angefangen hätte, wenn einmal die langen Zuckerhüte der Belagerungsgeschütze durch die Straßen gefegt hätten; ich glaube nicht, daß Kefewich mit seiner kleinen Garnison die Disciplin hätte aufrecht halten können.

Ich stehe voll und ganz mit meinen Sympathien auf seiten der Buren, aber zwei Dinge zwingen mir Achtung vor den Engländern ab. Nur eine große Nation trägt Schicksalschläge, wie sie der Dezember und Januar den Engländern gebracht hat, mit solcher vornehmer Ruhe, nur ein Volk mit großen nationalen Gesichtspunkten vermag seiner Regierung nach derartigen Mißerfolgen ein Vertrauensvotum auszusprechen. Wieviel können wir Deutsche davon lernen! Dann noch eins. Was die Engländer bisher im Felde geleistet haben, ist zum mindesten sehr mangelhaft, aber zu bewundern ist die Fähigkeit und Ausdauer, mit welcher nicht nur das Militär, sondern auch die große Civilbevölkerung Kimberleys das Elend und die Strapazen einer langen Belagerung erträgt. Denn daß es schlimm, sehr schlimm in Kimberley steht, dafür haben wir einen sicheren Anhaltspunkt. Hunderte und Hunderte von Kaffern verlassen die Stadt wie die Ratten das sinkende Schiff, sie werden von den Buren niedergeschossen, aber sie lassen sich nicht zurücktreiben, denn da drin in der Diamantenstadt, da ist die Hölle.

Ist das nicht beweisend genug? Warum ziehen die Buren nicht die Lehre daraus, daß jetzt der Zeitpunkt für ein energisches Vorgehen gekommen ist, ehe die Engländer ihre Truppen auf eine zum Entsatz von Kimberley genügende Höhe gebracht haben? Mancher Mann des freien Wortes ist schon vor Cronje hingetreten und hat ihm alles dieses gesagt. Was ist die Antwort? „Ich bin ein geborener General“, oder „Du hast noch in den Windeln gelegen, als ich schon ein großer Feldherr war.“ Nun, mich geht's ja schließlich nichts an, denn ich bin in kriegerischen Dingen ein unparteiischer Laie und habe als Arzt zu denken und zu handeln. Und doch giebt es mir einen Stich ins Herz, wenn ich ein für seine Unabhängigkeit kämpfendes Volk an der Halsstarrigkeit seiner Führer zu Grunde gehen sehe.

Jacobsdal, den 5. Februar 1900.

Die Stille vor dem Sturm! Kein Schuß fällt mehr im englischen Lager, das tägliche Bombardement ist verstummt, und nur der Ballon steigt schweigend in die Lüfte. Auch Jacobsdal hat ein anderes Gesicht bekommen. Zwar die Buren sind sich gleich geblieben, aber die Bevölkerung beginnt den Ort zu räumen. Weinende Frauen und Kinder sieht man auf den Straßen; manches Haus ist verriegelt worden, nachdem seine Bewohner das Nötigste mitgenommen und der gefährdeten Heimat den Rücken gewandt haben. Ein neuer Landdrost ist eingetroffen, ein Bruder des Präsidenten Steyn, dessen gleichmäßige Ruhe der geängstigten Bevölkerung einen Halt gewährt. Der Typhus in den Burenlagern ist noch im Zunehmen begriffen.

Jacobsdal, den 7. Februar 1900, abends 9 Uhr.

Endlich kommt die Erlösung aus dem langweiligen Einerlei. Soeben ist ein Telegramm von General Cronje eingelaufen, welches uns sofort nach dem Koedoesberg\*) in West-Griqualand beordert, wo ein harter Kampf im Gange ist. Ich beeile mich, die nötigen Vorbereitungen zu treffen, denn in einer halben Stunde rücken wir mit zwei Ambulanzwagen und einer Anzahl Reiter ab.

Jacobsdal, den 9. Februar 1900.

Gestern nacht sind wir von Koedoesberg zurückgekehrt. Die Buren fassen das dortige Vorgehen der Engländer als einen Durchbruchversuch zum Entsatze von Kimberley auf; sie glauben, daß Methuen, nachdem er östlich von Scholtznek keinen Erfolg gehabt hat, es nun westlich habe versuchen wollen. Dagegen spricht meiner

\*) Koedoe (Kudu gesprochen) ist eine schöne Antilope von der Größe eines Hirsches, welche durch ein mächtiges, schraubenförmig gewundenes Gehörn ausgezeichnet ist. Sie ist jetzt aus dem Freistaat verschwunden, war aber früher dort häufig, und mancher Name von Ortschaften, Bergen und Driften erinnert noch an sie.

Ansicht nach, daß die Engländer nur einen kleinen Teil ihrer im Modderriverlager angesammelten Truppenmacht nach Koedoesberg entsandt haben, obwohl doch alle diese Truppen gewiß, wenigstens zunächst, für den Entsatz von Kimberley bestimmt sind.

Ich habe den Eindruck, als ob die Koedoesberger Aktion für die Engländer einen doppelten Zweck gehabt hat. Einmal scheint sie behufs Rekognoscierung über Stärke und Ausdehnung der Burenstellung nach Westen hin unternommen worden zu sein, zweitens ist sie wohl gegen eine Vereinigung der Buren mit den Aufständischen aus Griqualand gerichtet gewesen. Daß Methuen jetzt im letzten Moment, wo der Feldmarschall Lord Roberts entweder schon im Modderriverlager sich befindet, oder doch auf dem Wege dorthin ist, noch einen verzweifelten Entsetzungsversuch auf Kimberley gemacht haben sollte, um die Scharte von Magersfontein auszuweiten, erscheint mir höchst zweifelhaft. Dazu hätte es anderer Mittel bedurft, als sie bei Koedoesberg aufgewandt worden sind, und außerdem hat, glaube ich, Methuen hier auf dem westlichen Kriegsschauplatz bereits nicht mehr viel zu sagen.

Die Vorgeschichte der Koedoesberger Aktion ist, wie ich später erfahren habe, folgende gewesen: Generalleutnant Lord Methuen hatte in den ersten Tagen des Februar in Erfahrung gebracht, daß aus der Gegend von Sunnyside und Douglas in West-Griqualand eine größere Masse von Aufständischen anrücke. Diese hatten offenbar die Absicht, sich mit den Buren zu vereinigen, um vom Westen her in den Raum zwischen Oranjeriver und Modderfluß einzudringen und im Rücken der Engländer sich festzusetzen. Damit diese Vereinigung nicht zustande käme, wurde am 3. Februar Generalmajor Macdonald mit der Highlanderbrigade, einem Kavallerieregiment und einer Batterie vom Modderriverlager nach dem Koedoesberg geschickt. Es ist dies ein großer, dachförmiger Bergrücken, welcher 30 Kilometer westlich von Modderriverstation die Drift über den Rietfluß und die von Kimberley nach Hopetown und Douglas führenden Wege beherrscht. Macdonald besetzte den Koedoesberg, fand aber am Kamelhoeck und auf der Straße nach Douglas große Burenlager, durch deren Anwesenheit er sich von einem weiteren

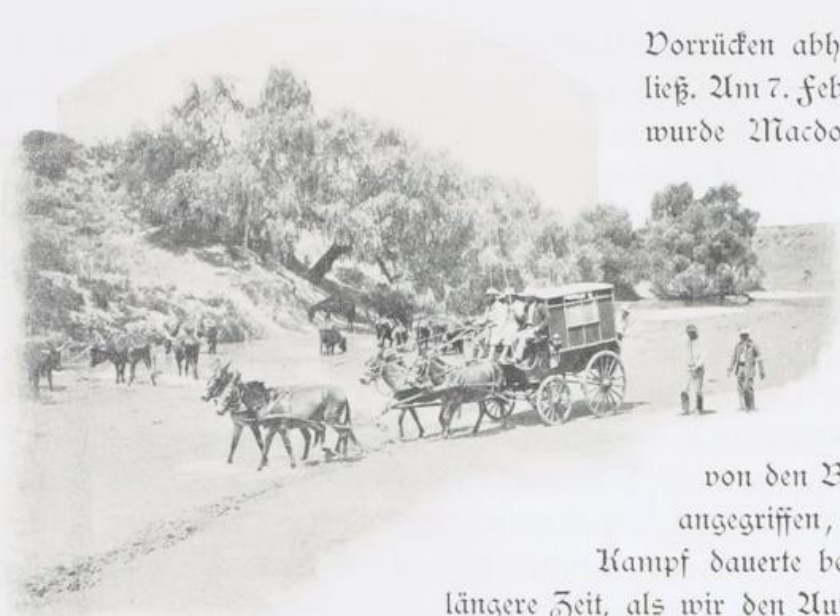


Fig. 45.

Vorrücken abhalten  
ließ. Am 7. Februar  
wurde Macdonald

von den Buren  
angegriffen, der  
Kampf dauerte bereits  
längere Zeit, als wir den Auftrag  
erhielten, nach dem Schlachtfelde ab-  
zurücken.

Am 7. Februar halb zehn Uhr  
abends waren wir „klaar“ zum Ausrücken. Unsere Expedition  
bestand aus vier Reitern und zwei vollständig bemannten und  
gut ausgerüsteten Ambulanzwagen, von denen der eine mit vier  
Pferden, der andere mit vier Maulseeln bespannt war. Wir  
passierten die auf dem Wege nach Kimberley gelegene Modder-  
riverdrift, welche auf Figur 45 abgebildet ist, und bogen dann  
nach dem Transvaaler Lager ab, um uns bei Cronje Instruktionen  
zu holen. Im Lager herrschte wie immer um diese Zeit die  
tiefste Stille. Wir ließen die Wagen zurück und ritten auf den  
Eingang zu; die beiden Wachtposten vor dem Thore hielten uns  
an, erkundigten sich nach woher und wohin und ließen uns dann  
passieren. Wir hatten dem Telegramm nach geglaubt, daß In-  
struktionen für uns bereit wären; darin hatten wir uns aber ge-  
täuscht, denn niemand wußte, um was es sich überhaupt handelte,  
und den General, der in seinem Zelte schlief, durften wir nicht  
wecken. Soviel brachten wir schließlich heraus, daß in der That  
heute bei Koedoesberg gefochten worden ist.

Wir machten also Kehrt und ritten zu unseren Wagen zurück.

So lange der Mond schien, kamen wir gut vorwärts, dann aber wurde es derartig dunkel, daß wir nicht die Hand vor Augen sehen konnten und unsere Pferde fortwährend über Nirkatenlöcher, Ameisenhaufen und Steine stolperten. So mußten wir in der Farm Magersfontein Halt machen und das Morgengrauen abwarten. Decken wurden hervorgeholt, die Pferde wurden geknechtelt, und nach zehn Minuten schlief alles den Schlaf des Gerechten. In der Morgendämmerung wachten wir auf, fingen unsere Pferde, nahmen als Frühstück einen Schluck kühlen Wassers aus der fontein, und weiter ging's nach Westen. Die Steppe wurde bald von Buschfeld abgelöst, die Landschaft wurde für südafrikanische Verhältnisse recht hübsch, da sich unser Weg an den Schotzneker Bergen hinzog. Nach einiger Zeit kamen wir an die eingleisige Bahn nach Kimberley. Ich vermag nicht zu schildern, welchen Eindruck mir dieses Wahrzeichen der Kultur machte, ich empfand eine Art Heimweh, als ich nach so langer Zeit einen wirklichen, wahrhaftigen Bahndamm und Eisenbahnschienen und eine Barriere erblickte. Der Leser wird sich vielleicht in eine derartige Empfindung nicht hineindenken können; es war wohl auch dumm von mir.

Die Temperatur war allmählich centralafrikanisch geworden, wir mußten mehrfach halten, da unsere armen Pferde am Zusammenbrechen waren. Namentlich der Wassermangel machte sich höchst unangenehm bemerkbar. Daß man auch immer in solchen Gegenden den größten Durst haben muß, in denen es nichts zu trinken giebt. Diesen Durst in der afrikanischen Steppe würde ein Münchener als geradezu bildschön bezeichnen, und er wäre es auch, wenn man die dazugehörige Maß Hofbräu hätte. So aber ist er nichts weniger als schön, denn der Körper trocknet in heißer, jeder Feuchtigkeitbarer Luft derartig aus, daß man das Gefühl hat, als glühe man im Inneren, als würde man von der Hitze verzehrt. Wenn man ein Glas irgend einer Flüssigkeit hinunterstürzt, so ist es, als ob man Wasser auf heiße Eisenplatten gösse; im Augenblick ist es verzehrt, verschwunden, der ausgedörrte Körper nimmt es gierig auf, und nach einigen Minuten klebt die Zunge wieder am Gaumen. Vor einiger Zeit sind in Deutsch-Südwestafrika zwei Schutztruppenoffiziere,

welche sich verritten hatten, dem Durste erlegen; ich kann mir jetzt eine Vorstellung davon machen, welche Qualen dieser Tod mit sich bringt. Ich kenne keine derartige elementare Gewalt wie den Durst auf der glühenden südafrikanischen Hochebene. Es ist unmöglich, das durstende Pferd zu halten, wenn es das Wasser wittert; und auch den Menschen zieht es mit tausend Armen nach dem Tasse hin. Die Beschaffenheit des Wassers ist in solchen Momenten vollständig gleichgültig, wir haben die braungelbe, warme Brühe aus Pfützen, das grünliche Typhuswasser des Modderriver mit einem Genuß getrunken, als käme es aus der kühlfsten Bergquelle des Schwarzwaldes.

Ein wahrhaft großes Verdienst um die südafrikanische Menschheit hat sich der Erfinder des Wassersackes erworben. Der Wassersack ist ein meist vier- eckiger Flüssigkeitsbehälter aus dickem, se- geltuchartigem Stoff, den man in mög- lichst vie- len Exempla- ren an allen ver- sprüngen des Wagens mitführt und zu beiden Seiten des Pfer- des am Sattel befestigt. Durch



Fig. 44.

das langsame Verdunsten des Wassers an der Oberfläche des Sackes wird sein Inhalt so angenehm kühl, daß man den Mangel an Eis in Afrika eigentlich nie empfindet. Außerdem hat der undurchsichtige Wassersack den großen Vorzug, daß man nicht sieht, was man trinkt; es müßte denn sein, daß man sich als Kulturmensch aufspielen und das Wasser vorher in ein Glas gießen wollte, eine Prozeßerei, für die man durch den Anblick des Getränkes in gerechter Weise gestraft würde.

Die Sonne war während unserer Meditationen über den Durst bereits recht hoch gestiegen, als uns die ersten dumpfen Kanonenschüsse die Nähe des Schlachtfeldes verkündeten. Wir atmeten erleichtert auf; es wurde also noch gefochten, und wir hatten den für Tier und Mensch höchst anstrengenden Marsch nicht umsonst ge-

macht. Mit frischen Kräften ging es weiter, nachdem wir in einem größeren Dorfe kurz gerastet hatten, um die Tiere zu tränken und etwas Nahrung zu uns zu nehmen. Die Kanonenschüsse werden lauter, und da sprengt auch bereits auf schweißbedecktem Pferde ein Buren daher, welcher uns im Vorbeirasen zuruft, er müsse bei Scholtznek Verstärkungen holen. Endlich sehen wir den großen, die übrigen Kopjes weit überragenden Rücken des Koedoesberges. Die Straße wird belebter, Burenpatrouillen jagen über das Veldt, eine Munitionskolonne gerät zeitweis zwischen unsere Ambulanzwagen, so daß wir in den Verdacht kommen können, als führten wir Munition unter dem Schutz des Roten Kreuzes. Eben jagt eine Brandwache auf uns zu und ruft: „Nehmt Euch in Acht, keine 1000 Meter von hier treiben sich die englischen Lancer umher!“ Endlich doch einmal die Empfindung, daß man im Kriege ist!

Wir ziehen weiter. Rechts und links tauchen die Buren auf, hinter Strauchwerk, hinter Felsblöcken erscheinen sie auf ihren kleinen Pferden wie aus der Erde gestampft. Das Krachen der Geschütze rückt näher; von wo es kommt, können wir noch nicht ausfindig machen. Wir erreichen eine Anhöhe, auf der die Farm Kareepan liegt und plötzlich haben wir das ganze Schlachtfeld vor uns. Wie ein Riese erhebt sich der Koedoesberg aus der Ebene, das Aufblitzen der Geschütze verrät, daß er besetzt ist. Wogende Rauchwolken steigen auf, das Veldt ist durch die Granaten in Brand geschossen. In der Farm wird die Verbandstation errichtet, die Rote-Kreuz-Flagge gehißt; elf meist leicht Verwundete sind versorgt, und wir können dem Gefechte unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Dr. Hildebrandt und ich gehen auf einen sogenannten Platrand, welcher die Ebene vor dem Koedoesberge beherrscht. Die Buren haben ihn verlassen, nur vereinzelte Schützen sehen wir noch wie die Katzen über das Geröll schleichen, von Zeit zu Zeit zielend und feuernd. In der Ebene ist das Bild belebter, englische Kavalleriepatrouillen ziehen den Koedoesberg hinauf und hinab; eine Lancerabteilung wagt sich weit in die Ebene vor. Schüsse krachen, und die Reiter sprengen auseinander. Links vor uns wallt von Zeit zu Zeit Dampf auf. Dort steht gegen eine ganze englische Batterie ein einziges

Geschütz des Major Albrecht, welches die Buren über Nacht von Scholtznek herangezogen haben. Jeder Schuß der nicht mehr modernen Kruppkanone zieht das Feuer der englischen Batterie auf sich, denn der Dampf des rauchstarken Pulvers erleichtert dem Feind das Zielen. Eben erscheint wieder in der Luft das unheimliche kleine Wölkchen, ein Shrapnel ist über dem Burengeschütz krepirt. Von Zeit zu Zeit zischt auch eine Granate nach dem Platrande herüber, aber allmählich wird das Feuer schwächer, die Kavalleriepatrouillen werden spärlicher, der Feind zieht sich offenbar unter dem Schutze seiner Artillerie zurück. Bald verstummt das Geschützfeuer ganz, die Schlacht ist beendet, nur in der Ebene brennt noch lichterloh das Veldt.

Die Engländer haben sich also zurückziehen müssen. Ihre Verluste scheinen nicht unerheblich zu sein, denn sie haben ein Offiziersgrab und ein großes Massengrab zurückgelassen. Zahlreiche Blutlachen bezeichnen die Stellen, wo sie dem Feuer der Buren ausgesetzt waren. Die letzteren haben nur drei Tote und elf Verwundete; die Verwundeten befinden sich auf dem Wege nach Jacobsdal. Die von den Buren in aller Eile herangezogenen Verstärkungen, welche am Mittag und Nachmittag von Kimberley und Scholtznek eintrafen, sind nicht mehr ins Feuer gekommen.

Vieles hat mir in diesem Gefecht an den Buren gefallen, vor allem das Verhalten eines kleinen Kommandos, welches aus Mannschaften des Bloemfonteiner Bezirks und aus aufständischen Griqualand-Buren zusammengesetzt war. Die Leute haben sich fünfzig Mann stark gegen einen weit überlegenen Feind gehalten und haben ihm noch, als sie bereits auf zwanzig Mann zusammengeschnitten waren, dauernd empfindliche Verluste beigebracht. Auch das eine Burengeschütz, welches sich unter ungünstigen Verhältnissen (rauchstarkes Pulver) gegen eine weit stärkere feindliche Artillerie wehren mußte, hat seine Sache, soweit ich es beurteilen kann, vorzüglich gemacht. Bewundernswert finde ich die Beweglichkeit der Buren, die bei dem Heranziehen der Verstärkungen klar zu Tage getreten ist. Kommt der Befehl zum Abrücken, so werden die Pferde gesattelt, Mundvorrat für einige Tage wird eingesteckt in Gestalt von Schiffs-

zwieback, Biltong\*) und nicht zu vergessen Tabak, der Wassersack wird gefüllt an den Sattel gehängt, und fort geht es in tagelangen Ritten. Eine große Proviantkolonne braucht ein Burenkommando nicht. Mann und Pferd sind gleich genügsam und gleich ausdauernd, daher die ganz ungewöhnliche Beweglichkeit. Nimmt man dazu das angeborene Jägertalent des Buren, seine bewundernswerte Schießfertigkeit und Feuerdisciplin, so würde man eine ideale Truppe haben, wenn die Leute es verständen sich unterzuordnen und wenn nicht jeder Mann, wie die Buren stets mit Stolz hervorheben, sein eigener General wäre. Ich glaube, daß ein talentvoller



und  
gischer füh-  
Leute gehor-

fig. 45.

ener-  
rer, dem seine  
chen, mit einem

nicht allzu großen Burenkommando geradezu Hervorragendes leisten könnte. Bei großem Burenheere wird stets die Selbständigkeit der einzelnen Führer störend wirken, und der bisherige Verlauf des Krieges hat ja auch gezeigt, daß die Leistungen stets um so besser waren, je kleiner die Zahl der fechtenden Buren gewesen ist.

\*) Biltong ist getrocknetes Rind- oder Antilopenfleisch. Das frische Fleisch wird in Streifen geschnitten, in Salzwasser getaucht und im Schatten, z. B. der Ochsenwagen, aufgehängt (fig. 45). In der trockenen heißen Luft fault es nicht, sondern wird schon nach einigen Tagen genießbar. Frischer, sechs bis acht Tage alter Springbockbiltong schmeckt besser als der feinste Lachsfilet. Gewöhnlich läßt man den Biltong vollständig eintrocknen, er wird dann hart wie Holz und muß mit dem Messer geraspelt werden. An den etwas faden Geruch gewöhnt man sich sehr bald, ich habe den Biltong auf Märschen und auf der Jagd bald sehr schätzen gelernt.

Welches der Effekt des Gefechtes bei Koedoesberg sein wird, ist schwer zu sagen. Wenn die Buren ihren Vorteil ausnützen, so werden sie den Engländern in den Rücken fallen, denn der Weg nach Südosten gegen Belmont hin scheint frei zu sein. Sie könnten sich jetzt wohl auch mit den Aufständischen in größerem Maßstabe vereinigen, als es bisher der Fall war; indessen glaube ich, daß die Gerüchte von weit verbreiteten Burenaufständen in der Kapkolonie stark übertrieben sind. Vielleicht wäre es anders gekommen, wenn man die Schlappen der Engländer bei Magersfontein und Stormberg ausgenützt hätte, energisch in die Kapkolonie vorgedrungen wäre und sich überhaupt thätiger gezeigt hätte, als es der Fall gewesen ist. Wo sollen jetzt die Aufständischen das Vertrauen zu den Buren hernehmen, wenn sie sehen, wie der große Cronje den Schlaf des Gerechten schläft und den Engländern Zeit läßt, sich in aller Ruhe zu verstärken?

Noch ein paar Worte über den Führer der Engländer bei Koedoesberg, den Generalmajor Macdonald. Er ist der Nachfolger des bei Magersfontein gefallenen Generals Wauchope und führt jetzt die Highlanderbrigade, in welche er vor Jahren als gemeiner Soldat eingetreten ist. Durch sein strategisches Talent und seine rücksichtslose Tapferkeit hat er sich die hervorragende Stellung verdient, welche er jetzt einnimmt. General Hector Macdonald ist eine der populärsten Persönlichkeiten in der englischen Armee, er wird von den Soldaten einfach „fighting Mac“ genannt. Obwohl er von der Pike auf gedient hat, ist er erst 48 Jahre alt.

## Viertes Kapitel.

### Die Gefangennahme der Cronjeschen Armee.



Fig. 46.

Jacobsdal, den 10. Februar 1900.

Die Koedoesberger Affaire scheint die Buren etwas aus ihrem Traumzustande aufgeweckt zu haben. Der Verkehr zwischen Jacobsdal und den Lagern ist lebhafter geworden, zahlreiche Kommandos durchziehen die Stadt (Fig. 47); es hat den Anschein, daß man den Engländern am Modderriver doch nicht mehr ganz traute.

Dabei fällt mir ein, daß ich eigentlich noch gar nichts über das Heer- und Mobilmachungswesen der Buren gesagt habe. In den Burenrepubliken ist jeder Mann im Alter von 16—60 Jahren verpflichtet, Kriegsdienste zu leisten. Als Friedensmacht besteht in Transvaal und im Freistaat nur ein Staatsartilleriekorps und eine Feldtelegraphenabteilung, in Transvaal außerdem noch eine allgemeine Landespolizei.

Nach der Verfassung Transvaals\*) wird die Kriegsmacht, bei der also alle wehrfähigen Männer unter den Waffen sind, nach Distrikten und Feldkornettschaften eingeteilt. Die Mannschaften stehen unter dem Befehl der in aufsteigender Reihe folgenden Offiziere: Feldkornettassistenten, Feldkornetts, Kommandanten und eines Kommandantgenerals. Der Titel Vechtgeneral und General wird an verdiente Kommandanten als Auszeichnung verliehen.

Stimmberechtigt zur Wahl von Feldkornettassistenten, Feldkornetts und Kommandanten sind alle Bürger, welche das Alter von 16 Jahren erreicht haben. Der Kommandantgeneral (in Transvaal während der ersten Zeit des Krieges Joubert,\*\*) nach dessen Tode Louis Botha) darf nur aus und von denjenigen Bürgern gewählt werden, welche das Recht haben, die Mitglieder für den ersten Volksraad zu wählen.

Es werden angestellt: der Kommandantgeneral auf zehn Jahre, die Kommandanten auf fünf, die Feldkornetts und Feldkornettassistenten auf drei Jahre.

Für jeden Distrikt sollen nicht mehr als zwei Kommandanten gewählt werden.

Den Feldkornetts und Feldkornettassistenten ist die Aufrechterhaltung der Ordnung (auch im Frieden) übertragen, den Kommandanten das Kommando bei inneren Aufständen der Farbigen, dem Kommandantgeneral die Unterdrückung von Unruhen unter der weißen Bevölkerung, die Verteidigung des Landes und die Bekämpfung fremder Feinde, in welchen Fällen der Kommandantgeneral den Oberbefehl über das ganze Kriegsheer übernimmt.

Eine eigentliche Friedensausbildung in unserem Sinne besteht nur bei der Staatsartillerie und den Feldtelegraphenabteilungen. Im übrigen werden von den Feldkornettstationen jährlich Feldübungen und Übungsschießen abgehalten. Die letzteren finden unter großer Beteiligung der ganzen Bevölkerung statt, denn „Schietsen“ ist das Ideal schon des kleinsten Burenjungen. Daß um Preise geschossen

\*) Vergl. das Werk des österreichischen Generalstabshauptmanns Wójcik.

\*\*\*) Joubert wird nicht Jaubert ausgesprochen, sondern Jubär', denn es ist ein französisches Wort: die Familie ist mit den Hugenotten aus Frankreich nach Südafrika gekommen.

wird, verleiht solchen Übungen einen noch größeren Reiz. Übungsmärsche und Manöver finden nicht statt, eine Friedensausbildung wie diejenige unserer Soldaten wird nicht für nötig gehalten, da der Bur durch seine Lebensweise vom Knabenalter an ein sicherer Schütze und ein guter Reiter ist. In den letzten Jahren sind in einigen Feldkornettstationen Übungsgruppen zusammengestellt worden; so wurden z. B. im Jahre 1896 vom Johannesburg-Kommando zwei Bataillone, zwei Escadronen, eine Feldtelegraphenabteilung und eine Ambulanz formiert.

Die Mobilmachung geht folgendermaßen von statten: Der Mobilisierungsbefehl erfolgt telegraphisch, wo keine Telegraphen vorhanden sind, durch reitende Boten. Der Befehl ergeht zunächst an die Kommandanten eines Distriktes, welche ihn an die Feldkornetts

weitergeben. Die Feldkornetts, welche die Listen der Dienstpflichtigen führen, durchheilen zu Pferde ihren Be-



Fig. 47.

zirke und rufen die Bürger zu den Waffen. Der Mann, welcher sein Gewehr, seine Munition und einen vierzehntägigen Vorrat an Biltong (gedörrtem Fleische) auch im Frieden stets bereit halten muß, begiebt sich zur anbefohlenen Zeit auf den Versammlungsplatz; hat er ein Pferd zur Verfügung, so reitet er nach dem Bestimmungs-orte, im anderen Falle wird er mit einer Anzahl Kameraden zusammen auf Ochsenwagen nach dem Versammlungsplatz befördert (Fig. 48). Die meisten Buren nehmen ein eigenes Pferd mit ins Feld, vermögende Feldkornetts und Kommandanten sogar mehrere, welche dann von farbigen Pferdeknechten versorgt werden. Überhaupt trifft man viele Kaffern als Bediente in den Burenlagern, das Fechten ist ihnen jedoch in diesem Kriege nicht gestattet.

Das Sanitätswesen der Burenarmeen ist sehr mangelhaft organisiert. Ich weiß wirklich nicht, wie die Verhältnisse sich gestaltet hätten, wenn keine fremden Ambulanzen nach Südafrika gezogen und die Buren auf ihre eigene Hilfe angewiesen wären. Außer den Truppenärzten, welche mit einem oder zwei Ambulanzwagen den Kommandos folgen, giebt es eigentlich nur große Reservelazarette in den wichtigsten Städten. Die meisten Feldlazarette sind von den ausländischen Ambulanzen gestellt worden und auch ein Teil der Reservelazarette ist in Händen der frem-



fig. 48.

den Roten-Kreuz-Expeditionen. Eigentliche Etappenlazarette existieren so gut wie gar nicht. Es ist ein Glück, daß die Zahl der Verwundungen

bisher keine allzu große gewesen ist, denn es besteht bereits großer Mangel an Verbandstoffen und Arzneimitteln, der jedoch von den meist sehr gut ausgestatteten fremden Ambulanzen gedeckt wird. Nur eine der sanitären Einrichtungen hat mir sehr gut gefallen, nämlich die von einem schwedischen Ingenieur in Pretoria eingerichteten Lazarettzüge, welche aus einem Wagen für Schwerverwundete mit zwanzig Betten, einem Wagen erster Klasse für dreißig Leichtverwundete, einem Arztwagen, je einem Wasser-, Küchen- und Gepäckwagen und einem für Operationszwecke dienenden Wagen mit den nötigen Gerätschaften zusammengesetzt sind. Namentlich die Wagen für Schwerverwundete sind, wie aus Figur 49 zu ersehen ist, sehr praktisch eingerichtet.

Jacobsdal, den 10. Februar, abends

Es ist zwar schon spät, und die Zeiten sind eigentlich zum Erzählen von Scherzen zu ernst, aber das, was wir heute erlebt haben, darf ich dem Leser nicht vorenthalten, denn es war zu schön. Also heute nachmittag kommt eine große Kiste aus Bloemfontein mit der Aufschrift „Liebesgaben“. Den Zauber des Wortes „Liebesgabe“ kennt nur der, welcher einen Krieg mitgemacht hat; das Wort klingt so wohligh und einschmeichelnd, so angenehm heimattich, und gleichzeitig so schmackhaft, so delikateffenartig, es duftet ordentlich nach feinen Rauch- und Räucherwaren. Die ersten Liebesgaben aus Deutschland und nun gar aus Württemberg! Stolz rannte ich im Hospital umher, holte Ärzte, Schwestern, Pfleger, versammelte sie um die Kiste und renommierte vom Schwabenland und seiner wohlloblichen Oberamtsstadt, aus welcher die Kiste stammte. Alle die verhungerten Menschenkinder, welche in letzter Zeit als Nachtmisch täglich ausgebratene Hammelschwänze erhalten und das Cornedbeef heute mit Mirpickles, morgen mit englischer Sauce genossen hatten, standen mit leuchtenden Augen um die Kiste herum. Jetzt kam ein feierlicher Moment. Pfleger Ackermann nahm Meißel und Hammer, und der Deckel flog auf. Wühlende Hände verschwanden im Inneren, und zu Tage trat eine umfangreiche Kakaobüchse. Großer Jubel! den ollen Bliemchenkaffee kann ja so wie so kein Mensch mehr trinken. Der Deckel wird gelüftet, er ist nur lose aufgelegt. Im Inneren finden sich zwei kleine Kisten, die Spannung wächst. Die erste wird geöffnet: Ach, wie hübsch! Christbaumschmuck (drei Stück eßbar), darunter eine Lage dünne Hefste, enthaltend erbauliche Geistesnahrung, Traktätchen in schwäbischer Mundart, eine Anzahl deutscher Liederbücher. Raus damit! Unten wird doch wohl was Ordentliches zum Essen kommen. Auf dem Boden Christbaumschmuck (drei Stück eßbar! Mitte Februar! Im Schatten 55°! Kein Weihnachtsbaum, wie schade!).

Ich sehe mich beschämt im Kreise um und bezeuge teils langen, teils höhnischen Gesichtern. Warum habe ich auch damit renommiert, daß die ersten Liebesgaben aus Württemberg kommen? Na, abwarten! die Kiste ist ja noch nicht leer. Wieder taucht die Hand

hinein, wieder erscheint eine Kakaobüchse. Wesentlich langsamer wird der Deckel gelüftet, er ist nur lose aufgelegt. Im Inneren finden sich zwei kleinere Kisten, die Spannung läßt nach. Die erste wird geöffnet: Ach, wie hübsch! Christbaumschmuck, darunter eine Lage dünne Hefste, enthaltend erbauliche Geistesnahrung, Traktätchen in schwäbischer Mundart, deutsche Liederbücher. Unten Christbaumschmuck und nichts zu essen. Brüllendes, gräßliches Hohngelächter der Hölle aus sechs kräftigen Männerkehlen. Ich stehe geknickt, ich



Fig. 49. Inneres eines Lazarettzuges mit Schwererwundeten.

will auch nie mehr renommieren, nein, ganz gewiß nicht. Die Schwestern haben sich zartfühlend und französisch empfohlen. Wie soll ich ihnen heute abend unter die Augen treten?

Nun, diese Geschichte mit der Liebesgabenkiste ist ja an und für sich ganz spaßhaft, und gewiß war die Absicht eine gute, wie auch aus einem beiliegenden Briefe zu ersehen war. Aber als Symptom ist die Geschichte nicht spaßhaft. Einer solchen Unkenntnis der Verhältnisse, einer derartig unpraktischen Bethätigung der Nächstenliebe ist nur der deutsche Kleinstädter fähig, der Mann mit dem eigenen Urteil über ausländische Politik und deutsche Interessen im

Auslande. Ich bitte Dich, verehrter Geber dieser schönen Sachen, was soll ein Bur mit einem Traktätchen in schwäbischer Mundart anfangen, was sollen ihm Volksliederbücher in einer Sprache, die er nicht kennt, mit Gesängen, die nur zu dem Volke passen, welches sie gedichtet hat? Der Bur ist kein Deutscher weder seiner Abstammung, noch seiner Gesinnung, noch seiner ganzen Art nach. Warum wird teures Geld vergeudet, um nach Südafrika Christbaumschmuck zu senden, der sechs Wochen zu spät ankommt und den Empfänger in einer Stimmung trifft, die im Kriege nicht mehr weihnachtlich sein kann? Glaubt man damit den Leuten eine Freude zu machen? Ach nein, im Felde ist man nicht so ideal wie zu Hause, wenn man gut gegessen und getrunken hat. (Da lobe ich mir meine liebe Mutter. Sie hat uns einige Tage später eine große Kiste Chokolade geschickt und damit nicht nur mich und alle Mitglieder der Expedition, sondern auch manchen Verwundeten und Kranken herzlich erfreut.)

Aus der eben geschilderten Liebesgabensendung haben wir wenigstens den guten Willen ersehen können und haben ihn gern anerkannt. Zeichen einer schlechten Gesinnung ist es jedoch, wenn die Liebesgaben zur Reklame benutzt werden oder wenn minderwertige alte Ladenhüter, die man nicht mehr anders unterbringen kann, zum Schluß für die Wohlthätigkeit bestimmt werden. Was den ersten Punkt anbelangt, so wird sich mancher getroffen fühlen. Für die zweite Thatsache kann ich aus meiner eigenen Kriegserfahrung manches lehrreiche Beispiel anführen. So erhielten wir z. B. aus Deutschland für unsere verwundeten Buren mehrere Hundert Cigarren, welche fein säuberlich mit roten Seidenbändchen zu kleinen Paketen zusammengebunden waren. Es war die Marke „Erlkönig“, und der Kaffer, bei dem die Cigarren schließlich endeten, erreichte den Hof mit Mühe und Not. *Stincadores infamias rauchdusi extra muros*; aber für arme Verwundete in Südafrika gut genug!

Jacobsdal, den 11. Februar, abends 10 Uhr.

Jetzt wird es Ernst. Heute leuchtet im Süden von Jacobsdal der Nachthimmel wie ein Feuermeer. Die Engländer sind mit einer großen Macht in den Freistaat eingefallen so lautete heute mittag die Schreckensnachricht, welche den ganzen Ort alarmierte. Trupp für Trupp ziehen seitdem die Burenkommandos durch Jacobsdal, eben rasseln die Transvaaler Geschütze über den Markt und verschwinden im Dunkel der Nacht. Welch ein Unterschied gegen die schläfrige Ruhe, die noch vor einer Woche über Jacobsdal lag! Also wagen es die Engländer doch, in diesem öden Lande eine Umgehung großen Stiles zu unternehmen. Wo bleibt Cronjes Theorie, daß sie nie von der Bahn abgehen werden? Bis jetzt sitzt der General noch mit steifem Rücken in seiner uneinnehmbaren Scholtzener Position und erwartet den Frontalangriff der Engländer. Daß er sich vollständig über die Situation täuscht, geht aus den Äußerungen der durch Jacobsdal hindurchziehenden Buren bezw. deren Führer hervor. Sie sind unter dem Kommando des freistaater Generals de Wet und des Kommandanten Cronje, des Bruders des Generals, gegen Koffyfontein beordert, denn nach der Ansicht General Cronjes\*) richtet sich die Bewegung der Engländer nicht gegen ihn und gegen Kimberley, sondern es handelt sich entweder um eine Scheinbewegung, welche die Scholtzener Stellung der Buren schwächen soll, oder aber die Engländer wollen über Koffyfontein und Fauresmith an die vom Süden heraufkommende Bahn gelangen, um die Colesberger Truppen abzuschneiden und Bloemfontein zu nehmen. Es ist mir vollständig unbegreiflich, wie sich Cronje derartig täuschen kann. Wenn man das fortwährende Signalisieren zwischen Kimberley und dem englischen Modderriverlager gesehen hat, so kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß es sich um eine Befreiung Kimberleys und gleichzeitig eine Vernichtung der Cronjeschen Armee handeln muß. Indessen der „geborene General“ wird es wohl besser wissen.

\*) Daß Cronje in der That diese Ansicht gehabt hat, ist mir von glaubwürdigen Persönlichkeiten mitgeteilt worden, welche den General am 11. Februar gesprochen haben.

Jacobsdal, den 12. Februar, abends.

Unsere Nachrichten lauteten heute früh, daß die Engländer gestern ca. 14000 Mann stark mit einem großen Convoi bei Ramdam, sechzehn Kilometer östlich von Graspan gestanden haben. Es wird gerüchtweise behauptet, daß man im Modderriverlager nur eine geringe Truppenmacht zurückgelassen hat und daß das Gros, welches die Engländer weiter südlich bei Belmont oder Rooilaagte zusammengezogen haben, in den Freistaat eingerückt ist. In Jacobsdal blieb am Vormittag alles still, das Durchziehen der Truppen hatte aufgehört. Einigemal glaubten wir in der ferne Kanonenschüsse zu hören, doch war wohl der Wunsch der Vater des Gedankens.

Mittags ließ uns der Landdrost Steyn ersuchen, wir möchten mit zwei Ambulanzwagen nach dem Rietflusse abrücken, da in der Gegend von Blaauwbanksdrift gefochten werde. Wir erhielten als Führer einen Depeschenreiter, der aus irgend einem Grunde Maulesel hinauszutreiben hatte, und machten uns etwa um ein Uhr auf den Weg. Zunächst blieben wir auf der Koffyfonteiner Straße, dann bogen wir in südwestlicher Richtung auf einen Feldweg ab, um an den einen Bogen beschreibenden Rietfluß zu gelangen. Wir fuhren und fuhren in glühender Hitze, von Freund und Feind war nichts zu sehen; nur in der Ferne stiegen große Staubwolken auf. Der Depeschenreiter und ein situations- und wegekundiger Bürger Jacobsdals, welcher den einen unserer Wagen führte, hatten natürlich bald keine Ahnung mehr, wo wir uns befanden. Wir gelangten zwischen Steinkopjes in ein miserables Gelände, auf welchem Geröll mit Ameisenhaufen und Erdsferkellöchern abwechselte; unsere Pferde ermüdeten, und wir wußten nicht aus noch ein. Endlich sahen wir eine aus zwei Mann bestehende Burenpatrouille auf uns zu galoppieren. Die Leute waren sehr freundlich und rieten uns, ihnen zu folgen; sie würden einige hundert Meter vorausreiten und Kurs auf die im Süden vor uns sichtbaren Staubwolken halten; das würden wahrscheinlich „unsere Menschen“ sein, welche vom Gefecht zurückkämen. Über die Ereignisse des heutigen Tages waren sie nicht näher orientiert, sie wußten nur, daß englische Kavallerie am

Morgen beim Versuch, den Rietfluß zu überschreiten, mit Buren ins Gefecht geraten war. Wo die Engländer sich zur Zeit befanden, wußten sie nicht, ihrer Vermutung nach mußten sie der Hitze wegen irgendwo im Flußbett rasten.

Die Burenpatrouille reitet also vorauf, wir folgen nach. Eben sind wir um einen Steinhügel herumgefahren, da sehen wir die beiden Buren wie wahnsinnig auf ihre Pferde einschlagen und nach links ausbrechen. Einige Schüsse krachen, und wir befinden uns einem Zuge Reiter gegenüber, die wir im ersten Moment nicht unterzubringen wissen. Die Pferde sind größer und kräftiger als Burenpferde, die Reiter können wir noch nicht deutlich erkennen. Da setzen sie sich in Gefechtsformation und traben im Halbkreis auf uns zu.



Fig. 50

Jetzt sehen wir die Khakihelme, die schußbereit gehaltenen Karabiner und die langen Pallasche (Fig. 50).

Kein Zweifel, es sind Engländer, wir sind in Feindeshand. Ich springe vom Pferd und gehe auf den Offizier zu (Fig. 50 im Vordergrund), der voranreitet und bereits unsere Fähnchen mit dem Roten Kreuz erkannt hat. Die Situation ist bald geklärt, wir sind in die Hände des zehnten englischen Husarenregiments geraten, welches die Flanke einer großen Kavalleriemasse deckt, wie wir später hörten, der Kavalleriedivision des Generalleutnants French. Die mächtige Staubwolke, welche wir gesehen hatten, stammte also doch nicht von „unseren Menschen“, sondern von den Engländern! Unsere Ambulanzwagen waren bald von den Reitern dicht umringt, welche uns neugierig betrachteten (Fig. 51). Wir hatten ihnen eine große Enttäuschung bereitet: Als sie unsere Wagen um die Kopjes herumbiegen sahen, hatten sie uns für einen Proviantzug gehalten und allerhand liebliche Bilder von eßbaren und trinkbaren Sachen hatten

sie umgaukelt, denn die armen Kerle waren in dieser Hitze seit zwei Uhr morgens unterwegs. Mit dem Proviantzug war es nichts gewesen, zur Entschädigung boten wir ihnen von unserem Wasser an, welches wir stets in einem alten Essigsfaß mitführen, und bewirteten den Offizier, welcher uns Feinde so freundlich und entgegenkommend behandelt hatte, zum Dank mit einigen mitgeführten Konserven. Es war eine wahre Freude, zu sehen, wie es den Leuten schmeckte. Über die kriegerischen Ereignisse konnten wir trotz vorsichtiger Fragestellung aus dem Offizier nichts herausbringen. Später erfuhren wir, daß die englische Kavallerie heute morgen sich der Defiel- und Watervaldrift des Riet-



flusses

bemächtigt hatte

und dabei mit kleinen Buren-

fig. 51.

trupps ins Gefecht geraten war.

Ein ernstlicher Versuch, die Überschreitung des flusses zu verhindern, hatte von Burenseite nicht stattgefunden, die Engländer hatten einige verwundete Inniskillingdragoner als Gefangene zurückgelassen; wir fanden dieselben bei unserer Rückkehr bereits im Lazarett.

Während sich die Engländer unser Wasser und unsere Konserven schmecken ließen, benutzte ich die Gelegenheit, einige photographische Aufnahmen zu machen (fig. 50 und 51). Dann erklärte uns der Offizier, es thäte ihm sehr leid, aber wir mußten ihm folgen, wovon wir nun nicht gerade sehr entzückt waren. Wir wurden mit Wagen und Pferden in die Mitte genommen und hatten gerade noch Zeit, unserem ehemaligen Führer, dem Depeschenreiter,

zuzunicken, den wir entwaffnet zwischen zweien der Husaren entdeckten. Er war von seinen halsstarrigen Mauleseln so vollständig in Anspruch genommen worden, daß er die Umzingelung durch die Engländer erst merkte, als es zum Ausreißen zu spät war. So waren wir also regelrecht englische Gefangene, und ich muß sagen, mir war garnicht wohl bei dem Gedanken, was aus unseren Verwundeten und Kranken in Jacobsdal werden sollte, wenn man uns längere Zeit festhalten sollte. Glücklicherweise kam es anders. Nach einem Ritte von zwanzig Minuten erblickten wir auf einem Hügel eine Gruppe Offiziere, zu welcher wir geleitet wurden. Dem Oberst des Husarenregiments erklärten wir, wer wir seien und baten ihn, uns zu unserem Hospitale zurückkehren zu lassen. Er gab sofort die Erlaubnis und fügte nur die Mahnung an, wir möchten erzieherisch auf die Buren wirken, da wieder viel auf Ambulanzen und Verwundete geschossen worden sei. Dieser Ermahnung legte ich weniger Gewicht bei als der Erlaubnis, nach Jacobsdal zurückzukehren. Erleichterten Herzens betrachteten wir jetzt das schöne, militärische Schauspiel. Uns zunächst stand das ganze Husarenregiment, drei Geschütze einer reitenden Batterie beherrschten die von Reiterschwärmen belebte Ebene, und dichte Staubwolken verhüllten in der ferne die Khakireiter und ihre Kasse.

Wir hatten kehrt gemacht und waren etwa fünfzehn Minuten geritten, als uns eine große Burenbrandwache begegnete. Wir erzählten den Leuten, daß wir direkt von den Engländern kämen und soeben erst freigegeben worden seien. Die



Fig. 52.

Buren machten ungläubige Gesichter und sagten, das könnten sie sich gar nicht erklären, sie hätten doch beobachtet, wie wir mit unseren Ambulanzwagen um die Kopjes herumgefahren

seien. Engländer hätte man doch weit und breit nicht gesehen. Wir konnten uns nicht enthalten, zu fragen, ob sie vielleicht „lekker“ geschlafen hätten, als auch schon die vordersten Reiter der langsam weiterziehenden Brandwache in der Ferne den Feind erblickten. Ich hatte meinen photographischen Apparat zur Hand und konnte den interessanten Moment fixieren. Auf fig. 52 ist sehr gut zu erkennen, wie der erste Reiter plötzlich stutzt und sein Pferd zurückreißt, wie der zweite und dritte auch aufmerksam werden, während die übrigen noch nichts ahnen. Als die Buren die feindlichen Reiter erblickten, rasten sie über Stock und Stein davon. Wir setzten unseren Weg fort und empfanden dabei große Sehnsucht nach unserem guten ausgetrunkenen Wasser.

Auf dem Rückwege habe ich beinahe mein Leben eingebüßt. Unsere Tiere hatten während der ganzen Zeit noch nichts zu trinken bekommen, und ich wollte versuchen, meinem Pferde Wasser zu verschaffen. Als wir wieder in die Nähe des Rietflusses kamen, ritt ich eine Regenrinne, sog. „Schloot“, hinunter, um eine geeignete Stelle zum Tränken ausfindig zu machen. Kaum witterte das Pferd, ein alter Renner, das Wasser, so war er nicht mehr zu halten, und im nächsten Moment waren wir beide im Schlamm versunken. Die südafrikanischen Flüsse sind in dieser Beziehung sehr gefährlich; man kann es nur an den Furten, den sogenannten Driften, wagen, bis ans Wasser heranzureiten, an allen übrigen Stellen ist der Fluß von morastigen Ufern umgeben, in denen man sofort unergründlich tief einsinkt. Der Modderfluß verdankt denselben sogar seinen Namen. Ich glaubte, mein letztes Stündlein sei gekommen; die anderen waren weit voraus, und mein Pferd sank tiefer und tiefer. Mit großer Mühe arbeitete ich mich aus dem zähen Sumpf hervor und gelangte auf einen Stein, von hier aus erfaßte ich die Zügel des Pferdes und versuchte, es heraufzureißen. Der Versuch mißlang; der Schlamm zog das Tier immer mehr hinein; je mehr es arbeitete, desto fester umfing die zähe Masse seine Beine und seinen Rumpf. In Todesangst ließ es schließlich den Kopf zur Seite fallen; sein Herzklopfen war meterweit zu hören, und ich glaubte, ich würde es verlieren. Nun rief ich, was ich rufen konnte, und wurde glücklicher-

weise gehört. Unseren vereinten Kräften ist es schließlich gelungen, das Pferd ohne gebrochene Gliedmaßen heraus zu bekommen; es war jedoch so schwach, daß es bis Jacobsdal geführt werden mußte. Jetzt liegt es im Stall und sieht bejammernswert elend aus. Hoffentlich erholt es sich wieder. — An diesen Tag will ich denken.

Jacobsdal, den 13. Februar 1900.

Die Engländer ziehen nordöstlich an Jacobsdal vorbei; sie können höchstens vier bis fünf Kilometer von uns entfernt sein. Den ganzen Tag über haben wir die mächtigen Staubwolken gesehen, und jetzt leuchtet der Himmel vom Schein der Grasbrände, welche wohl den nachfolgenden englischen Divisionen, den im Modderriverlager zurückgebliebenen Truppen und den Belagerten in Kimberley den Weg anzeigen sollen, welchen das in den Freistaat eingefallene Expeditionskorps nimmt. Deutlicher kann man den Buren doch nicht zeigen, was man beabsichtigt. Vorgestern sahen wir die Staubwolken südlich von Jacobsdal in großer Entfernung, gestern waren sie im Südosten sichtbar, und heute haben wir sie in großer Nähe östlich und nordöstlich von uns. Die Engländer müssen also einen großen Bogen gemacht haben; sie sind offenbar zuerst direkt nach Osten gezogen, haben dann nach Überschreitung des Rietflusses gegen Norden geschwenkt, und jetzt haben sie die direkte Marschrichtung auf Kimberley. Cronje sitzt noch immer wie ein alter Uhu in seinem Felsenest und erwartet, daß man ihm in die Fänge läuft, trotzdem er heute nacht oder morgen früh bereits die Engländer im Rücken haben wird. Die vom Lager hereinkommenden Buren haben noch immer das volle Vertrauen zu Cronje, daß er die Lage übersieht, und erwarten von ihm die völlige Vernichtung der Engländer. Ich fürchte, dieses Vertrauen ehrt ihn mehr, als er es verdient. Der Landdrost Steyn scheint übrigens die Sache mit anderen Augen anzusehen, denn er hat sich heute nachmittag den Mauerkarabiner umgehängt und ist mit seinen Pferden und Kaffern davongeritten. Er scheint nicht nach Jacobsdal zurückkehren zu wollen.

Jacobsdal, den 14. Februar mittags.

Die Engländer sind richtig gestern schon mit den Buren zusammengeraten; sie haben die freistaater Lager am Modderfluß verbrannt und sind in der Richtung nach Kimberley weitergezogen. Es scheinen die gleichen Kavalleriemassen mit der reitenden Artillerie gewesen zu sein, denen wir vorgestern in die Hände gefallen sind. In aller Frühe hat man heute morgen einige Verwundete aus Cronjes Lager in unser Lazarett geschafft; dieselben berichten, in den Magersfontein-Positionen und im Lager sei noch alles beim alten, nur habe man gestern einige Geschütze von Scholtznek herangezogen, die dann auch längere Zeit mit den Engländern im Kampfe gewesen seien. Besonders heftig sei um Kalkfontein gefochten worden. Kommandant de Beers habe sich auf der Farm mit wenigen Leuten aufs tapferste verteidigt.

Soeben trifft die Nachricht ein, daß die Engländer auf Jacobsdal anrücken. Frauen und Kinder stehen weinend vor dem Hospital und bitten um Schutz. Was in unseren Kräften steht, soll geschehen. Wer weiß, wann ich wieder zum Schreiben komme!

Jacobsdal, den 16. Februar 1900.

Wie viel haben wir erlebt, seit ich zum letztenmal für mein Tagebuch Zeit gefunden habe; wie viel Schweres und Erschütterndes haben wir seitdem gesehen! Als die Nachricht vom Anrücken der Engländer auf Jacobsdal eintraf, schenkten wir derselben im ersten Augenblick keinen Glauben, denn die Marschrichtung des Feindes war bisher ausschließlich auf Kimberley gerichtet gewesen. Sollte man über Jacobsdal einen Angriff auf die Magersfonteiner Stellung versuchen, nachdem Cronje bereits auf zwei Seiten von englischen Truppen umgeben war? Das Wahrscheinlichste war wohl, daß man sich Jacobsdals bemächtigen wollte, um einen Stützpunkt für Transporte zu haben oder um den Buren die Proviantcentrale abzuschneiden für den Fall, daß sie bei Magersfontein bleiben sollten. Um uns zu überzeugen, ob die Nachrichten auf Wahrheit beruhten, gingen wir nach dem Südende des Ortes, und richtig, da war der

feind. Zu beiden Seiten der Koffyfonteiner Straße sehen wir die Gefechtspatrouillen vorrücken. Sie nähern sich der Stadt, die vordersten sind schon dicht am Thore, jetzt reiten die ersten Engländer in Jacobsdal ein, vorsichtig umher spähend, daß nicht plötzlich aus irgend einem Versteck der tödliche Schuß falle. Es muß keine angenehme Empfindung sein, in einen für besetzt gehaltenen Ort hineinzureiten. Als die Bevölkerung sah, daß die Reiter nicht, wie erwartet, sofort über Menschen und Tiere herfielen, sondern ruhig vor das Landdrostkantoor rückten (Fig. 53), wagten sie sich allmählich hervor und umstanden neugierig die Feinde. Merkwürdig, wo kommen nur plötzlich die vielen Roten Kreuze her? Die sind wie Pilze aus der Erde gewachsen. Alles, was sich nicht ganz geheuer fühlt, hat auf einmal eine Rote-Kreuz-Binde, das giebt so ein angenehmes Gefühl der Sicherheit. Diesem Unfug ist natürlich nicht zu steuern, das Rote Kreuz wird immer mißbraucht werden, und man darf deshalb auch nicht klagen, wenn es einmal nicht genügend respektiert wird.

Nach und nach mehrte sich die Zahl der Reiter; es war berittene Infanterie und das unter dem Kommando des Colonel Henry stehende vierte Regiment. Die öffentlichen Gebäude, das Landdrostkantoor, das Telegraphenamnt wurden mit Beschlag belegt, und dann begab sich Oberst Henry mit seinem Adjutanten in unser Hospital, um unsere Bekanntschaft zu machen und die Verwundeten, vor allem die gefangenen Engländer zu sehen.

Der feingebildete, liebenswürdige Offizier unterhielt sich mit den Verwundeten, ob Freund ob Feind, und nahm dann in aller Eile eine kleine Erfrischung von uns an, die ihm nach dem heißen Ritte und den Aufregungen des Tages sichtlich mundete. Auch der Regimentsarzt hatte sich inzwischen eingefunden. Colonel Henry verabschiedete sich bald, der Arzt blieb noch bei uns. Plötzlich hören wir Pferdegetrappel, die Buren sind wieder im Ort. Die Engländer hatten die Unvorsichtigkeit begangen, den Morseapparat des Telegraphenamtes unzerstört zu lassen, und so gelangte die Nachricht von der Besetzung Jacobsdals sofort in das Lager Cronjes. 80—100 Buren waren augenblicklich im Sattel, legten die etwa

sieben Kilometer lange Strecke in kürzester Zeit zurück und jagten wie die Teufel in Jacobsdal hinein; kaum entdeckten sie den Arzt und den ihn begleitenden Lazarettgehilfen, so stürzten sie auf dieselben los, wollten sie zu Gefangenen machen und ihnen die Pferde wegnehmen. Wir hatten die größte Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß ärztliches Personal und Material nicht angetastet werden darf.

Nun ging's wie die wilde Jagd hinter den Engländern her, diese jedoch hatten rechtzeitig genug Wind bekommen und den Ort bereits wieder verlassen. Eine Strecke weit verfolgten die Buren den Feind, dann kamen sie nach Jacobsdal zurück. Der englische Arzt mit seinem Lazarettgehilfen war inzwischen von Herrn Dr. Weber unter dem Schutze einer großen Roten-Kreuz-Flagge durch die Burenlinien hindurchgeleitet worden. Eine Stunde mochte alles ruhig gewesen sein, da hörten wir in der ferne mehrere Schüsse. Mit singendem Ton flog die erste Kugel über unsere Köpfe, die zweite schlug auf den Marktplatz, ein kleines Staubwölkchen aufwirbelnd. Jetzt knallten einige Schüsse am Eingang des Dorfes, die Buren erwiderten hinter einer niedrigen Mauer und hinter Steinen liegend das englische Feuer. Bald war das Gefecht allgemein, die Engländer versuchten den Platz wieder zu nehmen. Wir hatten in der Nähe unseres Wohnhauses gestanden, jetzt mußten wir ins Hospital zurückkehren, da Verwundete zu erwarten waren. Der Weg über den langen Marktplatz war etwas ungemütlich, denn die Kugeln flogen in größerer Zahl, die meisten mit einem kurzen, scharfen Ton die Luft durchschneidend, andere singend und pfeifend, wie wenn man mit einer langen Peitsche durch die Luft schlägt. Im Lauffschritt eilten wir über den Platz, von Zeit zu Zeit einen Diener machend, wenn eine Kugel zu dicht am Kopf vorbeizufliegen schien. Es war die Feuertaufe, später haben wir uns die Bücklinge abgewöhnt.

Kaum waren wir im Hospital angelangt, so kam ein Bur über den Platz gelaufen; das Blut strömte ihm aus Mund und Nase, das Geschoß war ihm durch den Oberkiefer gedrungen. Dann kam ein zweiter, totenbleich und wankend, auf beiden Seiten von Kameraden gestützt. Schwer hob sich seine Brust, vor dem Munde stand blutiger Schaum, die Kugel hatte beide Zungen durchschlagen.

Bald hatten wir alle Hände voll zu thun, denn Bur auf Bur kam verwundet ins Hospital oder wurde, wenn schwerer verletzt, von seinem Maat\*) geführt. Das Gefecht hielt etwa eine Stunde an; manches Geschoß war in das Dorf geflogen und hatte laut klatschend auf das Dach des Hospitals und auf die Wellblechbedeckung der als Typhuslazarett dienenden Kirche aufgeschlagen.

Die Dämmerung brach herein, bis wir die verwundeten Buren versorgt hatten. Jetzt hieß es, nach den verwundeten Feinden sehen, denn die Engländer waren zurückgeschlagen worden und hatten das Schlachtfeld im Stich lassen müssen. Wir spannten unsere Ambulanzwagen ein, die Pfleger nahmen die Krankenträger, und fort ging es aus



hinter  
bärtiger

fig. 53.

dem südlichen Thore hinaus. Dicht am Dorfe lag ein Stein der erste Tote, ein alter Bur; die Kugel war ihm in den Unterleib gedrungen, eine große Blutlache bezeichnete die Stelle, wo er geendet hatte. Zuerst die Lebenden! Wir gehen weiter über die Burenlinie hinaus; es wird dunkel, wir müssen

\*) Jeder Bur wählt sich, wenn er in den Krieg zieht, einen sogenannten Maat d. h. Kameraden und schließt mit ihm einen Bund der gegenseitigen Hilfe. Häufig sind es Verwandte, nicht selten Vater und Sohn. Es gilt als Ehrensache, den Vertrag tren zu wahren, deshalb werden die Verwundeten fast immer sofort aus dem Gefechtsbereich gebracht; daß ein Bur lange Zeit auf dem Schlachtfeld liegen bleibt, kommt selten vor.

unsere Blendlaternen anzünden. In der Ferne hören wir ein leises Jammern; halt! was ist das?! Ein verendetes Pferd und daneben ein Engländer, den wir heute morgen in Jacobsdal gesehen haben. Still und friedlich liegt er da, in der bleichen Stirn ein kleiner, roter Punkt, das ist alles. Das Wimmern klingt näher, in der Dunkelheit ist es schwer, etwas zu erkennen; dort liegt er, ein junger Mensch mit einem Schuß durch die Brust. Er wird auf die Bahre gelegt und still verschwinden die Träger im Dunkel der Nacht. Wir gehen etwas nach links. Es hat angefangen zu regnen, auf dem steinigem Boden stolpern die Pferde und können nicht weiter, wir müssen die Wagen zurücklassen und mit den Tragen vorausgehen. Jetzt hören wir das Stöhnen an vielen Stellen zugleich, ein leichtverwundeter Engländer erhebt sich, faßt uns bei der Hand und führt uns eine Strecke weiter. Dort liegt ein Offizier. Wir leuchten ihm ins Gesicht, es ist der liebenswürdige Oberst Henry, der uns heute morgen manch freundliches Wort gesagt hat. Gott sei Dank, er lebt, zwei Kugeln haben ihn am Kopf und an der Schulter getroffen. Wir heben ihn vorsichtig auf und suchen dann weiter. Fast wären wir über einen Toten gefallen, er liegt auf den Rücken, die Hände über den Kopf zurückgeworfen, die Finger krampfhaft geschlossen. Ein Verwundeter nach dem anderen wird auf die Bahre gelegt und zurückgeschafft; der Regen strömt weiter und es ist kalt geworden, wir merken es nicht über der vielen Arbeit. Jetzt scheint unser Werk vollendet, aber wir haben keine Ruhe, denn es könnte noch einer vergessen sein und die Nacht in Kälte und Regen würde ihm den Tod bringen. Ein leises Wimmern dringt an unser Ohr, jetzt ein Rufen aus weiter Ferne. Wir antworten und nehmen die Richtung auf. Wir rufen wieder, aber alles bleibt still. So irren wir lange umher, stolpernd, frierend, kein Laut ist mehr zu hören, ein Schwerverwundeter hat wohl das Leuchten der Laternen gesehen und sich zu äußerster Kraftanstrengung aufgerafft. Endlich wieder ein Laut, jetzt wissen wir, wo wir zu suchen haben. Weit draußen am Fluß, da liegen sie, fast eine englische Meile vor den anderen. Wir stoßen in der Dunkelheit mit dem Fuß gegen einen Körper, es ist ein Engländer, er scheint tot zu sein. Doch nein, eine schwache

Bewegung zeigt an, daß er lebt, antworten kann er nicht, denn die Kugel ist ihm in den Mund gedrungen und hat den Körper am Rücken wieder verlassen. Sein Gesicht liegt auf dem Boden, langsam sickert sein Blut in die Erde. Wenige Schritte weiter finden wir ein verendetes Pferd, es erscheint in der Dunkelheit unheimlich groß. Hinter ihm liegen zwei Menschen, die sich zitternd vor Kälte umschlungen halten. Entsetzt sehen sie uns an: Wer seid ihr, was wollt ihr von uns? Die Angst vor Marodeuren hat ihnen bisher



fig. 54.

den Mund geschlossen, sie wollten lieber in Nacht und Regen mit blutenden Wunden liegen bleiben bis zum Morgen. Als sie uns erkannten, atmeten sie erleichtert auf. Jetzt sind die Lebenden also fortgeschafft, wir suchen die Toten zusammen und still kehrt der Trauerzug in das Dorf zurück. Der eine Gefallene ist ein junger Bur aus Jacobsdal, Frau und Mutter brechen weinend an der Leiche zusammen.

Es ist drei Uhr morgens geworden, aber ich finde keinen Schlaf. Welch furchtbaren, erschütternden Eindruck macht ein Schlacht-

feld! Wozu all dieser Jammer, all dieses Elend! Es ist grausam, die Leute bleich und tot auf dem Felde der Ehre finden zu müssen, mit denen man wenige Stunden vorher gesprochen, die man mutig und froh hat hinausziehen sehen. Und doch! Für den Arzt ist keine Thätigkeit so befriedigend, wie die auf dem Schlachtfelde. Von niemand wird er sehnächtiger erwartet, von niemandem mit dankbarere Blicken gelohnt, als von dem armen Verwundeten, der blutend und hilflos auf kalter Erde liegt, von Schmerzen gepeinigt und mehr noch von der Angst, daß man ihn vergessen und einsam sterben lassen werde.

Gestern am 15. Februar hatten wir während des Vormittags viel mit unseren Verwundeten und mit der Beerdigung der Toten zu thun. Die zum Teil recht schwer Verletzten befanden sich alle in einem relativ guten Zustande mit Ausnahme eines Engländers, welcher nach vierundzwanzig Stunden einem Schuß durch Bauch und Niere erlag. Besonders erfreulich war es, daß die Verwundung des Obersten Henry sich als nicht lebensgefährlich herausgestellt hat; der Patient hatte sich während der Nacht gut erholt und war gestern bereits wieder ganz munter und guter Dinge.

Es war zu erwarten, daß die Engländer die Schlappe vom Tage vorher auszugleichen suchen und Jacobsdal von neuem angreifen würden. Wir machten uns deshalb auf weitere Kämpfe gefaßt, zumal die Buren die Absicht geäußert hatten, den Platz aufs äußerste zu verteidigen. Nachmittags gegen drei Uhr kamen mehrere Einwohner Jacobsdals im Lauffschritt über den Marktplatz und riefen uns zu, die Engländer seien wieder im Anmarsch. Wir kletterten auf das Dach des einen zum Hospital gehörenden Hauses und konnten von dort aus die Koffysfonteiner Straße gut übersehen. Zunächst zeigten sich größere Staubwolken in der Ferne, dann tauchten in der Nähe des Flusses einige Reiter auf, und gleichzeitig fielen die ersten Schüsse. Die Patrouillen sprengten zurück, und jetzt sahen wir in der Ferne eine große Streitmacht der Engländer anrücken,

welche unserer Burenbesatzung wohl mindestens um das Zwanzig- bis Dreißigfache überlegen war. Vor diesem Gros mußten offenbar schon Schützenlinien in Deckung liegen, denn ein heftiges Feuer gegen den Ort zwang uns, unseren Beobachtungsposten zu verlassen.

Im Hospital hatten sich inzwischen etwa hundert Frauen und Kinder eingefunden. Ich brachte sie in der Küche und dem großen Vorbereitungsraume unter und ermahnte sie, sich möglichst ruhig und vernünftig zu verhalten, da wir voraussichtlich schweren Stunden entgegengingen. Man versprach alles und war froh, im Schutze der Roten-Kreuz-Fahne sich geborgen zu fühlen. Vor der Stadt tobte inzwischen der Kampf; dem lebhaften Schützenfeuer der Engländer, welches mitunter fast in Schnellfeuer überging, antworteten vereinzelt Schüsse der Buren; offenbar feuerten unsere Verteidiger nur, wenn sich ein wirklich gutes Ziel bot. Der Verlauf des Gefechtes mußte wohl für die Buren, wie das ja bei der Übermacht zu erwarten war, kein besonders günstiger sein, denn ihre Schüsse kamen näher und näher. Bald sahen wir vereinzelt Reiter über die Straßen huschen, vom Pferde springen, in eine Deckung laufen und feuern. Nach einigen Minuten erschienen sie wieder, sprangen aufs Pferd und jagten weiter zurück. Im Hospital wuchs die Aufregung: zuerst waren nur einige Geschosse über die Häuser hinweggeflogen, jetzt mehrte sich ihre Zahl, und bald hörten wir nur noch ein fortwährendes ununterbrochenes Sausen und Pfeifen in der Luft.

Während Dr. Hildebrandt und ich im Schulhause bei den Verwundeten und den Frauen blieben, waren Schwestern und Pfleger auf die einzelnen Häuser verteilt, und befanden sich in den vorderen Zimmern, wo die Schwerverwundeten vom Tage vorher lagen. Sie waren nicht zu bewegen, die weniger exponierten hinteren Räume aufzusuchen, sondern erklärten, es sei ihre Pflicht, bei ihren hilfsbedürftigen Patienten auszuharren. Die Situation wurde allmählich bedenklich, denn Geschosß auf Geschosß schlug in die Mauern des Hospitals, so daß wir für den Fall eines Unglücks im Operationsaal alles bereit stellten. In den Krankensälen fanden wir bleiche Gesichter; die Verwundeten, welche das Bett nicht verlassen konnten, lagen still auf ihrem Lager und zuckten nur zusammen, wenn plötzlich

eine Scheibe flirrte, ein Geschöß pfeifend durch das Zimmer fuhr und mit lautem Klatschen in die gegenüberliegende Wand einschlug. In der Küche und im Vorbereitungsraum stieg die Verwirrung. Die Frauen und älteren Kinder weinten, während die Kleinen unschuldig am Boden spielten; ihr fröhliches Auflachen kontrastierte eigenartig mit dem ringsum hörbaren Schluchzen und Jammern. Jetzt waren die Buren bis ans Hospital zurückgedrängt worden, rechts und links krachten ihre Schüsse, hinter den Mauern, aus dem Garten hervor sandten sie ihre tödlichen Kugeln gegen den bereits in das Dorf eindringenden Feind. Der auf das Hospital niederfallende Geschößhagel wurde dichter; einer der Schwestern flog eine Kugel handbreit am Kopf vorbei und bohrte sich in die Wand, einer anderen schlug das Geschöß dicht vor die Füße. In dem Raume, wo Schwester Grete mit einem Pfleger bei dem sterbenden Engländer Wache hielt, drangen zwei Kugeln durch das Fenster, eine dritte durch die Thür.

Der Lärm war inzwischen so stark geworden, daß wir nur undeutlich ein dumpfes Krachen hörten, welches vom südlichen Thore des Dorfes zu kommen schien. Der nächste Moment belehrte uns, was vorging; wie eine Rakete saugend flog die erste Granate zu uns herüber. Ich werde den Moment nie vergessen. Ich höre noch immer diesen Schrei aus geängstigter Mutterbrust, ich sehe noch das Entsetzen in den Mienen der hilflosen Verwundeten, welche sich dem Schrecken einer Artilleriebeschiesung im engen Raume ausgesetzt sehen. Schon wieder das Heulen in der Luft, es fällt mit dem dumpfen Knall des Geschützes fast zusammen. Die Granate schlägt links vom Hospital ein, wir sehen sie hinter unserem Depot bersten, etwa fünfzig Meter näher als die erste. Das laute Krachen der Gewehrschüsse um uns herum wird nicht mehr beachtet, alle Aufmerksamkeit ist auf die Artilleriebeschiesung gerichtet. Sollte



fig. 55.

eine Granate ins Hospital einschlagen, sie würde furchtbares Unheil anrichten unter all den hilflosen Menschen, den Frauen und Kindern. Ein Zischen und gleichzeitig ein lauter Knall, ein Shrapnel ist über dem Dach des Depots geplatzt. Das nächste Geschöß muß ins Hospital einschlagen. Mit angehaltenem Atem warten wir, die Minute dehnt sich zu einer Ewigkeit, jetzt ein Krach, ein Heulen dicht über unseren Köpfen; das ist das Ende. Wir bleiben unverfehrt, die Granate ist nicht freipiert, es ist ein Blindgänger gewesen.

Das nächste Geschöß schlägt weit vom Hospital ein, die größte Gefahr ist über-



Fig. 56. Englischcs Maximgeschütz.

standen.  
Jetzt ein  
neuer Ton:

Pom, Pom, Pom, Pom, es sind die gefürchteten Nordenfeld-Maxims, welche kleinere Granaten werfen. Im Dorf hören wir Pferdegetrappel und ein lautes Rasseln, ein Geschütz fährt auf, ein zweites, und im nächsten Moment saust aus zwei Maxims (Fig. 56) ein wahrer Kugelregen hinter den Buren her, die wir in rasendem Galopp über die Hügel flüchten sehen.

Die furchtbare Spannung der letzten Minuten löst sich, jammervoll schluchzen die Frauen, junge Mädchen liegen in Krämpfen am Boden, einige Leichtverwundete sind in ihrer Todesangst unter die Betten, die Tische gekrochen. Wo wir Ärzte uns blicken lassen,

flammert man sich ängstlich an uns. Doktor, wird es denn nicht bald ein Ende haben? Jetzt werden die Thüren des Hospitals aufgerissen, mit erhitztem Gesicht, das Gewehr mit dem Bajonett vorgestreckt, stürzt der erste Engländer herein, ihm folgt ein zweiter, ein dritter. Die Aufregung der Gefahr ist ihnen im Gesicht zu lesen; sie durchsuchen das Hospital nach versteckten Buren. Draußen läßt das Schießen nach, Jacobsdal ist zum zweitenmal in den Händen der Engländer. Betend liegen die Frauen und Mädchen auf den Knien, und danken Gott für ihre Errettung.

Eben wird das erste Opfer des Straßenkampfes gebracht; ein Einwohner Jacobsdals, dem das Geschosß die große Schenkelschlagader durchschlagen hat. Er schwimmt im Blut, aus seinem bleichen, mit kaltem Schweiß bedeckten Gesicht blicken uns zwei verglaste Augen an. Vielleicht ist er noch zu retten. Während Dr. Hildebrandt die Operation machte, hatte ich alle Hände voll zu thun. Große Truppenmassen wälzten sich in das Dorf hinein. Das erste war, daß die verschiedenen deutschen Fahnen heruntergerissen wurden, die man allgemein für Transvaalfahnen hielt. Nur mit großer Mühe gelang es mir, den Soldaten begreiflich zu machen, daß sie dieselben wieder herauszugeben hätten. Manches „bloody German“ habe ich dabei nicht gehört. Um unser großes deutsches Banner vor dem Hospital haben wir förmlich gekämpft. Zweimal war es heruntergeholt worden, zweimal hatten Oberpfleger Eckert und ich es wieder aufgehißt, schließlich haben wir es so festgebunden, daß wir unserer Sache sicher zu sein glaubten. Kaum war ich jedoch fort, so kam Eckert blaß vor Wut mir nachgelaufen, jetzt seien sie sogar dabei, die Stricke mit dem Bajonett durchzuhauen. Wir waren schließlich genötigt, einen höheren Offizier um Unterstützung zu bitten, die uns auch bereitwilligst gewährt wurde.

Von allen Seiten kamen nun weinende Frauen gelaufen und klagten über Plünderungen. Als ich mich von der Thatsache überzeugt hatte, bat ich einige englische Offiziere, sie möchten einschreiten. Sie sprachen ihr großes Bedauern über derartige Vorkommnisse aus und ließen sich die Häuser nennen, wo Plünderungen vorgekommen waren. Es wurden sofort strenge Gegenmaßregeln getroffen und

Posten an verschiedenen Stellen des Dorfes aufgestellt. Gegen das Forttreiben des Viehes war nichts zu machen. Die Buren hatten nämlich, wie wir erfuhren, am Morgen des gleichen Tages den Convoi der Engländer bei Waterval überfallen und sämtliches Schlachtvieh sowie 180 Wagen weggenommen. Dadurch war großer Mangel entstanden und das Jacobsdaler Vieh mußte aushelfen. Dagegen war nichts einzuwenden und die Einwohner, deren ganzes Vermögen dabei verloren ging, mußten sich trösten, c'est la guerre. Für uns war die Sache sehr unangenehm, denn wie wollten wir unser großes, jetzt überfülltes Hospital ernähren, wenn kein Fleisch zu haben war und vor allem was sollten wir mit unseren zahlreichen Typhuskranken anfangen, nachdem unsere dreißig Milchkühe fortgetrieben waren? Hier kann ich einem Manne nicht genug danken, welcher uns das wenige, was wir der Pflicht entsprechend an ihm gethan hatten, überreichlich vergolten hat, ich meine unseren verehrten Colonel Henry. Er ließ es sich, trotz seiner frischen Wunden nicht nehmen, persönlich mit dem Kommandeur der fünfzehnten Brigade, welche Jacobsdal eingenommen hatte, dem Generalmajor W a w e l l, Rücksprache zu nehmen und so gelangten wir schon am nächsten Tage wieder in den Besitz unserer Milchkühe. General Wawell ließ sich von uns eine Liste geben über die verschiedenen Dinge, welche wir für das Hospital nötig hatten und ich kann nur mit höchster Anerkennung hervorheben, daß von englischer Seite für die Versorgung des feindlichen Lazarettes alles geschehen ist, was irgend möglich war.

Bis zum Abend hatten wir mit den Verwundeten zu thun und waren genötigt, ein weiteres leerstehendes Haus zum Hospital hinzuzunehmen. Als wir unsere Thätigkeit beendet hatten, wartete unserer noch eine angenehme Überraschung. Unser Kaffer Frederic kam in höchster Aufregung gelaufen und erzählte, die „Indianers“ seien in unser Wohnhaus eingebrochen, hätten große Säcke mitgebracht und hineingestopft, was hineinzustopfen war. Zwei Säcke voll hätte er ihnen noch abgenommen, aber es sei doch vieles verloren gegangen. Schön hatte es ja in unserem Hause nie ausgesehen, wenigstens bei Hildebrandt und mir nicht, die wir beide gräßlich unordentlich sind

im Gegensatz zu dem Mustermenschen Matthiolius; aber der Anblick, der sich uns jetzt bot, war doch auch für uns etwas stark. Alles war durcheinander gewühlt; die geretteten Säcke enthielten zu unserem Bedauern die Sachen von Matthiolius, während unsere Bestände erhebliche Lücken aufwiesen. Sehr schmerzlich war mir der Verlust meiner goldenen Uhr mit dem Bilde meiner Mutter, alles andere, auch die noch neuen schwarzen Kleidungsstücke habe ich leicht verschmerzt. (Verehrter Herr Reichstagsabgeordneter, ich habe nämlich auch einen Frack und einen schwarzen Gehrock mit nach Südafrika genommen. Warum Sie sich seinerzeit im Reichstag\*) über diese Sünde eines Arztes unserer zweiten Expedition aufgehalten haben, ist mir bis auf den heutigen Tag vollkommen schleierhaft geblieben. Zwischen Berlin und Jacobsdal oder Springsfontein liegen nämlich noch allerhand Ortschaften; in diesen Ortschaften wohnen offizielle Persönlichkeiten und diese offiziellen Persönlichkeiten lassen mitunter offizielle Einladungen ergehen. Soll man vielleicht bei solchen Gelegenheiten in Reithosen, Reitstiefeln und durchschwitzten Khakijacken erscheinen? Ich bitte um gütige Auskunft, Herr Reichstagsabgeordneter!)

Heute nachmittag (am 16. Februar) ist der Feldmarschall Lord Roberts mit seinem Stabe in Jacobsdal eingeritten. Er nahm im Landdrostenhaus Quartier und besuchte dann sofort unser Hospital. In freundlicher Weise sprach er mit allen Verwundeten und erkundigte sich bei den Buren, wo und wann sie verwundet seien und wie es ihnen jetzt gehe. Die Buren waren nachher ganz entzückt, sie hatten nicht gedacht, daß ein feindlicher Heerführer so gütig sein könne. Lord Roberts ist in der That einer der lebenswürdigsten Menschen, die ich jemals kennen gelernt habe, ich sage dies auch heute noch, nachdem ich ihn des öfteren gesehen und seine Thätigkeit monatelang verfolgt habe. Er ist 67 Jahre alt, aber

\*) Deutscher Reichstag. Sitzung vom 19. Januar 1900. Rede des Abgeordneten Liebermann von Sonnenberg.

außerordentlich frisch und elastisch. Seiner kleinen, fast zierlichen Gestalt sieht man nicht an, daß er 40 Jahre in Indien thätig war und manch harten Kriegszug zu einem für sein Vaterland glücklichen Ende geführt hat. Lord Roberts ist in tiefer Trauer, er hat am 10. Dezember in der Schlacht bei Colenso seinen einzigen Sohn verloren.

Nachdem der Feldmarschall unser Hospital aufs eingehendste besichtigt hatte, äußerte er sich in einer für uns sehr schmeichelhaften Weise über das, was er gesehen hatte. Er dankte uns für die Fürsorge, die wir den verwundeten Engländern hätten angedeihen lassen und sagte, seine vielen Kriege hätten ihn den Wert einer guten Verwundetenversorgung schätzen gelehrt. Keine Thätigkeit sei segensreicher, als die eines tüchtigen Arztes im Kriege. Am Nachmittage erhielten wir durch einen Generalstabsoffizier die Nachricht, der Feldmarschall habe seiner Freude über die guten Zustände in unserem Hospital durch ein Telegramm an die englische Regierung Ausdruck verliehen. Das Telegramm hat die Kunde durch die deutsche Presse gemacht und uns vielleicht mehr Anerkennung eingetragen, als wir verdient haben. Wir alle haben uns herzlich darüber gefreut, denn das Lob galt nicht nur uns, sondern deutscher Arbeit in fremden Ländern. Ich lasse das Telegramm in der offiziellen Übersetzung folgen: „Ich bin sehr befriedigt, bei der Ankunft hier eine bewunderungswürdige Hospitaleinrichtung zu finden, die von der deutschen Ambulanz unter den Doktoren Küttner (früher in Tübingen) und Hildebrandt getroffen worden ist. Die beiden Herren mit dem Personale erweisen sowohl unseren Verwundeten, wie den Buren die größte Freundlichkeit. Einige unserer Verwundeten sind seit Dezember hier, andere wurden gestern eingebracht. Ich habe das Hospital besucht und bin höchst befriedigt über das, was ich gesehen habe; es liegen dort zwei Offiziere und etwa 55 Mann von unseren Verwundeten.“

Als der Feldmarschall mit seinem Stabe heute morgen an meinem Hospital vorbeiritt, bat ich um die Erlaubnis, ihn photographieren zu dürfen. Das Bild ist nebenstehend wiedergegeben (Fig. 57). Im Vordergrund hält Lord Roberts (1), hinter ihm links mit dem Stock in der Hand reitet der Generalmajor Nicholson (2),

rechts von diesem erkennt man den Adjutanten Earl of Kerry (3). Der mit 4 bezeichnete Offizier ist der Oberstleutnant Cowan, rechts von diesem hält der Adjutant Rittmeister Marwell (5). Auch einige der fremden Militärattachés sind auf dem Bilde sichtbar, in der Mitte (6) der russische Oberst Stakhowitsch, rechts im Hintergrunde der amerikanische Attaché Slocum (7) und der österreichische Hauptmann Trimmel (8). Der deutsche Militärattaché Hauptmann von Lütt-

2 3 4 5 6 7 8



Fig. 57. Feldmarschall Lord Roberts mit seinem Stab.

wits, der fran-  
zose Komman-  
dant d'Amande  
und der Ita-

liener Major Gentilini sind leider auf der Photographie nicht sichtbar. Später haben sich noch ein türkischer Offizier Enwer Bey und ein Spanier angeschlossen.

Heute nachmittag ist Stabsarzt Dr. Matthiolius wieder in Jacobsdal eingetroffen. Es ist ihm nur mit großer Mühe und unter nicht unerheblichen persönlichen Gefahren gelungen, ans Ziel zu gelangen.

Jacobsdal, den 18. Februar 1900.

Ich muß nachholen, wie es inzwischen dem General Cronje und seinen Leuten ergangen ist. \*) Wie mir Graf Sternberg als Augenzeuge mitteilte, hat Cronje am 14. Februar, als die Engländer bereits unter Oberst Henry in Jacobsdal eingeritten waren, noch immer in Magersfontein gesessen und den Frontalangriff erwartet. Um diese Zeit rastete bereits die ganze Kavalleriedivision French seit dem vorhergehenden Abend in Cronjes Rücken bei Klipdrift am Modderfluß, die VI. Division war von der Klipdrift nur noch ca. achtzehn Kilometer entfernt, und die VII. und IX. Division befanden sich auf dem Wege dorthin. Erst am Abend des 14. Februar ist man sich im Burenlager klar geworden, in welche Falle man geraten war, man hat am 15. Februar zwei Uhr nachts das Lager abgebrochen und dasselbe drei englische Meilen weiter östlich in eine sog. „Pan“ \*\*) verlegt, welche durch ihre tiefe Lage vor Geschützfeuer ziemlich sicher war. Am 15. Februar ist Kimberley bereits durch die Frenchsche Kavallerie fast ohne Kampf entsetzt worden; die Buren hatten hier schon am 14. den Rückzug begonnen und auch ihr großes Belagerungsgeschütz, den Long-Tom, in Sicherheit gebracht. Um den Feind zu täuschen, hatten sie, wie ich später hörte, in den Geschützstand einen großen Baumstamm als Long-Tom hineingelegt. Die englische Kavallerie war im forcierten Marsch auf Kimberley vorgerückt und hatte dabei nicht weniger als 597 Pferde eingebüßt. Als sie in Kimberley ankamen, waren Roß und Reiter derartig erschöpft, daß sie sich nur noch im Schritt bewegen konnten und die Pferde zum Teil an den Zügeln nachgezogen werden mußten. Die Leistung der englischen Kavallerie kam nur der würdigen, welcher die Hitze

\*) Ich flechte hier in meine Tagebuchnotizen manches ein, was ich erst später erfahren habe. Würde ich jede Thatsache an dem Tage registrieren, an welchem sie mir bekannt geworden ist, so würde der chronologische Zusammenhang unklar und jede Übersicht unmöglich werden.

\*\*) Pan oder Houtpan (Pfanne oder Salzpflanne) nennt man die in Südafrika häufigen, oft sehr ausgedehnten, flachen Mulden, in welchen sich bei Regengüssen das Wasser ansammelt.

dieser Tage miterlebt hat und das schwierige, absolut wasserarme Gelände kennt.

Bei seinem forcierten Marsche auf Kimberley hatte General French den Fehler begangen, daß er von der Klipdrift ausbrach, bevor die Infanterie nachgefolgt war. Die entstehende Lücke hat Cronje während der Nacht vom 15. zum 16. Februar in sehr geschickter Weise benutzt und ist mit seinem ganzen Troß durch die englischen Linien hindurchgezogen. Nur seine Nachhut kam am Morgen des 16. Februar zwischen Klipdrift und Drieput mit den Truppen Lord Kitcheners ins Gefecht. Die Burennachhut hat sich hier vorzüglich geschlagen. Während Cronje mit seinem riesigen Troß und den erschöpften Zugtieren bei Drieput halten mußte, haben seine Leute die Engländer lange festgehalten, sie haben schließlich vor Drieput zum letztenmal Stellung genommen und den feindlichen Angriff so energisch abgewiesen, daß Cronje bereits einen großen Vorsprung gewonnen hatte, als der Kampf beendet war. So geschickt Cronje die bei Klipdrift entstandene Lücke benutzt hat, so begreife ich doch nicht, warum er nun gerade den Engländern in die Arme laufen mußte. Wäre er anstatt nach Osten nach Nordosten gegangen, so hätte er vollständig freies Gebiet vor sich gehabt, und die Engländer hätten seinen weiteren Verbleib vielleicht gar nicht ausfindig gemacht. Jetzt wissen sie, daß er am Modderfluß entlang nach Bloemfontein gezogen ist, und es soll ihm bereits, wie das Gerücht geht, eine große englische Macht folgen. Was er bei dieser Hitze mit den vierhundert Ochsenwagen seines Lagers (fig. 25) anfangen will, ist mir noch nicht recht klar.

Die Nachricht von dem Gefecht bei Klipdrift erhielten wir am folgenden Tage, also gestern. Die Engländer ließen uns gegen Abend sagen, wir möchten mit einem oder zwei Ambulanzwagen herauskommen, um die verwundeten Buren abzuholen. Um zehn Uhr abends machten wir uns auf den Weg. Die ganze Straße war von Provianttransporten eingenommen; in zwei Reihen nebeneinander fuhren die Ochsenwagen, von Kaffern getrieben, die mit den unglaublichsten Lauten und mit riesigen Bambuspeitschen (fig. 58) ihre Tiere anfeuerten. Die Wege waren stark ausgefahren, und in

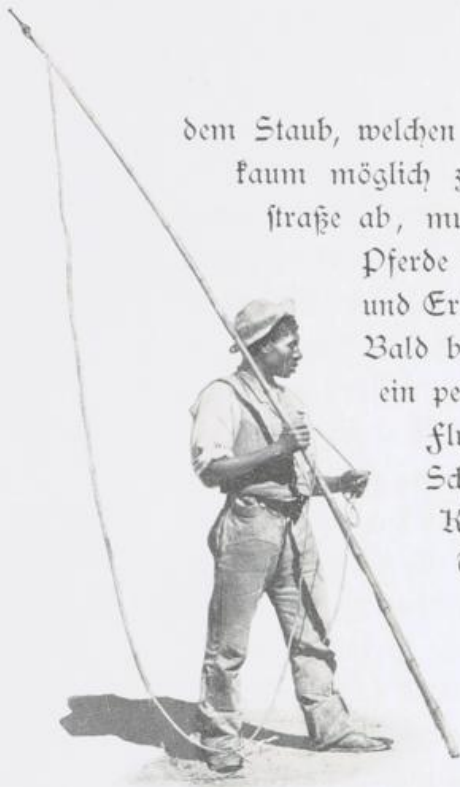


fig. 58.

dem Staub, welchen die Tausende von Tieren aufwirbelten, war es kaum möglich zu atmen. Wir bogen etwas von der Hauptstraße ab, mußten aber bald wieder zurückkehren, da unsere Pferde in der Dunkelheit fortwährend über Mirkfazen- und Erdsferkellöcher stolperten und einige Male stürzten. Bald belästigte uns nicht nur der Staub, sondern auch ein penetranter Leichengeruch, welcher vom nördlichen Flußufer herüberzog: wir näherten uns dem Schlachtfelde. Die Fäulnis geht in diesem heißen Klima so schnell vor sich, daß schon nach einem Tage die nicht beerdigten Leichen, besonders die der Pferde, einen entsetzlichen Geruch verbreiten. Dazu kamen noch zahlreiche Kadaver gefallener Zugtiere, die überall im Wege lagen und unseren Reitpferden den größten Schrecken einflößten, wenn aus dem Dunkel der Nacht plötzlich ein riesig aufgetriebener Ochse oder ein totes Pferd auftauchte.

Endlich erreichten wir die Posten an der Klipdrift, welche uns nach Visierung unserer Pässe zu dem wachhabenden Offizier geleiteten. Inzwischen war der Mond aufgegangen; wir konnten erkennen, wo wir uns befanden und sahen vor uns die am südlichen Ufer des Modderflusses neben der Bloemfonteiner Straße gelegene Klipdriftsfarm. Ein leises Wimmern klang von dort herüber; als wir näher kamen, sahen wir im bleichen Lichte des Mondes eine große Zahl Verwundeter. Die Schwerverletzten waren auf Schafwolle in den wenigen Räumen der Farm untergebracht, um das Haus herum lagen die leichter Verwundeten. Einige Schritte abseits fanden wir eine stille Versammlung; in Decken eingehüllt lagen hier die Toten friedlich nebeneinander, welche in den letzten Stunden ihren Verletzungen erlegen waren.

Unter ärztlicher Führung durchschritten wir die Reihen der Verwundeten. Viele schliefen von den Anstrengungen des Tages und vom Blutverlust ermüdet, andere jammerten leise vor sich hin, einige Schwerverwundete fuhren erschreckt von dem Scheine der

Laterne mit blassen, verzerrtem Gesichte von ihrem Lager auf und fragten hastig, was wir von ihnen wollten. Nach langem Suchen fanden wir einen jungen, schwerverwundeten Buren,<sup>\*)</sup> ein zweiter verleugnete aus unbekanntem Gründen hartnäckig seine Nationalität, wir nahmen infolgedessen nur den ersteren in unsere Obhut. Die Verluste der Buren waren wie immer im Verhältnis zu denen der Engländer sehr gering gewesen; die Ursache ist darin zu suchen, daß die Buren sich fast stets auf die Defensiv beschränken und den Feind in sehr geschickt gewählten Stellungen so nahe herankommen lassen, daß sie ihre ungewöhnliche Schießfertigkeit zur Geltung bringen können. Wird eine Position zu gefährlich, so wird sie aufgegeben



Fig. 59.

und eine andere eingenommen. Ich erwähnte vorhin, daß viele der Verwundeten trotz Schmerzen und nervöser Aufregung in tiefem Schlafe lagen. Das hat nichts Wunderbares, denn die Anspannung aller körperlichen Kräfte und des ganzen Nervensystems ist während des Gefechts eine so außerordentlich große, daß nachher eine völlige Erschlaffung eintritt. Ich habe oft gehört, daß Verwundete schlafend auf dem Schlachtfelde gefunden wurden oder auf der Tragbahre während des Transportes fest einschlummerten.

Als wir unsere traurige Nachlese gehalten hatten, sprach ein

<sup>\*)</sup> Der Arme ist nach einigen Tagen einer langsamen, aber unstillbaren Nachblutung aus der Lunge erlegen.

englischer Offizier die Vermutung aus, es könnten auf einer jenseits des Flusses gelegenen, entfernten Farm noch verwundete Buren liegen. Es wurde uns geraten, betreffs des Weges die Offiziere der Marinebrigade zu fragen, welche mit ihren riesigen Schiffsgeschützen (fig. 59\*) in einiger Entfernung von der Farm lagerten. Wir begaben uns dorthin und fanden alles tief im Schlaf. Unser rücksichtsloses Wecken wurde mit freundlichem Eingehen auf unsere Wünsche beantwortet, ein weißhaariger, alter Marinekapitän erbot sich sogar, uns zu führen. Wir nahmen es dankend an, und wenige Minuten später saß der alte Herr im Sattel und ritt mit mir zusammen der übrigen Kolonne voraus. Ich kann ein derartiges Verhalten nicht genug rühmen und bin im Zweifel, ob ich nach



fig. 60.

den Anstrengungen eines schweren Tages dieser Selbstüberwindung fähig gewesen wäre, die doch nur den Verwundeten des Feindes zu Gute kam. Wir hatten den Modderfluß überschritten und mochten eine halbe Stunde im Leichengeruche des Schlachtfeldes geritten sein, als uns eine Anzahl Kavallerieoffiziere begegnete, darunter einige alte Bekannte vom 10. Husarenregiment, welche eben von der betreffenden Farm kamen und dort keine Verwundeten angetroffen hatten. So kehrten wir um, verabschiedeten uns dankend von unserem greisen Führer und langten bei Morgen grauen wieder in Jacobsdal an.

\*) Fig. 59 stellt solche Kolosse nach der Verladung auf einen Eisenbahnzug dar.

Jacobsdal, den 19. Februar 1900.

Von Cronje wissen wir nichts; unsere verwundeten Buren sind voller Zutrauen, es werde „schon recht kommen“, und die temperamentvollen Burendamen bewegen sich kampfbereit unter den Eroberern von Jacobsdal. Gestern hat ein englischer Unteroffizier von einem siebzehnjährigen Dämchen eine kolossale Ohrfeige bezogen, als er die hübsche Kleine in die Wangen kneifen wollte.

In Jacobsdal herrscht Tag und Nacht ein Trubel, daß man nicht weiß, wo einem der Kopf steht. Truppen auf Truppen ziehen durch das Dorf, lange Züge von



fig. 61.

Infanterie werden von Geschützen abgelöst, in das Rasseln der Munitionskarren mischt sich das Getrappel ganzer Kavallerieregimenter. Auf dem südlichen Teil des Marktplatzes, an welchem unser Wohnhaus gelegen ist, lagern Tag und Nacht große Provianttransporte (fig. 60), das Brüllen der Ochsen, das Geschrei der Kaffern ist uns schon so zur Gewohnheit geworden, daß wir es gar nicht mehr hören. Neben unserem Haus hat sich ein Zug Infanterie etabliert, welcher den Wachdienst im Orte versieht. Diesen Herren ist nichts heilig; auf unserem Hof haben sie unter Benutzung meines Einoleums ein „for gentlemen“ aufgerichtet, ohne deshalb von unserer Klausel, stillberühmt im ganzen Hause, Abstand zu nehmen. Dank erntet man für seine allerdings notgedrungene

Duldsamkeit nicht, sondern man wird angebrüllt, wo man sich sehen läßt: „Halt, who goes there?“ Antwort: „Friend“ „Advance friend, and all's well.“ Mitunter ist es vom Wohnhaus bis zum Hospital das reine Spießrutenlaufen von einem vorgestreckten Bajonett zum anderen. Für mich ist die Sache doppelt peinlich, da ich nie das Lösungswort weiß, ich habe deshalb dem Wohnhaus Lebewohl gesagt, was mir wegen meiner lieben Haustiere dort recht sauer geworden ist, und habe mich im Kommissariat einquartiert, wo mir liebliche Düfte von allerhand Kolonialwaren im Traume noch lieblichere Bilder vorgaukeln.

Während der südliche Teil des Marktplatzes für die Provianttransporte reserviert ist, geht es auf dem nördlichen Teil auch recht lebendig her. Dicht neben der Kirche haben sich die Kom-



Fig. 62.

missariate niedergelassen, ihnen schließen sich die Ambulanzen an. Figur 61 zeigt in der Nähe der Kirche eine Am-

bulanz in Thätigkeit. Auf Kisten und Kästen sind die nötigsten Gerätschaften aufgestellt; während ein Leichtverwundeter verbunden wird, wartet im Vordergrund ein Highlander mit einer Verletzung am Fuß auf die Versorgung seiner Wunde. Die Highlander tragen, wie auf Fig. 61 und 66 ersichtlich ist, ihre charakteristische heimatlliche Uniform auch in Südafrika, nur mit dem Unterschied, daß die Jacke aus Khakistoff besteht und daß vor dem Rock, dem sogenannten „Kilt“, eine Khakischürze angebracht ist. Da die Leute kein Unterzeug tragen, so haben sie viel unter den Einflüssen der Witterung und besonders von Insekten zu leiden. Ich habe Highlander ge-



im Kreise um ihn herum, das Kinn auf die Hand gestützt und lauschen mit ernstem Gesicht den Weisen des heimatlischen Alpenlandes.

Die sanitären Verhältnisse sind durch diese Truppenansammlungen natürlich nicht günstiger geworden. Die Kirche (fig. 61) ist mit Kranken bis auf den letzten Platz gefüllt; unter den Bewohnern des Ortes haben wir bereits sechs Typhusfälle. Ich bin gespannt, wie lange wir selbst noch gesund bleiben werden, wahrscheinlich wird alle Vorsicht mit dem Wassertrinken umsonst sein, da infolge der immer gleichmäßig minderwertigen Ernährung und des Mangels frischer Gemüse der gesamte Verdauungsapparat der Expedition einen Generalstrike in Aussicht gestellt hat. Ich habe bereits 30 Pfund abgenommen, Matthiolius noch mehr. Das Schlimmste ist, daß wir nicht mehr im Rietsfluß baden dürfen, da die Truppen von dort das Wasser nehmen.

Übrigens habe ich bei Behandlung der Typhuskranken im Ort beobachten können, daß die Buren, Männer und Frauen, in der That vollständig angezogen der Nachtruhe pflegen. Ich glaube, daß das eine ererbte Eigenschaft ist. Zur Zeit des großen Trecks und der ersten Ansiedlungen waren die Verhältnisse so ungeordnet und unsicher, daß die Buren stets angezogen im freien oder im Ochsenwagen übernachteten. Die alte Gewohnheit haben die Eltern beibehalten und die Kinder haben sie von ihnen gelernt.

Jacobsdal, den 25. Februar 1900.

Gestern sind wir von einer äußerst anstrengenden viertägigen Expedition nach dem Paardeberg zurückgekehrt. Ich bin noch wie gerädert.

Einige Worte über die weiteren Schicksale der Cronjeschen Armee nach dem Gefechte bei Klipdrift. Die Buren hatten hier am 16. Februar den Feind so erfolgreich bis in die Nacht hinein aufgehalten, daß Cronje einen großen Vorsprung gewinnen konnte. Die Verfolgung wurde nun von den Engländern sehr energisch aufgenommen, wobei trotz der ungewöhnlichen Hitze die XIII. und XVIII. Brigade hervorragende Marschleistungen zu verzeichnen hatten. Am 18. Februar früh stand Cronje fünf Kilometer nördlich der Paarde-

bergdrift. Seine Truppen befanden sich auf beiden Seiten des Modderflusses, das Gros auf dem Nordufer. Da die Hauptstraße nach Bloemfontein auf dem südlichen Ufer gelegen ist, so hatte Cronje hier den Fluß überschreiten wollen, jedoch wegen Erschöpfung seiner Zugtiere halt machen müssen. In der Nacht zum 18. wurde von den verfolgenden Engländern das Lager der Buren am Paardeberg festgestellt. Lord Kitchener, welcher sich bei der VI. Division befand, hielt trotz der Ermüdung seiner Truppen einen Angriff für aussichtsvoll.

Am 18. Februar morgens sechs Uhr wurde der Kampf durch Artillerie eröffnet, welche das Burenlager nur kurze Zeit beschloß. Dann geht die VI. und die eben eingetroffene IX. Division zum Angriff über. Die von Kimberley angelangte Kavallerie des Generals French beteiligt sich nur mit ihrer nordöstlich des Burenlagers aufgefahrenen reitenden Artillerie am Kampfe. Südöstlich des Lagers hat eine Abteilung berittener Infanterie, die Kitchener Kopje, eine Kopje besetzt und sich auf dieser häuslich eingerichtet. Als ein Teil der Pferde zur Tränke geführt ist, erscheint eine ca. 500 Mann starke Abteilung Buren wie aus dem Erdboden heraus, nimmt sechs Offiziere und vierzig Mann gefangen und besetzt die Kopje. General Kelly-Kenny, in der Meinung, diese sogenannte „Kitchener-Kopje“ sei noch in englischen Händen, führt seinen Angriff mit dem rechten Flügel an der Höhe vorüber. Die Buren mit ihrer brillanten Feuerdisziplin lassen die englischen Truppen nahe herankommen und eröffnen dann ganz plötzlich ein mörderisches Enfilierfeuer. Auch die Hauptmacht der Buren, welche sich langsam zu beiden Seiten des Modderflusses nach Osten zurückzieht, feuert äußerst wirksam, so daß die englischen Verluste auf dem vollständig offenen, schußfreien Gelände (Fig. 66) in kurzer Zeit so schwer werden, daß der Kampf aufgegeben werden muß. Die Engländer haben nicht weniger als 1241 Mann verloren, darunter 212 Tote und 93 Vermißte.

Es hatte sich hier wieder gezeigt, welche vortrefflichen Leistungen kleinere Burenabteilungen fähig sind. Lord Kitchener soll durch die Verluste so überrascht worden sein, daß er jeden weiteren Angriff aufgab, sich auf Beschießung durch Artillerie beschränkte und schleunigst die Marinebrigade und die XIV. Infanteriebrigade von Ja-

cobsdal heranzog. Um diese Zeit hätte Cronje noch entkommen können, denn die moralische Wirkung der Schlacht vom 18. Februar war auf englischer Seite eine große, wie ich aus eigener Anschauung weiß. Später, nach der Kapitulation, habe ich von verwundeten Buren gehört, daß Cronje damals einen Teil seiner gut berittenen Leute mit einer größeren Anzahl Kommandanten und Feldfornetts den Modderfluß entlang vorausgeschickt hat, damit sie die Kopjes besetzen, daß diese Leute jedoch aus irgend einem Grunde dem Befehle nicht nachgekommen, sondern gegen Bloemfontein abgezogen sind. Daher habe Cronje mit seinen schlecht berittenen Mannschaften, seiner Artillerie und seinem ganzen Troß zurückbleiben müssen und sei nun von den Engländern langsam eingeschlossen worden. Ob dieser Hergang der Sache richtig ist, vermag ich nicht bestimmt zu sagen. Ich halte ihn für möglich, denn Cronje hat mit nur 4000 Mann kapituliert und nach allem, was wir in Erfahrung bringen konnten, sind ca. 6000 Mann am 15. Februar von Magersfontein aufgebrochen. Die Verluste sind zu gering gewesen, um diese Differenz zu erklären.



fig. 64. Lord Roberts traf am 19. von Jacobsdal am Paardeberg ein. Er ließ alle verfügbaren Ambulanzen heranziehen und so erhielten auch wir die Aufforderung, uns nach Paardeberg zu begeben. Unter englischer Eskorte gingen wir am 21. Februar abends von Jacobsdal ab und begegneten unterwegs bereits den großen englischen Verwundetentransporten, welche auch unser Hospital bis auf das letzte Bett mit Schwerverwundeten füllten. Wagen auf Wagen zog in unendlicher Reihe an uns vorbei; auf figur 65 sieht man dieselben links im Hintergrunde verschwinden, während rechts unsere Ambulanz dem Schlachtfelde entgegenzieht. Im vorderen Wagen sitzt Stabsarzt Matthiolius; neben dem Wagen steht mein schon vielgerühmter Basutopony und wartet geduldig auf seinen photographierenden Herrn. Im Gegensatz zu allen anderen Pferden ist er dick und rund, was er mehr sich selbst als mir zu verdanken hat, denn beim Mahle kennt er keine Rücksicht. Kurz vor Aufnahme dieser Photographie hatte er in einer vollständig demolierten Farm einige Kartoffeln und

etwas Mais auf einem entlegenen Müllhaufen entdeckt; als einige andere Pferde auch Neigung für Kartoffeln und Mais empfanden, nahm er dies persönlich und schlug und biß so lange um sich, bis seine Konkurrenten das Feld räumten. Durch dieses rücksichtslose Mißhandeln und Treten seiner Zeitgenossen hat sich mein Pony als wirkliches „Überpferd“ entpuppt.

Auf unserem Marsche fiel uns auf, wie wenig gesichert die lange Strecke von Jacobsdal bis Paardeberg war. Die Etappen lagen in großen Zwischenräumen, die uns begegnenden, mächtigen Proviantconvois waren nur mangelhaft bedeckt, so daß die Buren mit Leichtigkeit große Transporte hätte aufheben können. Am Mittag des 22. trafen wir bei unerträglicher Hitze am Paardeberg ein. Glücklicherweise begann es im Laufe des Nachmittags zu regnen, doch schlug nun die Temperatur echt afrikanisch sofort ins Gegenteil um, und es wurde bei stundenlang anhaltenden, wahren Wolkenbrüchen empfindlich kalt. Nachdem sich das Unwetter etwas gelegt hatte, benutzten wir die Gelegenheit, um uns zu orientieren. Von einer Kopje aus konnten wir das Schlachtfeld vom 18. Februar gut übersehen, ich habe mehrere Photographien aufgenommen und will an der Hand derselben die Lokalitäten erklären.

Auf Figur 66 sieht man im Hintergrunde die den Modderfluß kennzeichnende Baumreihe. Da, wo auf dem Bilde die Baumreihe hinter der Klipkopje verschwindet, ist ungefähr die Stelle, wo Cronje sein Lager aufgeschlagen hat. Zu beiden Seiten der Bäume haben sich am 18. die Buren zurückgezogen, und die Engländer haben über das freie Feld neben dem Fluß angreifen müssen. Die

Kitchener-  
Kopje ist auf Figur 66 nicht zu sehen, sie liegt hinter dem rechts im Bilde erkennbaren Hügel. Im Vordergrund befindet sich das Lager



Fig. 65.

der zur IX. Division gehörenden Seaforth-Highlander. Das Bild eines Hochländer-Lagers ist überaus malerisch, die Photographie kann die schönen Farbenkontraste nicht wiedergeben. Vorn sitzen zwei Offiziere bei einem etwas primitiven Zelt, man erkennt gut die Khafijacke, den Khafihelm und die Khafischürze, der „Kilt“ hat blaugrüne Farbe, die Bekleidung der Unterschenkel ist von schottischer Buntheit, Knie und Oberschenkel sind nackt. Unter diesen Schotten, namentlich unter den Offizieren, findet man wunderschöne



fig. 66.

Menschen; es ist ein Jammer, solch einen prächtigen, hochgewachsenen, blondhaarigen Jüngling von der feindlichen Kugel hingestreckt auf dem Schlachtfelde liegen zu sehen. Die auf Figur 66 sichtbaren Mannschaften haben am 18. Februar schwere Stunden durchgemacht, die Verluste der Highlanderbrigade waren sehr groß, fast so groß wie am 11. Dezember bei Magersfontein, auch der Generalmajor Hector Macdonald ist verwundet worden, er liegt noch mit einer Wunde am Fuß im Feldlazarett.

Von sämtlichen Kopjes aus wurde während unserer An-

wesenheit am Paardeberg auf das kleine Burenlager gefeuert. In allen Tonarten klang der Donner der Geschütze; in den scharfen, hellen Knall der Schnellfeuerkanonen mischte sich das dumpfe Krachen der Schiffsgeschütze. Mit weithin hörbarem Heulen flogen die großen Sprenggranaten und Lydditebomben durch die Luft und krepitierten mit lautem Knall im Lager. Von der auf figur 66 sichtbaren Kopje aus konnten wir das Lager Cronjes schon mit bloßem Auge gut erkennen. Die Ochsenwagen und Zelte standen sämtlich auf dem nördlichen (im Bilde linken) Flußufer, mit dem Glase sahen wir von Zeit zu Zeit eine Rauchwolke im Lager aufsteigen, wenn eine der großen Granaten krepitierte. Einmal entstand ein großer Brand, der jedoch durch den inzwischen wieder einsetzenden Platzregen gelöscht wurde.

Wir kamen vollständig durchnäßt und frierend zu unseren Wagen zurück. Hier wurde uns bedeutet, wir möchten den folgenden Morgen abwarten, da ein großes Gefecht in Aussicht stände. Ich benutzte die Gelegenheit, um über die Ereignisse der letzten Tage und über die Lage Cronjes Erkundigungen einzuziehen. Die Cernierungslinie war noch nicht ganz geschlossen, nach Ansicht der englischen Offiziere entwichen noch jede Nacht kleinere Burentrupps entlang dem Modderfluß. Cronje hatte wohl mit Sicherheit auf Entsatz gerechnet, sonst hätte er sich hier nicht verschanzt, sondern den Weg nach Bloemfontein fortgesetzt. Er rechnete offenbar auf die in der Nähe befindlichen großen Burenkommandos und wollte den Feind am Paardeberg bis zum Eintreffen der Entsatztruppe beschäftigen. Ein einheitlicher Entsetzungsversuch schien jedoch nicht stattzufinden. Auffallend war, daß die Engländer während unserer Anwesenheit am Paardeberg fortwährend, sobald die Sonne schien, nach der Richtung der Burentruppen mit dem Heliographen signalisierten, vielleicht um falsche Nachrichten über die Lage Cronjes zu verbreiten. Daß es mit letzterem sehr schlecht stehen mußte, darüber konnte nach dem, was wir selbst sahen, und was die englischen Offiziere uns berichteten, kein Zweifel sein. Lord Roberts hatte am 21. Februar eine Bitte Cronjes um einen vierundzwanzigstündigen Waffenstillstand abge schlagen und bedingungslose Übergabe gefordert, dies hatte Cronje

entrüstet abgelehnt. Seine Antwort lautete: „Since you are so unmerciful, as not to accord me the time asked for, nothing remains for me to do. During my life time I will never surrender, if you wish to bombard, fire away. Dixi.“ („Da Sie so unbarmherzig sind, mir die erbetene Zeit nicht zu bewilligen, so kann ich nichts thun. In meinem Leben werde ich mich niemals ergeben; wenn Sie bombardieren wollen, so feuern Sie los.“ Mit dixi ist eine echt holländische Redensart wiedergegeben, die jeder Bur ans Ende einer längeren Rede zu setzen pflegt: *Jf het jeseegt.*)

Sehr interessant war mir die folgende Korrespondenz zwischen Lord Roberts und Cronje, weil sie auf die Gesinnung beider Männer ein Licht wirft. Ich teile sie übersetzt in der Form mit, wie sie später bekannt geworden ist. Am 18. Februar schrieb Lord Roberts an Cronje: „Heute erst habe ich erfahren, daß sich Frauen und Kinder in Ihrem Lager befinden. Wenn dies der Fall ist, bin ich mit Vergnügen bereit, ihnen nach jedem Orte, wohin sie zu gehen wünschen, durch unsere Linien freies Geleit zu gewähren. Bei dieser Gelegenheit spreche ich Ihnen mein Bedauern aus, daß sie während der letzten Kämpfe unserem Feuer ausgesetzt waren, was aus der Thatsache entspringt, daß wir von ihrer Anwesenheit bei Ihrer Truppe keine Kenntnis hatten. Ich habe auch gehört, daß dort Mangel an Ärzten und Arzneien herrscht; sollten Sie deren bedürfen, so wird es mir ein Vergnügen sein, Ihnen sowohl die einen, als auch die anderen zu senden.“

Die Antwort Cronjes ist mir bis auf den heutigen Tag unbegreiflich geblieben. Sie ist bezeichnend für die Halsstarrigkeit des mißtrauischen Burenführers. Er lehnte das freundliche Anerbieten des Lord Roberts betreffs der Frauen und Kinder glatt ab und wollte Ärzte und Arzneien nur unter der Bedingung annehmen, daß die Ärzte das Lager nicht verlassen dürften, ehe es an eine andere Stelle verlegt wäre. Fürchtete er vielleicht, die Ärzte würden Mitteilungen über die Situation im Lager machen? Die Sorge war überflüssig, denn von der Lage der Cronjeschen Armee konnte sich jeder mit eigenen Augen durch ein gutes Fernglas überzeugen. Fürchtete er, daß man den Frauen und Kindern Leids anthun werde,

daß er sie den furchtbaren Gefahren des Hungers, der Krankheit und der Beschießung aussetzte? Lord Roberts antwortete: „Ich habe die Ehre, den Empfang Ihres Briefes vom heutigen Morgen als Antwort auf meinen Antrag zu bestätigen, Ihnen Ärzte und Arzneien zu senden. Mit Rücksicht auf die Bedingungen, welche Sie daran knüpfen, nämlich, daß den Ärzten nicht gestattet sein soll, Ihr Lager zu verlassen, als bis Sie es verändert haben, sehe ich mich im Hinblick darauf, daß ich meine Ärzte auf eine so unbestimmte



Fig. 67.

Zeitdauer nicht entbehren kann, zu meinem Bedauern gezwungen, dieses Anerbieten abzulehnen.“

Am 22. Februar scheint sich Cronje eines Besseren besonnen zu haben, nachdem er gesehen hat, welches Elend die Folge seiner Ablehnung war. Er schreibt an Lord Roberts: „Nach weiterer Überlegung bitte ich dem folgenden Vorschlag zuzustimmen, daß Sie mich mit voller Spitalausrüstung, Medikamenten und Ärzten versehen, woch' letzteren freier Zulaß gewährt werden soll, wogegen ich mich verpflichte, das Spital 1000 Yards westlich meines Lagers zu errichten.“ Lord Roberts antwortete: „Bedaure nicht genügende Spitaleinrichtungen für unsere eigenen Leute zu haben, wird mein erster Antrag nicht angenommen, so kann kein anderer gemacht werden.“

Am 25. Februar fragte Lord Roberts an, wieviel britische Gefangene und Verwundete im Burenlager seien. Cronje entgegnete, im Lager seien zwölf englische Gefangene, darunter vier Verwundete, worauf Lord Roberts folgendes erwiderte: „Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihr Schreiben; wenn Sie unsere Verwundeten und vier Ihrer eigenen Verwundeten aus Ihrem Lager herschicken wollen, so werden sie nach Jacobsdal ins Hospital des Deutschen Roten Kreuzes dirigiert und sofort von dort nach ihrer Herstellung in Freiheit gesetzt.“ Dieser Vorschlag wurde acceptiert, und die Verwundeten gelangten in unser Hospital.

Als ich von dem Ärztemangel im Burenlager hörte, erbot ich mich zu Cronje hinüberzugehen. Mein Vorschlag wurde von englischer Seite nicht direkt abgelehnt, aber es wurde mir sehr abgeraten aus folgenden Gründen: Einmal läge Cronje mehr an einer Spitalausrüstung als an einem einzelnen Arzt, das gehe aus einem seiner Schreiben hervor; zweitens müsse man das Bombardement bei Tag und Nacht fortsetzen, so daß es kaum möglich sein werde, eine irgendwie ersprießliche ärztliche Thätigkeit zu entfalten, drittens seien die Buren schon so nervös geworden, daß sie auf jeden Menschen schossen, der überhaupt in die Nähe des Lagers käme, ich würde also wohl kaum lebend bis ins Lager gelangen, und schließlich könne es ja höchstens noch einige Tage bis zur Übergabe dauern, da ein Entrinnen unmöglich sei. In Anbetracht dieser Sachlage stellte sich Herr Stabsarzt Matthiolius auf den Standpunkt des Chefarztes und gab mir die Erlaubnis nicht. Ich bin ihm heute dafür sehr dankbar, denn sonst wäre ich jetzt nicht mehr am Leben. Die Verhältnisse sind, wie mir die Verwundeten später erzählt haben, in der That während der Beschiesung derartige gewesen, daß eine Thätigkeit als Arzt gleichbedeutend mit Tod gewesen wäre. (Vgl. die Schilderung des Lagers nach der Übergabe.) Außerdem habe ich in der Folgezeit den Verwundeten Cronjes vielleicht mehr nützen können, als es mir im Lager zur Zeit des Bombardements möglich gewesen wäre.

Die Nacht vom 22. auf den 23. gehört zu den genußreichsten, welche ich in Südafrika erlebt habe. Es regnete nach einer kurzen Unterbrechung wieder in Strömen (meiner schon geäußerten Ansicht



fig. 67 a.

nach wohl infolge der Lufterschütterung durch das Bombardement). Im Freien zu schlafen, war also unmöglich, Matthiolius und ich mußten in den ziemlich schmalen Ambulanzwagen hineinkriechen. Zu uns gesellte sich noch ein kleiner Fortterrier, Namens „Dandy“ der sich uns in Jacobsdal angeschlossen hatte und alle größeren Gefechtsexpeditionen mitzumachen pflegte. Nun sind Matthiolius und ich nicht gerade schlank, was zur Folge hatte, daß wir sofort nach dem Einschlafen mit den verschiedensten Körperteilen in Kollision gerieten. Anfangs reagierte Matthiolius nur mit ungnädigem Brummen, als das Karambolieren aber kein Ende nahm, fuhr er plötzlich auf, faßte den Terrier beim Wickel und expedierte ihn an die Luft, wobei sich sein Grimm in einigen für einen Terrier von Stand wenig schmeichelhaften Betitelungen Luft machte. Ich lag auf der Seite, schnarchte aus Furcht vor Entdeckung meiner Unthaten und amüsierte mich im stillen. Als mein Partner wieder eingeschlafen war, nahm ich den unschuldigen kleinen Sündenbock, der ganz frumm vor Kälte und Nässe am Wagen stand, still wieder hinein und benutzte ihn zur Entschädigung als Kopfkissen, wofür er sich durch Abgabe einiger Krabbeltiere revanchierte.

Kaum waren wir nach diesem Intermezzo eingeschlafen, so fuhren wir wie vom Donner gerührt beide in die Höhe und blickten

uns an wie Onkel und Tante in der „Frommen Helene“. Die Engländer hatten ihre Geschütze bei einbrechender Dunkelheit auf das Cronjesche Lager gerichtet und rissen sie jetzt auf irgend ein Signal hin alle auf einmal ab. Von der Detonation zitterte förmlich der Boden, ein unheimliches Heulen erfüllte die Luft und gleich darauf kreppten prasselnd die zahlreichen Geschosse im Lager der Buren, die sich vielleicht unter dem Schutze der Nacht aus ihren Schanzen hervorgewagt hatten. Das Manöver wiederholte sich noch dreimal, der Anblick der explodierenden Geschosse war in der Dunkelheit für den Unbeteiligten ebenso schön, wie er für die armen Menschen drunten im Lager schrecklich gewesen sein mag. Als wir eben wieder einen schüchternen Versuch zum Einschlafen gemacht hatten, wurden wir durch ein eigentümlich knirschendes Geräusch geweckt. Dies Geräusch war zuerst nur am hinteren Teile des Wagens hörbar gewesen, jetzt ertönte es auch zu beiden Seiten. Plötzlich wird es durch einen niederträchtigen, aus der Tiefe einer gekränkten Pferdeseele kommenden quietschenden Ton unterbrochen, welchem einige unseren Wagen erschütternde Schläge und ein ängstliches Getrappel folgen. Den Ton kenne ich, das ist mein Pony, wenn er etwas für sich allein haben will. Ich springe aus dem Wagen und richtig, da steht er. Mit dem sanftesten Gesicht der Welt frisst er einen alten Sack und im Hintergrunde verschwinden einige gekränkte Maulesel. Die armen Tiere hatten gar nichts zu fressen bekommen; insolgedessen hatten sie verschiedene Wagen angenagt und mein Pony als Feinschmecker hatte einen alten Sack erobert, von dem er nun anderen nichts abgeben wollte.

Man zeihe uns nicht der schlechten Fürsorge für unsere Tiere. Wir hatten selbst nichts zu essen und mit uns litt kein Mensch an Überfluß. Wir haben während 80 Stunden nicht einen warmen Bissen in den Magen bekommen, sondern ausschließlich von Corned-beef und Schiffszwieback in homöopathischer Dosis gelebt. Am dritten Tage schenkten uns die Engländer ein Stück rohes Rindfleisch; wir schnitten es in Stücke, warfen es in das aus Kuhmist angemachte Feuer und verschlangen es, als es oberflächlich angebrannt war. Es hat mir besser geschmeckt, als der für den Magen absolut ver-

derbliche 25. Puterbraten einer Winter-Diner-Saison. Wenn allerdings eine meiner Tischnachbarinnen mich damals erblickt hätte, wie ich seit drei Tagen nicht gewaschen und nicht aus den durchnästen Kleidern gekommen, einem wilden Tiere gleich das rohe Fleisch mit den Fingern zerrissen habe, sie würde mich nie mehr angesehen haben und ich hätte nicht protestieren dürfen. Ich fürchte, die Kultur wird lange an mir herumlecken müssen, bis ich wieder weiß werde. Die Engländer waren während unserer Anwesenheit am Paardeberg ebenfalls sehr knapp mit dem Futter; die einmalige Fortnahme des englischen Armeetrains am 15. Februar hatte zur Folge gehabt, daß sämtliche Truppen für mehrere Tage auf halbe Rationen gesetzt werden mußten. Ich glaube, daß Lord Roberts sich am Paardeberg nicht wird halten können, wenn die Buren noch einmal die Con-vois überfallen.

Am Morgen des  
uns das Aufstehen

25. Februar wurde  
nicht schwer, da das



fig. 68.

Dach unseres Ambulanzwagens gegen Morgen den andauernden Regengüssen nicht mehr zu widerstehen vermochte. Ungewaschen und ungefrühstückt warteten wir der Dinge, die da kommen sollten. Gegen sechs Uhr morgens begann das Gefecht mit einigen Kanonenschüssen, dann hörten wir zeitweis Kleingewehrfeuer und das Rasseln der Maxims. Das Infanteriefeuer war sehr unregelmäßig, auf vereinzelte Schüsse folgte plötzlich ein sehr lebhaftes Schützenfeuer, welches bald wieder aufhörte. Im ganzen dauerte das Gefecht etwa eine Stunde, dann hörten wir nur mehr das regelmäßige



Fig. 69. Lord Roberts.

Bombardement der das Cronjesche Lager beschießenden englischen Geschütze. Wie wir später erfuhren, hatte es sich bei dem Gefecht um einen äußerst kühnen Entsetzungs- oder Rekognoscierungsversuch eines von Norden kommenden ca. 500 Mann starken Burenkommandos gehandelt. Die Buren durchritten rücksichtslos die englischen Linien und drangen bis in die Mitte des Cronjeschen Lagers vor. Sie wurden von Artillerie und Infanterie beschossen, ritten jedoch weiter bis an eine Kopje, welche das Lager beherrschte. Die Kopje war besetzt, aber trotz des heftigen Feuers, welches sie erhielten, ritt die kleine Heldenschar gegen eine zweite Kopje und wurden auch von dieser aus beschossen. Jetzt begann auf die 500 Mann eine förmliche Hetzjagd, an der sich auch Kavallerie beteiligte. Die Buren entkamen jedoch unter Mitnahme ihrer Verwundeten; 18 Tote ließen sie zurück, nur 60 Mann wurden umzingelt und gefangen. Während des Gefechts wurde der Fesselballon der Engländer, der den Namen „Duchess of Connaught“ in großen Lettern trägt, nach vorn geführt; auf Figur 68 sieht man ihn auf einem Ochsenwagen befestigt zur Abfahrt bereit. Der dachförmige Berg im Hintergrund des Bildes ist der Paardeberg, die Baumreihe bezeichnet den Modderfluß, an welchem hier das Hauptquartier sein Lager aufgeschlagen hat.

Da uns geraten wurde, noch zu warten, so besichtigten wir die am Flußufer gelegenen Feldlazarette. Die meisten Verwundeten vom 18. Februar waren bereits in der Richtung Jacobsdal evakuiert, es befanden sich nur noch sehr schwer Verletzte oder Kranke und die Verwundeten aus den kleinen täglichen Scharmützeln in den Lazaretten. Die englischen Feldlazarette am Paardeberg bestanden nur aus runden Zelten, Baracken waren nicht im Gebrauch. Da die Verwundeten meist auf dem Erdboden liegen mußten, so war ihr Los bei den Regengüssen der letzten Tage kein beneidenswertes. Auf eine derartige Zahl von Verwundeten, wie sie der 18. Februar gebracht hatte, war man offenbar nicht vorbereitet gewesen, und deshalb hatte man nun alle irgend verfügbaren Ambulanzen heran-

gezogen. Der P. M. O. (Principal-Medical-Offizier) wollte auch uns, bezw. unsere Wagen zunächst festhalten, gab uns jedoch auf persönliche Fürsprache des Feldmarschall Lord Roberts sofort frei. Die Sterblichkeit in den Feldlazaretten war offenbar eine ziemlich große, ich wohnte am Vormittag des 25. fünf Begräbnissen bei (Fig. 67). Bei einem der Begräbnisse bat mich der englische Feldprediger zu folgen, um einem Arzt die letzte Ehre zu erweisen. Es waren in der Schlacht am 18. Februar zwei Ärzte gefallen, und ein dritter war schwer verwundet worden; er wurde eben mit zwei Offizieren zusammen zur Ruhe gebettet. Das Trauergeselle war klein, außer den beiden Feldpredigern und mir waren nur die Träger der Bahren anwesend. Jedoch am Grabe stand eine kleine Gruppe, die ich nie vergessen werde; von zwei Kameraden gestützt, hielt sich nur mühsam ein totenbleicher, schwer verwundeter Unteroffizier aufrecht, der bitterlich weinte. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, seinen Hauptmann auf dem letzten Gange zu begleiten, und sollte es sein Leben kosten.

Während ich bei einem anderen Grabe stand, in welchem die Seaforth-Highlander zwei ihrer Toten begruben, ritt Lord Roberts mit seinem Stabe vorbei (Fig. 69 u. 70). Als er mich erkannte, bog er etwas vom Wege ab, winkte mir und reichte mir die Hand.

Der Regen hörte auch am 25. Februar nicht auf. War der Geruch auf dem Schlachtfelde schon vorher höchst unangenehm gewesen, so wurde er während der Regengüsse unerträglich. Die Gräber konnten in dem durchweg felsigen Boden nur sehr oberflächlich angelegt werden, und infolgedessen waren die Ausdünstungen namentlich der Massengräber geradezu furchtbar. Die Leichen der Pferde, Ochsen und Maulesel waren zum großen Teil begraben worden, doch fielen immer neue Tiere, die in kürzester Zeit in Verwesung übergingen und zahlreiche Tierleichen kamen von Cronjes Lager her den Modderfluß heruntergeschwommen. Die Engländer beschäftigten dauernd einige unter dem Kommando von Unter-



Fig. 70.

offizieren stehende Trupps Kaffern, welche die im Fluß schwimmenden Kadaver zu beerdigen hatten. Wurde eine Tierleiche entdeckt, so schwammen zwei Kaffern zu ihr hin und legten eine Schlinge um den Hals des Kadavers, dann wurde derselbe an den steilen Ufern in die Höhe gezogen und an Ort und Stelle eingegraben. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln und trotz sorgfältigen Filtrierens des Modderflußwassers, auf welches die Engländer angewiesen sind und welches auch wir trinken mußten, ist die Zahl der Erkrankungen bereits eine große. Wie wird es erst bei Cronje stehen?

Am schlimmsten sah es auf dem nördlichen Flußufer aus. Hier hatten die Buren während des Gefechts am 18. Februar in aller Eile ihre Toten beerdigt; durch die Regengüsse der letzten Tage waren die oberflächlich bedeckten, bereits verwesten Leichen wieder freigewaschen worden, ein Anblick, mit dessen Schilderung ich den Leser verschonen will. Selbst ich abgehärteter Mann habe ihn nicht ertragen können, und bin schauernd fortgegangen. Wie mancher dieser entsetzlich entstellten Menschen hat vielleicht vor kurzem noch frisch und gesund mit mir in Jacobsdal geplaudert.

Am Abend des 25. sind wir mit einer Anzahl Schwerverwundeter nach unserem Hospital aufgebrochen und haben unter strömendem Regen die lange Strecke zurückgelegt. Die Wege waren unergründlich geworden, zwei Pferde brachen unterwegs zusammen und mußten ihrem Schicksal überlassen werden. Während der Nacht fanden wir in einer zerstörten Farm notdürftige Unterkunft; das einzige Lagerfeuer teilten wir mit den Resten eines Kavallerieregiments, welches in den Schlachten der letzten Wochen den größten Teil seiner Pferde und einen großen Teil seiner Mannschaften verloren hatte und jetzt zurückgeschickt wurde. Noch in der Nacht, beim matten Schein des von Regenwolken verhüllten Mondes ging es weiter; schattenhaft tauchten rechts und links Patrouillen neben uns auf, von Zeit zu Zeit erscholl der Ruf einer Feldwache. Auf der durchnäßten Straße lag Tierleiche an Tierleiche, in dem Halbdunkel bemerkten wir sie oft erst an dem unruhigen Schnauben unserer Pferde; dann erhob sich wohl dicht vor uns ein Geier von der Leiche, im fahlen Lichte der beginnenden Dämmerung erschien er riesengroß, und unsere Tiere

prallten entsetzt zurück. Manches Pferd lag mitten im Wege, tief in dem Schlamm der durchweichten Straße versunken, mühsam hob es noch einmal den Kopf, dann ließ es ihn todesmatt für immer zur Erde sinken. Neben dem sterbenden Tiere saßen wie Todeswächter ruhig die Geier und warteten das Ende ab.

Jetzt bin ich wieder in Jacobsdal und schreibe traurigen Sinnes nieder, was ich gesehen habe. Man möchte oft ein Kind sein und sich alles Schwere vom Herzen weinen, um es leichter zu tragen. Furchtbar ist die Verantwortung derjenigen, die einen Krieg heraufbeschwören; nur einmal sollten sie mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Nerven fühlen, was sie angerichtet haben; um ihre Ruhe wäre es geschehen.

Jacobsdal, den 28. Februar 1900.

Gestern war Amajubatabag, gestern hat Cronje sich ergeben müssen. Gerade an diesem Tage haben die Engländer die Entscheidung herbeigeführt, welche Cronje noch unter allen Umständen hinausziehen wollte. Hector Macdonald, der Schottengeneral, welcher vor neunzehn Jahren auf dem Majubaberg dem Tode entgangen ist, hat trotz seiner frischen Wunden am meisten darauf gedrungen, gerade am Tage der damaligen Demütigung Rache zu nehmen.

In den ersten Morgenstunden des 27. Februar hat Lord Roberts, nachdem die Cernierung in den letzten Tagen vollendet worden war, auf dem nördlichen Ufer des Modderflusses den Angriff begonnen. Drei Kompanien Canadier rückten unter dem Schutz der Dunkelheit bis in die nächste Nähe des Burenlagers vor. Als sie bis auf 150 Meter herangekommen waren, erhielten sie lebhaftes Feuer und mußten sich niederwerfen. Nun erhob sich im Dunkel der Nacht ein heftiges Gefecht, bei welchem aus nächster Nähe geschossen wurde und nur das Aufblitzen der Gewehre als Zielpunkt diente. Inzwischen hatte eine Kompanie Pioniere, dicht hinter der englischen Schützenlinie, einen Graben aufgeworfen, und in diesen zogen sich die Canadier bis zum Tagesanbruch zurück. Als es hell wurde, rückten

große Truppenmassen zur Unterstützung herbei. Die Buren jedoch waren müde geworden und ließen es nicht mehr zum Kampfe kommen. Sie streckten die Waffen, schwenkten ihre weißen Tücher, und so blieb Cronje nichts übrig, als sich zu ergeben. Seine Autorität war gebrochen. General Pretzman wurde ins Burenlager entsandt und geleitete Cronje zu Lord Roberts. Der Feldmarschall empfing den Burenführer mit großer Ehrerbietung, und sprach ihm seine volle Anerkennung für seine Tapferkeit aus. Sodann erfolgte die formelle Übergabe. Wie wir hören, haben sich 3700 Buren mit 6 Geschützen ergeben. Die Gefangenen sollen über Modderiversion nach Kapstadt gehen, sie sollen Jacobsdal nicht berühren, sondern von Klipdrift aus direkt zur Bahn befördert werden. Cronje, dem seine Frau in die Gefangenschaft folgte, hat von Lord Roberts eine Ehrenwache erhalten. Zu unserem großen Bedauern erfahren wir, daß unsere alten Freunde von der Freistaat-Artillerie, Major Albrecht, v. Heister, v. Dewitz und der tapfere Augenstein, zwar am Leben sind, aber sämtlich in die Gefangenschaft gehen.

Wenn ich von meinem Laienstandpunkt aus die Ereignisse am Paardeberg beurteilen soll, so kann ich in der Gefangennahme der Cronjeschen Armee keine große Heldenthat der Engländer erblicken. Die Übermacht war auf englischer Seite am 19. Februar bereits eine siebenfache, die Überlegenheit der Geschütze eine zwölffache. Da den Buren am 20. Februar die Munition für die Kruppgeschütze ausging, so war die artilleristische Überlegenheit der Engländer am 21. bereits eine 36fache und am 22. Februar eine 45fache.\*) Dazu kommt, daß die Kruppgeschütze der Buren noch mit rauchstarkem Pulver schossen, so daß sie zur Zeit, als sie noch Munition hatten, den englischen Geschützen vorzügliche Ziele boten und dadurch schon an und für sich unterlegen waren. Schließlich haben mehr als 100 Geschütze, darunter sieben schwere Schiffskanonen und vier schwere Belagerungshaubitzen, auf das kleine Häuflein Buren ganze Tonnen voll Eisen geworfen; es ist ein Wunder, daß nur 70 getötet und 200 verwundet worden sind.

\*) Siehe das Werk des österreichischen Generalstabshauptmanns Wójcick.

So wenig sympathisch mir das Verhalten Cronjes in den Tagen vom 10.—15. Februar gewesen ist, so sehr bewundere ich die spätere Haltung seiner Armee. Cronje hat ja ohne alle Frage durch seine Indolenz während der Monate Dezember bis Januar und durch die Halsstarrigkeit, mit welcher er bei Magersfontein geblieben ist, die ganze Katastrophe herbeigeführt. Umsonst ist es anzuerkennen, daß seine Leute so heldenmütig gekämpft haben. Ich verweise auf die Schilderung der Gefechte bei Klipdrift am 16. und Paardeberg am 18. Februar. Daß die Disziplin bei den furchtbaren Zuständen im Lager schließlich gelitten hat, und daß kleinere und größere



fig. 71.

Burentrupps ihr Heil  
in der Flucht gesucht

haben, erscheint mir bei einem undisziplinierten Heere, welches plötzlich das frühere große Vertrauen zu seinem Führer verliert, entschuldbar.

Fehler sind, soweit ich es beurteilen kann, auch in der Zeit vom 15.—27. Februar auf beiden Seiten gemacht worden. Cronje hat sich bei Paardeberg festgesetzt, in der sicheren Erwartung, daß die Entsatzarmee rechtzeitig vorgehen werde, das ist nicht geschehen, angeblich infolge falscher heliographischer Nachrichten. Ferner verstehe ich nicht, warum die Buren nach dem gelungenen Coup bei Waterval nicht öfter versucht haben, englische Proviantkolonnen abzuschneiden. Nach allem was ich am Paardeberg gesehen habe, wäre dann die englische Armee in die größten Schwierigkeiten geraten. Auf englischer Seite scheinen mir auch Fehler gemacht worden zu sein. Ob Lord Kitchener, wie vielfach behauptet worden ist, am 18. Februar mit

den erschöpften und nicht genügend zahlreichen Truppen nicht hätte angreifen sollen, erscheint mir zweifelhaft, vielleicht wäre ohne die Schlacht am 18. Cronjes Armee nicht aufgehalten worden. Später hätte man allerdings nicht in den Fehler zu großer Unthätigkeit verfallen dürfen, denn die Möglichkeit eines einheitlichen Vorgehens der burischen Entsatzarmee und vor allem die Gefahr, daß die mangelhaft gedeckten Proviantkolonnen abgeschnitten würden, lag doch sehr nahe.

Auffallend ist mir übrigens, wie wenig sich unsere verwundeten Buren aus dem schweren Schicksalschlag am Paardeberg machen, sie sind vergnügt und lustig wie immer, nur einzelne ältere Freistaater leiden  
offenbar sehr



fig. 72.

unter den Ereignissen der letzten Woche. Die Burenfrauen und Mädchen nehmen die Sache viel schwerer, sie gehen mit verweinten Augen herum, und die Engländer in Jacobsdal würden sich offenbar nicht geschmeichelt fühlen, wenn die Damen laut denken würden. Ich behalte mit meiner Verehrung für das weibliche Geschlecht doch immer Recht.

Jacobsdal, den 1. März 1900.

Heute morgen haben wir einen jungen englischen Offizier am Typhus verloren, am Abend wurde er bestattet; die Leiche hat man in eine englische Fahne eingenäht und auf ein Geschütz gehoben, ein feierlicher Trauerzug begleitete sie zur letzten Ruhestätte (Fig. 71 und 72). Einige andere englische Offiziere befinden sich auf dem Wege der Besserung, so der durch die Brust geschossene Colonel

Macdonell, der am Oberschenkel verwundete Major Hatchel und der ebenfalls durch die Brust geschossene Dragonerleutnant Dixon-Johnson. Colonel Henry hat uns bereits verlassen, wir haben ihn am 25. am Paardeberg wiedergesehen, wo er mit verbundenem Gesicht am Gefecht teilnahm.

Jacobsdal, den 5. März 1900.

Jetzt befinden sich auch die letzten verwundeten Buren aus Cronjes Lager im Hospital; gestern waren wir zum letztenmal in Paardeberg und aufgeschlagenen Feld-Ärzte Dr. Carter, Dyer und Pirrow abgeholt.

Das Cronje-  
auffuchten, ein Bild  
Sämtliche Geschütze,  
aus Hunderten von

ische Lager bot, als wir es  
traurigster Verwüstung (Fig. 74).  
Munitionswagen und der riesige  
Ochsenwagen bestehende Troß



hatte sich auf

Flußufer befunden,

Granatfeuer am schrecklichsten gehaust. Es war buchstäblich kein heiles Stück mehr zu finden. Die meisten Ochsenwagen waren verbrannt, die noch erhaltenen waren alle von mehreren Geschossen getroffen; manche lagen mit abgebrochenen Rädern auf der Seite und waren wie Siebe von Shrapnellkugeln durchlöchert. Explodierte Munitionswagen hatten in ihrer Umgebung noch größere Zerstörungen an-

Fig. 75.

dem nördlichen

hier hatte auch das

gerichtet, auf dem Platze des verbrannten Telegraphenwagens fanden wir die elektrischen Batterien und große Rollen Telegraphendrahtes von der Hitze geschmolzen. Die Geschütze hatte Albrecht offenbar so gut gedeckt, daß sie dem Feuer entgangen waren, nur eine zerschossene Proze fanden wir, und neben derselben lag Pferd an Pferd die getötete Bespannung. Eine auf dem nördlichen Flußufer gelegene Farm hatte sich im Bereich der Beschießung befunden (Fig. 76). Die vordere Wand des Hauses fehlte fast ganz, durch das gähnende Loch konnte



Fig. 74.

man in das ausgebrannte Innere hineinschauen, kein einziger Raum des ganzen Gebäudes war von den Geschossen verschont geblieben. Welche Mengen von Eisen auf den kleinen Raum geworfen worden waren, ergab sich daraus, daß wir an einer Stelle auf einem Quadratmeter nicht weniger als sechs englische Artilleriegeschosse fanden. Auf dem Boden verstreut lagen Kisten und Koffer, die meisten durchschossen, die übrigen aufgebrochen. Die Papiere des Cronjeschen und Albrechtschen Sekretariates waren durch das ganze Lager verstreut, ihre Schrift war von den Regengüssen abgewaschen. An einer Stelle fanden wir ein wahres Autodasé von Gewehren; offen-

bar hatten hier die Buren, als sie das Ende kommen sahen, einen Teil ihrer Waffen verbrannt; zwischen all den Werkzeugen des Krieges lagen, nur schwer noch zu erkennen, die Überreste einer geschmolzenen deutschen Bierflasche. Alles hatten die Buren mitgeschleppt, was sich während zweier Monate in den Scholtzneker Schanzen angehäuft hatte, selbst Granatsplitter aus der Schlacht von Magersfontein, mit Draht zusammengebunden, hatten den Ballast vermehren helfen. Welch ein



fig. 75.

Unterschied gegen damals! Die stolzen Sieger von Magersfontein, jetzt waren sie in Jammer und Not englische Gefangene geworden und zogen eskortiert von den damaligen Besiegten dem fremden Meere zu.

Am traurigsten war das Bild im flusse selbst. In ihrer Todesangst hatten sich die dem Granatfeuer schutzlos preisgegebenen Tiere in das Flußbett hinuntergeflüchtet und auch jetzt noch suchten hinkende, verwundete Pferde in dem Wasser Kühlung. Reihenweis waren die armen Tiere von den einschlagenden englischen Geschossen

niedergemäht worden. Obwohl die meisten in den Fluß fielen und fortgeschwemmt wurden, war doch jetzt noch das ganze Ufer mit Leichen von Pferden, Mauleseln und Ochsen bedeckt. An einzelnen feichteren Stellen des Flusses ragten die aufgehäuften Kadaver über die Oberfläche hervor.

Etwas weiter abwärts hatte Cronje eine Art Notbrücke über den Modderfluß gebaut (Fig. 75), sie hatte, wie mir gesagt wurde, die einzige Verbindung zwischen den auf beiden Ufern liegenden Burenkommandos gebildet, da der Fluß infolge der Regengüsse sehr stark angeschwollen und die Drift unpassierbar geworden war. Die Brücke bestand aus einigen über den Fluß gespannten Ketten und Holzleitern. Es war ein Kunststück, hinüberzukommen, ohne in den

angeschwollenen und reißenden Fluß zu fallen und ich war froh, als ich mit meinem photographischen Apparat auf dem Rücken, einigen Granatsplintern in der Tasche und zwei verbrannten Gewehren in den Händen

das andere Ufer wieder erreicht hatte.

Wirklich großartig waren die Verschanzungen, welche die Buren

in den steilen Böschungen zu beiden Seiten des Flusses angelegt hatten. Das waren keine Schanzen mehr, sondern förmliche unterirdische Städte. Sieben bis acht Fuß tiefe Gräben waren durch unterirdische Gänge miteinander verbunden, in den Wänden waren tiefe Löcher zum Aufbewahren des zum Leben Nötigsten angebracht; die Eingänge zu wahren Höhlenwohnungen hatte man durch vorzügliche Deckungen aus Sandsäcken und Baumstämmen geschützt. Nur so ist es verständlich, daß die Buren während dieser furchtbaren Tage nicht einmal acht Prozent ihrer Streitkräfte verloren haben und daß weder Frauen noch Kinder verwundet worden sind. Die Unsitte, Angehörige in die Lager mitzunehmen, hat sich schwer gerächt; das Klagen der in Todesgefahr befindlichen Lieben hat gewiß dazu bei-



Fig. 76.

getragen, die Disziplin der Buren zu untergraben und ihre Thatkraft zu lähmen. Ich bewundere nur eins, wie die Buren während der Tag und Nacht anhaltenden Beschießung es fertig gebracht haben, derartig vollkommene Verschanzungen anzulegen. Was sie ausgestanden haben müssen in diesem engen Raume, in fortwährender Lebensgefahr, gequält von Hunger und Durst, in dem Pestgestank der Hunderte von Tierleichen, unter dem Jammern der Verwundeten, der Frauen und Kinder, davon kann man sich nur einen Begriff



Fig. 77.

machen, wenn man die Verwüstungen durch das englische Geschützfeuer an Ort und Stelle gesehen hat.

Der Mangel an Ärzten hat sich sehr schwer fühlbar gemacht; um so weniger ist es zu verstehen, warum Cronje das Anerbieten des Lord Roberts abgelehnt hat. Die Verwundeten haben auf bloßer Erde gelegen, ein Teil nicht einmal in den Schanzen, sondern bei strömendem Regen unter dem Weidendickicht des Flussufers. Ihre Wunden waren unversorgt, Tabaksblätter war das einzige, was sie zur Bedeckung hatten; allgemeine Pflege fehlte natürlich vollkommen,

da jeder einzelne genug mit sich selbst zu thun hatte und viel zu elend war, um nach Verwundeten und Sterbenden zu sehen. Mancher, welcher am 18. Februar einen Schuß in den Kopf erhalten und mehrere Tage bewußtlos ohne Hilfe gelegen hatte, erwachte mit Wunden durch Granatsplitter und Schrapnellkugeln, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, wann und wie er sie erhalten hatte. Während in unserem Hospital die Sterblichkeit nach den Gefechten bei Jacobsdal, Klipdrift und Paardeberg eine sehr geringe gewesen ist, haben wir jetzt unter den Verwundeten aus dem Lager Cronjes Todesfall über Todesfall zu verzeichnen. Alle Wunden sind infiziert, die Patienten sterben an Blutvergiftung und Wundstarrkrampf, und wir haben zu unserem Schmerz sogar Amputationen machen müssen, die wir bisher vollständig vermieden hatten.

Auf dem Rückwege von der Stätte der Cronjeschen Katastrophe trafen wir Tausende und Tausende von Nasgeiern, welche ungestört vor unseren Augen die Kadaver zerrissen und uns bis auf einige Schritte herankommen ließen. Es war ein widerlicher Anblick, die großen Vögel in den Tierleichen herumwühlen und gierig große Stücke Fleisch und ganze Eingeweide hinunterschlingen zu sehen. Mancher Kadaver war von den Vögeln so vollständig bedeckt, daß man nur ein Gewühl flügelschlagender, schreiender und um die Bissen kämpfender Vogelleiber erkannte (Fig. 77).

Wir hatten gehofft, noch vor Einbruch der Nacht in Jacobsdal zu sein. Die Wege waren jedoch so aufgeweicht und ausgefahren, daß wir nur mit größter Mühe vorwärts kamen. Um das Maß voll zu machen, zog gegen Abend ein schweres, echt afrikanisches Gewitter auf. Der ganze Himmel war ein Feuermeer, der Regen floß in Strömen, und als nun gar taubeneigroße Hagelstücke fielen, war es mit der Ruhe unserer Pferde vorbei. Sie standen wie angewurzelt und waren nur dadurch vorwärts zu bringen, daß wir sie am Zügel und nach vorn zogen. So gelangten wir in stockfinsterner, nur von grellen Blitzen erleuchteter Nacht glücklich bis an die englischen Vorposten an der Klipdriftfarm und wurden zu den Offizieren geleitet. Diese nahmen sich unserer in liebenswürdiger Weise an, ließen unsere Pferde versorgen und bereiteten uns, obwohl es

schon Schlafenszeit war, ein vorzügliches Abendessen. Die drei anwesenden Offiziere vom North-Stafford-Regiment sprachen sämtlich deutsch, und wir unterhielten uns in angenehmster Weise, bis das Unwetter sich ausgetobt hatte. Gegen zehn Uhr machten wir uns wieder auf den Weg, mußten jedoch den Versuch, vorwärts zu kommen, sehr bald aufgeben, da das Gewitter von neuem heraufzog. Unsere Pferde scheuten bei jedem Blitz und verweigerten schließlich vollkommen den Gehorsam. Wir mußten umkehren und unsere freundlichen Gastgeber, welche bereits fest schliefen, wieder heraustrommeln. In zuvorkommendster Weise wurden nun in dem engen Raume, der kaum für die Offiziere Platz bot, zwei weitere Lager zurecht gemacht, und so schliefen wir bis zum Morgengrauen. Das Wetter hatte sich inzwischen aufgehellt, und wir konnten ohne Mühe und Gefahr die Reise nach Jacobsdal fortsetzen. Sehr hübsch war in der Morgenbeleuchtung das Lagerbild an der Klipdrift, welches durch die ungewohnt bunten Uniformen der mit Pferdetransporten zur Front ziehenden indischen Reiter besonders belebt wurde (fig. 78).

Jacobsdal, den 4. März 1900.

Wir haben schweren Herzens einen Mord begehen müssen. Vorgestern wurde wegen Fleischmangels das Todesurteil über unser Schwein gesprochen, und gestern abend hat es der Oberpfleger Eckert mit einem Stoß mitten ins Herz vom Leben zum Tode befördert, so schnell, daß es nicht einmal Zeit hatte, seiner Klage über den schänden Undank der Menschen Ausdruck zu geben. Denn undankbar sind wir gewesen. Wie nützlich hat sich das Borstentier durch Vertilgung sämtlicher Küchenabfälle gemacht, und wie viel Vergnügen hat es uns bereitet durch die täglich zunehmende Rundung seines Leibes und das freundliche Grrunzen, mit dem es uns bei seinen Spaziergängen begrüßte. Ich bin für meinen Undank hart genug bestraft, denn das Schwein hat in meinem Inneren keine Ruhe gefunden, sondern hat mich auf dem Wege, den es gekommen war, wieder verlassen. Das ist bei mir bereits der Weg alles Fleisches geworden.

Unser Schwein hat — ach nein, hatte eine große Vergangenheit. Seine Wiege stand in Westgriqualand am Koedoesberg, und unter dem Donner der Geschütze ging es in unseren Besitz über. Der englische Farmer am Koedoesberg besaß am Tage der Schlacht noch eine Menge Hühner, ferner ein mittelgroßes und ein ganz kleines Schwein. Wir kauften einige Hühner und das Mittelschwein, die Kaffern fanden aber den Preis so hoch, daß auch das kleine Schwein mit in den Sack lief. Dieses kleine Schwein ist gerade so groß, wie



Fig. 78.

der schon erwähnte Forterrier „Dandy“, beide sind intim befreundet, und wir haben auf Grund der schlechten Erfahrungen mit dem größeren Schwein beschlossen, diesen Freundschaftsbund nicht durch einen grausen Messerstoß zu stören.

Jacobsdal, den 5. März 1900.

Lang genug haben wir uns in dem verseuchten Ort gehalten, jetzt hat der Typhus auch unter unserem Personal das erste Opfer gefordert; Pfleger Ackermann ist schwer erkrankt.

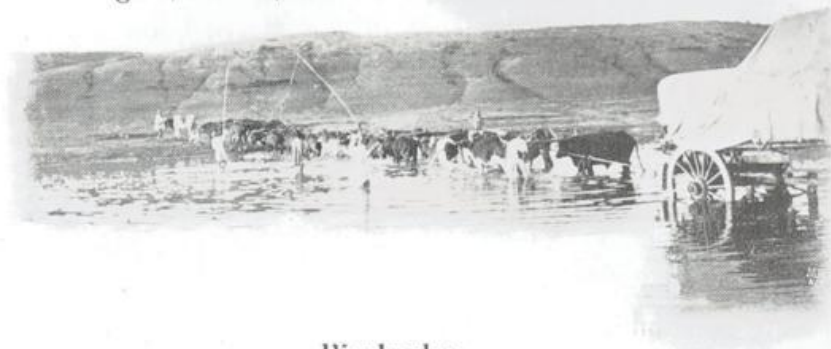
Wir haben alle Hände voll zu thun. Das Hospital ist überfüllt, doch haben die Engländer bisher Rücksicht genommen und uns die Burenverwundeten nicht fortgeführt. Ich hatte bei der Eroberung Jacobsdals um diese Gefälligkeit gebeten, da wir im anderen Falle

genötigt seien, Jacobsdal zu verlassen. Jetzt läßt es sich nicht mehr durchführen, die Leichtverwundeten und fast Geheilten müssen den Schwerverwundeten Platz machen und nach Kapstadt gehen. Da Jacobsdal als Durchgangstation aufgegeben wird und weder englische noch Burenverwundete mehr hierher gelangen werden, so ist unsere Thätigkeit hier in absehbarer Zeit beendet.

Bei der großen Menge von Verwundeten, welche während der letzten Wochen in unserem Hospital behandelt oder in Jacobsdal verbunden worden sind, haben wir wohl alle Arten von Verwundungen gesehen, welche überhaupt vorkommen können. Das meiste Interesse haben die durch moderne Kleinkalibrige Mantelgeschosse hervorgerufenen Wunden. Es hat sich herausgestellt, daß dieselben gegen Erwarten viel günstiger verlaufen, als die von den früheren Bleigeschossen verursachten Verletzungen, welche ich im griechisch-türkischen Kriege zu studieren Gelegenheit hatte. Die Zahl der sofort tödlichen Verwundungen ist allerdings bei den Kleinkalibergeschossen eine ziemlich große, doch hängt dies auch viel von der Fectweise ab. Meist wird lange aus gedeckten Stellungen geschossen, und insolgedessen sind Kopfschüsse sehr häufig; die Buren schießen außerdem so vorzüglich, daß sie in geringeren Entfernungen den angreifenden Gegner häufig durch einen Schuß in den Kopf unschädlich machen. Auffallend günstig verlaufen bei den modernen Geschossen die Lungenschüsse, und auch die Bauchschüsse geben sehr viel bessere Resultate als früher. Der Knochen wird von einem Kleinkalibergeschosß stärker zerschmettert als von einer Bleifugel, die begleitenden Weichteilwunden sind jedoch weniger ausgedehnt, und insolgedessen kommen weniger leicht Infektionen zu stande. Bei den günstigen Resultaten kommt auch die verbesserte Behandlung der Schußwunden sehr wesentlich in Betracht. Während früher in jede Wunde sofort mit der Sonde oder gar mit dem Finger hineingefahren wurde, rühren wir jetzt nach der Lehre v. Bergmanns die Wunde selbst gar nicht mehr an, sondern legen nur etwas antiseptischen Verbandstoff darauf und schließen dann das gebrochene Glied in einen gut sitzenden Schienen- oder Gipsverband ein. Wir haben unter den Hunderten von Verwundungen nur einmal wegen einer Knochen-

bezw. Gelenkverletzung durch ein Kleinkalibergeschosß amputieren müssen und zwar bei einem Buren aus Cronjes Lager, der neun Tage lang ohne ärztliche Behandlung gewesen war. Alle anderen Knochen- und Gelenkwunden sind ohne Amputation geheilt, und mancher unserer Verwundeten aus dem Dezentber geht bereits auf seinem gebrochenen Bein wieder umher und vermag seinen Arm wieder zu gebrauchen. Auffallenderweise haben wir niemals Verletzungen durch sogenannte Dumdungeschosse gesehen. Bei den in der letzten Zeit notwendig gewordenen Operationen hat es sich als besonders angenehm herausgestellt, daß die Buren keinen Alkohol zu sich nehmen, denn die Narkosen waren, wie bei unseren muhammedanischen Verwundeten in der Türkei, stets vollkommen ruhig, und wir haben niemals einen unangenehmen oder gefährlichen Zwischenfall erlebt.

## fünftes Kapitel.



### Kimberley.

#### Auf dem Trekk von Jacobsdal bis Kroonstad.

Jacobsdal, den 8. März 1900.

Die Engländer sind abgezogen, Jacobsdal ist heute deutsch, denn die einzige Fahne, welche im Orte weht, ist die deutsche vor unserem Hospital. Kaum sind die Engländer fort gewesen, so haben wir uns in die Fluten des Rietflusses gestürzt und sind so schnell nicht wieder herausgegangen. Über drei Wochen haben wir diesen Genuß entbehren müssen.

Jetzt merkt man erst, was aus Jacobsdal geworden ist. Nur die ärmsten Familien und die, welche kranke Angehörige haben, sind außer einigen Kaufleuten zurückgeblieben, öde und verlassen liegt das Dorf da, kaum daß ein Mensch über die Straße geht. Als die Engländer heute morgen das Lager verließen, erschienen die verarmten Familien und nahmen, was der Feind als unbrauchbar zurückgelassen hatte. Wohl mancher, der vor vier Wochen noch einen reichen Viehstand besaß, hat an dieser traurigen Nachlese teilgenommen. Be-

sonders leid thut mir ein alter, weißhaariger Bur, der hier mit durchgefüttert wird. Er ist bei Cronje im Magersfontein-Lager gewesen und hat mit seiner alten Frau den Sohn besucht, dabei ist er in die Flucht verwickelt und von den Engländern aufgegriffen worden, die ihn nach Jacobsdal gebracht haben. Gestern sprach er mich an, ob ich ihm denn keine Nachricht von seinen Angehörigen verschaffen könne. Cronjes Armee habe sich ergeben, und er wisse gar nichts von Frau und Kind, die am Paardeberg mit eingeschlossen gewesen seien. Er erzählte mir, daß er alles verloren habe und jetzt auf die Gnade seiner Mitmenschen angewiesen sei. Aus alten Einmachbüchsen macht er einfache Blechgefäße und verdient sich damit einige Pennys.

Jacobsdal, den 16. März 1900.

Heute nachmittag verlassen wir Jacobsdal. Wir haben große Schwierigkeiten mit der Besorgung von Jungtieren gehabt, welche durch den Einfall der Engländer sehr rar geworden sind und aus den noch nicht englischen Bezirken nur ungern abgegeben werden. Schließlich ist es Stabsarzt Matthiolius mit Unterstützung von Herrn Mönlich gelungen, aus der Nähe von Koffyfontein 58 gute Zugochsen und die nötigen Wagen zu bekommen. Die wenigen Verwundeten, welche noch im Hospital liegen, hat ein auf Burenseite thätiger schwedischer Arzt übernommen, welcher vor einigen Tagen eingetroffen ist. Die kurze Zeit, welche mir nach dem Verpacken des Röntgenapparates und meines von vier auf zwei Koffer zurückgegangenen persönlichen Gepäcks noch bleibt, will ich dazu benutzen, über die Erlebnisse der letzten Tage zu berichten. Ich bin nämlich in dem eben entsetzten Kimberley gewesen und gestern abend zurückgekehrt. Mit Herrn Hausmann und den Schwestern Grete Held und Margarethe Lieberknecht haben wir unsern armen Ackermann in das städtische Hospital zu Kimberley gebracht, da sein Zustand den langen Transport nach Bloemfontein noch nicht gestattet.

Am 14. März brachen wir frühzeitig auf. Die Straße nach Magersfontein ist jetzt still geworden, die Modderflusdrift, welche ich

so oft mit Albrechts Offizieren durchritten habe (Fig. 80), liegt einsam und verlassen da; weit und breit weder Mensch noch Tier, der Distrikt Jacobsdal ist vollkommen verödet. Erst jenseits der Grenze bei der Farm Magersfontein trafen wir wieder lebende Wesen. Der alte englische Farmer Bizitt hat sich von allem Schlachtengetümmel auf seinem Gut und allem Schrecken wieder ganz erholt; schöne Vieh- und Straußenherden bevölkern das Feld, wo noch vor kurzem das Blut in Strömen geflossen ist, und nur die Grabhügel und hie und da ein Kreuz erinnern daran, daß man sich auf dem Schlachtfelde von Magersfontein befindet.

Nach kurzer Rast fuhren wir weiter durch die öde, wasserarme Gegend, in welcher vor 30

Jahren mancher diamantensuchende Abenteurer dem Durste und dem Fieber erlegen war.

Jetzt durchzieht eine breite Straße die ehemalige Wüste, und bald bemerkt man an den zahlreichen, zur Zeit freilich meist zer-



Fig. 80.

störten Farmen, an den mächtigen Viehherden und dem lebhaften Treiben auf der Straße, daß man sich einer großen Stadt nähert.

Nur einige Worte darüber, wie Kimberley geworden ist, was es heute ist, die mächtigste Diamantenstadt der Welt. Im Jahre 1870 hatte sich unter den Edelsteinsuchern am Vaal und Oranjeßuß das Gerücht verbreitet, daß auf den Farmen Dutoitspan und Bultfontein, in der Gegend des heutigen Kimberley, Diamanten gefunden worden seien. Im Jahre 1871 wurde thatsächlich in der Nähe von Dutoitspan eine sehr ergiebige Fundgrube entdeckt, welcher bald zwei andere folgten, diese erhielten die Namen Kimberley-, de Beers- und Dutoitspan-Mine. Sie gehörten ursprünglich den betreffenden burischen Farmern; doch ein echter Bur paßt nicht zu lautem Trubel und

bewegtem, industriellem Treiben, und so verkauften die Farmer ihren wertvollen Besitz für ein Spottgeld. De Beers, dessen Name wenigstens verewigt worden ist, verschleuderte sein Grundstück für 600 £, die Kolonialregierung erstand es später für 100 000 £.

Da im Jahre 1871 bereits 12000 Diamantengräber ihre Hütten in der Einöde um die Minen aufgeschlagen hatten, so mußten die Rechte jedes einzelnen dieser abenteuerlichen Gesellen genau begrenzt werden. Man teilte die Diamantfundstätten in sogenannte „Claims“ ein; in der Kimberley-Mine allein gab es bald 500 und schließlich 1600 Claims, ein vollständig unhaltbarer Zustand. Wie ich bereits oben berichtet habe, findet sich der Diamant, eingebettet in dem blauen Grund, im Innern erloschener Krater. Man kann sich denken, wohin es geführt hat, als 1600 Menschen, jeder für sich, in einem Krater in die Tiefe arbeiteten, ohne ihre Schächte bei dem vollkommenen Holzmangel stützen zu können. Als man 100—200 Fuß tief gegraben hatte, stürzten die Schächte zusammen, das Grundwasser drang von unten ein, der blaue Grund wurde verschüttet, und das ganze Unternehmen schien in Frage gestellt. Nun warfen sich die ruinierten Diamantengräber auf Börsenmanöver. In einer Hauffe, einem sogenannten „Boom“, wurden die Papiere in die Höhe getrieben, wobei manche geschickte südafrikanische Spekulanten ein ungeheures Vermögen erwarben, während die meisten europäischen Aktionäre ihr Geld verloren.

In Kimberley wurde indessen Versuch über Versuch angestellt, um den blauen Grund wieder zutage zu fördern. Schließlich kam ein englischer Ingenieur, Jones, auf die eigentlich sehr naheliegende Idee, riesige Holzkästen ohne Boden auf den verschütteten Grund zu stellen, und im Innern der Kästen das Erdreich in die Höhe zu befördern. So sanken die Kästen immer tiefer, man gelangte wieder auf den blauen Grund, der nun ohne Gefahr des Einstürzens der Mine gewonnen wurde. Man konnte, indem man Kasten auf Kasten stellte, beliebig weit vordringen und fand, je tiefer man kam, desto reichere Ausbeute. Kimberley war gerettet! Während früher jeder „Claimholder“ für sich gearbeitet hatte, war dies nun nicht mehr möglich, da der Tiefbau zuviel maschinelle Einrichtungen und daher

zuviel Kapital erforderte. Die Folge war, daß sich einzelne Gesellschaften bildeten. Diese machten sich gegenseitig tot, bis schließlich nur noch zwei mächtige Gruppen übrig blieben, die De Beers-Company und die Barnato-Gesellschaft. Dem geschickten Leiter der ersteren, Cecil Rhodes, ist es dann gelungen, die Vereinigung beider zu bewirken. Er kaufte die Aktien der Barnato-Gesellschaft mit Hilfe des Hauses Rothschild auf und trat selbst an die Spitze des ganzen Unternehmens, welches jetzt den Namen „de Beers Consolidated mines“



fig. 81.

erhielt. Im Verlaufe der Belagerung von Kimberley hat er dann, als alles verloren schien, und ihm vor allen anderen das Messer bereits an der Kehle saß, auch die letzten Minen aufgekauft, welche noch nicht in der De Beers-Company aufgegangen waren, und so ist diese jetzt mehr wert, als sie es je gewesen ist.

Augenblicklich sind die meisten Minen, wie mir gesagt wurde, „erfossen“ oder so stark beschädigt, daß ihre Wiederherstellung Millionen Pfunde kosten wird. Aber was sind Millionen Pfunde für Leute wie Cecil Rhodes, die für ihre Person Mittel besitzen, welche sonst nur Großmächten zur Verfügung stehen. Schon bei unserer Anwesenheit

war wieder ein Leben in Kimberley, als ob gar nichts vorgefallen wäre und doch sind die Zustände in der Stadt während der letzten Zeit der Belagerung furchtbar gewesen. Herr Konsularagent Leinberger, der sich auch unseres erkrankten Pflegers in dankenswertester Weise angenommen hat, teilte uns sehr interessante Einzelheiten über die Zustände während der Einschließung mit und zeigte mir alles in dieser Beziehung Sehenswerte an Ort und Stelle.

Die Sterblichkeit in Kimberley war während der Monate Januar und Februar unter den erwachsenen Weißen auf 6, unter den er-



Fig. 82.

wachsenen Eingeborenen auf 13,8 Prozent gestiegen. Von weißen Kindern unter einem Jahr waren 6,7, von farbigen Säuglingen 91,2 Prozent gestorben\*), diese hohe Mortalität hing mit dem voll-

\*) Welche Anforderungen an menschliche Energie und Ausdauer während einer Belagerung gestellt werden, geht aus dem offiziellen Berichte hervor, welcher nach der Entsetzung von Ladysmith veröffentlicht worden ist. Hier betragen die Tagesrationen schließlich einen halben Schiffszwieback und etwas Pferde- oder Maul- eselsteisch. Von 572 Offizieren und 12 920 Mann waren am Schluß der Belagerung noch 403 Offiziere und 9761 Mann übrig; der Rest war tot oder krank. Nicht weniger als 10 668 Mann (70% der Garnison) hatten während der Belagerung im Lazarett Aufnahme gefunden; an Typhus waren 393, an Dysenterie 117, an Wunden 59 gestorben. Bei solchen Zuständen haben die Buren es weder in Ladysmith noch in Kimberley noch in Mafeking gewagt, zu stürmen.

ständigen Mangel an Milch, frischem Gemüse und genießbarem Fleisch zusammen. Ich gebe eine interessante, während der Belagerung aufgenommene Photographie wieder, welche zeigt, daß den Eingeschlossenen trotz der schrecklichen Zustände der Humor nicht ausgegangen war. In einer bombensicheren Schanze ist eine Ausgabe-stelle von Proviant eingerichtet, welcher man den sehr passenden Namen Shrapnel-Hotel beigelegt hat. Der tägliche Speisezettel ist auf einem Brett zu lesen; er beginnt: Pferdefleisch  $\frac{1}{4}$  Pfund, Brot



fig. 85.

zehn Unzen zc. (fig. 81). Mehr konnte man auch für 1000 £ nicht bekommen; Cecil Rhodes mußte dasselbe essen wie jeder Arbeiter, denn die Leckerbissen wie Eier, Hühner zc. waren bald aufgezehrt. Für ein Ei bezahlte man, solange der Vorrat reichte, zwei bis drei Schilling, für ein Huhn vierzig Schilling und mehr. Während die Weißen noch bis zum Schluß der Belagerung ihre täglichen Hunger-rationen bekamen, konnte man den Schwarzen nichts mehr liefern. Sie waren auf den gefährlichen Viehdiebstahl angewiesen und als dieser infolge der Wachsamkeit der Buren unmöglich wurde, suchten



fig. 84.

sie zu Tausenden die Stadt zu verlassen. Diejenigen, welche zurückgetrieben wurden, waren ein sehr gefährliches Element, denn der gereizte und hungrige Kaffer ist trotz seiner Gleichberechtigung in englischen Kolonien eine Bestie, welche an Grausamkeit und Roheit dem wildesten Raubtier nicht nachsteht. Die zunehmende Gärung unter den Schwarzen war eine

der Hauptursachen, warum der Kommandant von Kimberley Oberst Kekewich auf baldigste Entsetzung drang.

Die schon an und für sich unerträgliche Not wurde durch die zeitweisen Beschießungen noch gesteigert. Besonders furchtbar muß der Moment gewesen sein, als etwa zehn Tage vor der Entsetzung der erste Hundertpfünder des Long-Tom in die Stadt hineinflog. Während man früher nur die kleineren Granaten und Shrapnels



fig. 85.

kennen gelernt hatte, ertönte eines Nachmittags plötzlich ein dumpfes Krachen, welches man sich nicht erklären konnte. Im nächsten Moment schlug eine riesige Granate mitten in die Hauptverkehrsstraße, die Dutoitspanroad, krepierete und warf einen Trottoirstein auf das Dach des nächsten Hauses. Eine wahre Panik soll ausgebrochen sein als nun Schuß auf Schuß folgte, die mächtigen Geschosse regellos hier und dort explodierten und ganze Häuser in Trümmer legten oder einäscherten (Fig. 82). Kein Mensch war vor den großen Sprengstücken und den Tausenden von Schrapnelkugeln  
seines Le-



bens  
sicher, die  
ren durch Dach und Mauer, sie rollten matt geworden in den Straßen entlang, töteten Männer, Frauen und Kinder, kurz dieses eine Belagerungsgeschütz hielt die ganze Stadt dauernd in Schrecken. Herr Leinberger meinte, daß es unmöglich gewesen wäre, Kimberley zu halten, wenn die Buren mit einem oder zwei Long-Toms einmal mehrere Wochen hintereinander bombardiert hätten.

Mit dem Beginn der Beschießung durch den Long-Tom erhielt die Stadt sofort ein anderes Aussehen. Obwohl nur wenige Menschen getötet wurden, war der moralische Effekt doch ein ungeheurer. Die meisten Häuser wurden mit einer aus Sandsäcken oder anderem einigermaßen bombensicheren Material hergestellten Privatbefestigung versehen (Fig. 85), tiefe Höhlen wurden gegraben,

Fig. 86.

mehr

Splinter fuh-

in welche die Familien flüchteten. Auf die Bedeckung eines solchen unterirdischen Baues wurde oft die größte Sorgfalt verwandt, indem man Eisenschienen, Holzstämme, Wellblechplatten, Erde, Bretter, Steine und Sand in meterhohen Lagern aufeinander türmte (Fig. 81). Einen guten Schutz boten auch die hohen, aus dem verarbeiteten Gestein der Diamantminen entstandenen Wälle, hinter denen sich ganze Ansiedlungen bildeten. Figur 85 zeigt eine solche Kolonie; in Zelten wohnen die Frauen und Kinder, auch die Hunde sind sehr zahlreich vertreten. Die Männer sind fast alle abwesend und kommen nur besuchsweise, da sie Kriegsdienste leisten müssen. Die militärische Besatzung Kimberleys bestand nämlich im ganzen aus



Fig. 87.

800 Mann; sie fand Unterstützung durch einige Tausend Einwohner, welche vollständig

militärisch ausgebildet wurden und schließlich den regulären Truppen annähernd gleichwertig waren. Hätten die Buren nach der Schlacht bei Magersfontein oder noch früher Kimberley gestürmt, so hätten sie mit 800 Mann zu kämpfen gehabt, die eine annähernd unbefestigte große Stadt verteidigten. Übrigens hat der Tag von Magersfontein den Einwohnern Kimberleys eine schwere Enttäuschung bereitet. Sie waren mit echt englischer Selbstüberhebung von dem Siege Methuens so fest überzeugt gewesen, daß sie große Tische für die einrückenden englischen Truppen gedeckt und große Empfänge vorbereitet hatten. Der wahre Sachverhalt wurde zuerst nicht geglaubt, dann soll der Eindruck niederschmetternd gewesen sein, der richtige Moment für eine Erstürmung.

Während der Beschießung wurde ein regelmäßiger Sicherheitsdienst eingerichtet. Auf dem großen Förderturm einer Diamantmine (Fig. 84) war ein Hornist untergebracht, der jedesmal, sobald drüben der Schuß aufblitzte, ein in der ganzen Stadt hörbares Trompetensignal gab. Sofort verschwand alles in den ober- und unterirdischen Privatschanzen (Fig. 85) und wartete mit ängstlicher Spannung ab, wo die Granate einschlug. Dann kroch man für



Fig. 88. Die „Long-Cecil“ im Feuer.

etwa zehn Minuten wieder hervor. Hätten mehrere Belagerungsgeschütze gefeuert, so wären die Belagerten gar nicht aus ihren Schanzen herausgekommen, und der Zustand wäre noch unerträglicher gewesen. Den Belagerern war natürlich dieser Beobachtungsturm ein Stein des Anstoßes. Er bildete nächst dem von Cecil Rhodes bewohnten, auf einer Höhe gelegenen „Sanatorium“ das Hauptziel der Geschütze, doch hat nur die Umgebung dieser Bauwerke darunter zu leiden gehabt.

Der Artillerie der Buren hatten die Belagerten nur schwache Feldgeschütze entgegenzustellen, welche sie auf die am meisten aus-

gesetzten Punkte verteilt und hier gut verschanzten (fig. 86). Der Mangel schwerer Artillerie machte sich sehr fühlbar, deshalb kam ein deutsch-amerikanischer Ingenieur der De Beers-Company mit Namen Labram auf den Gedanken, selbst ein Geschütz zu bauen. Mit den Werkzeugmaschinen der Diamantminen, mit ungeschultem Personal und mit dem Material, welches er gerade vorfand, hat er in der That eine Kanone (fig. 87) zu stande gebracht, die längere Zeit mit ebenfalls in Kimberley hergestellter Munition in Thätigkeit gewesen ist (fig. 88). Wenn dieses Geschütz, die „Long-Cecil“, auch nicht viel Schaden angerichtet hat, so hat es doch bei den Buren den Eindruck hervorgerufen,

daß die Belagerer mit schwerer Artillerie versehen seien, und

daß die Belagerer mit schwerer Artillerie versehen seien, und



fig. 89.

damit war schon viel gewonnen. Der Erbauer der Long-

Cecil ist nach Vollendung seines Werkes das erste Opfer des Long-Tom geworden. Er hatte sein Zimmer im Grand-Hotel soeben betreten, als ein Hundertpfünder hineinschlug, den Ingenieur in Stücke zerriß und im ganzen Haus große Verwüstungen anrichtete. Der Bediente Labrams, ein Kaffer, welcher zwei Meter von seinem Herrn entfernt stand, blieb vollständig unverletzt. Ich habe bei meiner Anwesenheit in Kimberley in diesem Zimmer gewohnt, der Schaden war bereits vollständig repariert, wie denn überhaupt außer einigen vollständig eingäscherten Häusern alle Folgen der Beschiesung bereits beseitigt waren. Ich habe mich in Kimberley auch erkundigt, wie es mit dem Dynamit gestanden hat, welches die Buren so gefürchtet haben. Es sind in der That an einzelnen Stellen Minen gelegt worden, aber von einem eigentlichen Dynamitring war nicht

die Rede; diese Fabel hat Kekewich durch seine an Methuen gesandten Briefchen geschickt zu verbreiten gewußt.

Wir besichtigten in Begleitung unseres liebenswürdigen Cicerone die von Rhodes für die Minenarbeiter angelegten Vorstädte Kennilworth und Beaconsfield, von denen namentlich die erstere durch ihre hübschen Gärten und die aus der Wüste hervorgezauberten Parkanlagen einen sehr freundlichen Eindruck macht. Jeder Minenarbeiter hat sein eigenes Haus, welches in einer für die klimatischen Verhältnisse geeigneten Weise erbaut und eingerichtet ist. Überhaupt muß man es Cecil Rhodes lassen, daß er ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten ist, der eine bewundernswerte Energie und Thatkraft mit einem hervorragenden Organisationstalent verbindet. Die Stadt Kimberley hat ihm nicht nur ihre ganze Bedeutung, sondern auch viele vorzügliche Wohlfahrtseinrichtungen zu verdanken, und dessen ist man sich dort wohl bewußt. Daß Männer wie Rhodes zur Erreichung ihrer Ziele keine Mittel scheuen und kleinliche Rücksichten (in ihrem Sinne) nicht kennen, darüber darf man sich nicht wundern. Mir zwingen solche Naturen, trotz allem, was ich an ihnen auszusetzen habe, unwillkürlich Achtung ab.

In Kimberley erfuhren wir zuerst von der Einnahme Bloemfonteins am 13. März, eine Nachricht, die uns sehr schmerzlich berührt hat. Als wir bei unserer Besichtigung der Stadt auf den Platz vor der Townhall gelangten, fanden wir dort eine ungeheure Menschenmenge versammelt. Es wurde soeben die Eroberung Bloemfonteins unter großem Jubel offiziell bekannt gegeben, und gleichzeitig wurden die Stadtgarden entlassen (Fig. 89). Man ist in Kimberley der festen Überzeugung, daß der Krieg sein Ende erreicht hat, und daß die Buren klein beigeben werden. So weit ist es hoffentlich noch nicht gekommen. Tommy Atkins, Albions Heldenkrieger, zieht aus seiner Siegesgewißheit die Schlußfolgerung, daß man eine so erfreuliche Sache auch in entsprechender Weise feiern müsse. Deshalb hört man sein Triumphgeheul in jeder Bar und muß auf den Straßen sorgsam acht geben, daß man nicht einem freudenberauschten Krieger die Kreise stört oder über ein khafibekleidetes Wesen fällt, dessen normales Gleichgewicht der Anziehungs-

kraft der Erde unterlegen ist. Hier hat es Tommy doch wesentlich besser als vor einem Monat beim Einfall in den Freistaat. Damals wurde mir in Jacobsdal manches Goldstück für Whisky geboten, und manche Lee-Metfordpatrone hat daran glauben müssen, weil das in dem Pulver enthaltene Nitroglycerin bis zu einem gewissen Grade den Whisky ersetzen soll. Na, guten Appetit!

Gestern mittag haben wir Kimberley verlassen, nachdem wir uns von der guten Versorgung unseres Pflegers überzeugt hatten. Er ist in einem hübschen Zimmer des städtischen Hospitals untergebracht, und Herr Leinberger hat es übernommen, in jeder Beziehung für ihn zu sorgen. In dem Krankenhaus, welches von den Geschossen nicht verschont geblieben ist, befinden sich auch mehrere bei der Beschießung verwundete Frauen und Kinder. Ein armer kleiner Junge von vier Jahren ist darunter, dem eine Granate den rechten Arm weggerissen und einen Oberschenkel gebrochen hat; er und seine Mutter, welcher von demselben Geschosß ein Unterschenkel zerschmettert worden ist, sind auf dem Wege der Besserung; ein etwas älterer Bruder ist seinen Verletzungen erlegen.

Die Rückfahrt von Kimberley wurde uns durch den Verlust eines plötzlich schwer erkrankten Pferdes und durch die Sorge um unseren kleinen Terrier vergällt, der nicht hatte zu Hause bleiben wollen und sich nun zur Strafe in dem Getümmel des Dutoitspanroad verlaufen hatte. Heute morgen ist das fluge Tier aber schon wieder in Jacobsdal eingetroffen; es hat den langen Weg in der Nacht zurückgelegt und sogar den Modderfluß durchschwommen, ohne den Pfad zu verlieren.

---

Am Kaalspruit, den 22. März 1900.

Diese Zeilen des Tagebuches werden in Bauchlage auf dem Erdboden geschrieben, denn der Luxus eines Schreibtisches hat aufgehört. Seit einer Woche befinden wir uns auf dem Trekk, d. h. wir haben sechs Tage eines freien Räuberlebens hinter uns, wie man es sich anziehender kaum denken kann. Ich verstehe jetzt sehr

wohl, warum die Buren in schwierigen Lagen und ungünstigen politischen Verhältnissen stets so schnell entschlossen gewesen sind, ihr Bündel zu schnüren und zu treffen.

Nachdem wir, wie schon erzählt, mit vieler Mühe die nötigen Zugtiere und Wagen bekommen hatten, brachen wir am 16. März nachmittags sechs Uhr von Jacobsdal auf. Lord Roberts hatte uns auf unseren



Fig. 90.

Wunsch  
einen Paß  
ausgestellt  
und demselben  
einige sehr freund-  
liche Zeilen über  
unsere Verdienste um  
englische Verwundete

hinzugefügt. Der Abschied von Jacobsdal wurde uns nicht schwer; die meisten Menschen, die uns näher gestanden hatten, waren längst fort, und von dem Komfort unseres Wohnhauses und der schönen Landschaft habe ich mich sehr leicht getrennt. Nur unserem Badeplatze im Rietflusse habe ich etwas wehmütig Lobewohl gesagt. Einige unserer alten Verwundeten, die noch seit Magersfontein im Hospital waren und jetzt meist der Heimbeförderung harrten, haben uns schweren Herzens scheiden sehen, im allgemeinen aber war der Abschied wesentlich kühler, als z. B. bei unseren türkischen Verwundeten

im Mildizhospital, welche sich für die wenigen Paras, die sie besaßen, Boote mieteten, um uns bis aufs Schiff das Geleite zu geben.

Unser Zug, mit dem wir durch den Freistaat treffen, ist sehr stattlich. Voran fährt Stabsarzt Matthiolius mit einem zweispännigen, leichten Wagen, einer sogenannten Kar. Dann kommt der erste Ochsenwagen mit sechzehn Ochsen, ihm folgen die beiden Ambulanzwagen, von denen der eine mit sechs Eseln<sup>\*)</sup>, der andere mit vier Pferden bespannt ist. Sie werden von je einem weißen „Ambulanzkerl“ gefahren, dem ein Kaffer zur Hilfe beigegeben ist. Den ersten Wagen benutzen die Schwestern als Tagesaufenthalt, den zweiten haben wir sehr bald dauernd als Typhushospital einrichten müssen. (Nach dem Pfleger Ackermann, der in Kimberley zurückblieb, erkrankte Dr. Weber, der deutsche Arzt, welcher sich uns angeschlossen hatte; er wurde in Bloemfontein zurückgelassen. Dann folgte der Oberpfleger Eckert, der in Kroonstad liegen blieb, und schließlich in Pretoria der Pfleger Mantel.) Hinter den beiden Ambulanzwagen fahren drei weitere mit je vierzehn Tieren bespannte Ochsenwagen, auf denen sich die Pfleger und die vier Burendamen häuslich eingerichtet haben, welche in unserem Hospital als Wirtschaftserinnen oder Krankenpflegerinnen thätig gewesen sind. Die Reiter verteilen sich auf den ganzen Zug.

Da die Ochsen die Mittagshitze nicht vertragen, so wird bereits um drei oder vier Uhr morgens bei schönstem Mondschein aufgebrochen. Wir ziehen bis zehn Uhr vormittags und machen dann die große Rast, welche bis zum Nachmittag vier oder fünf Uhr dauert. Während dieser Zeit wird von Mensch und Tier für des Leibes Notdurft und Nahrung gesorgt, dann geht es wieder weiter bis nachts zehn oder elf Uhr. Ich kann gar nicht sagen, wie wohl ich mich bei diesem Leben fühle, ich bin überzeugt, daß ich jeden Tag ein Pfund an Gewicht zunehme, obwohl ich von morgens bis abends auf dem Pferd sitze. Blaß, nervös und überarbeitet sind wir von Jacobsdal fortgezogen und jetzt sehen wir bereits sämtlich mit

<sup>\*)</sup> Unter „Esel“ versteht der Bur Maulesel, während er den eigentlichen Esel als „Donkey“ bezeichnet.

Ausnahme des jeweiligen Typhuskranken braun verbrannt, frisch und gesund aus. Besonders erfreulich ist die Erholung der Schwestern, welche in den letzten Wochen in Jacobsdal wirklich sehr schwere Zeiten durchgemacht haben. Das Bekömmliche bei einem solchen Treff ist nächst dem fehlen jeder anstrengenden Thätigkeit der Tag und Nacht währende Aufenthalt in frischer Luft und die gute Ernährung, denn es ist uns bisher stets gelungen, auf den Farmen, die wir passierten, frisches Fleisch, Gemüse, Milch und Eier zu bekommen. Besonders angenehm ist auch das Schlafen unter freiem Himmel, wobei wir uns gegen Giftschlangen nach dem schon erwähnten Burenrezept durch Ausstreuen von Tabaksasche um die Lagerstelle schützen. Vorgestern hat es in der Nacht stark geregnet, ich habe aber so fest geschlafen, daß ich gar nichts gemerkt, sondern erst beim Wecken entdeckt habe, daß ich vollständig durchnäßt war.

Besondere Verdienste um unseren Treff erwerben sich der Kommissariatsdirektor Hausmann und der Friseur Tschert aus Bloemfontein, ersterer durch die Ruhe und Sicherheit, mit der er die ganze Karawane leitet, letzterer durch seine Kochkunst und seinen guten Humor. Bei der Küche muß jeder helfen, doch besitzen Hildebrandt und ich ein entschiedenes Talent, mit harmlosem Gesicht immer erst dann zu erscheinen, wenn das Essen fertig ist. Figur 92 zeigt alle um die Küche besonders verdienten Personen: im Vordergrund die mit Geschirrabwaschen beschäftigten Schwestern, welche als Kopfbedeckung die im Freistaat allgemein üblichen Hauben tragen, rechts der gerade durch Niesen verhinderte Tschert, Koch und Humorist, links von ihm die Pfleger Kießling und Rachel, welche nicht nur im Cvilleben tüchtige Theologen und Apotheker sind, sondern auch eine große Virtuosität im Einsammeln und Targieren des zur Feuerung besonders geeigneten Kuhmistes erlangt haben. Daß die Futterstunde nicht nur für weiße, sondern auch für farbige Menschen eine besondere Anziehungskraft

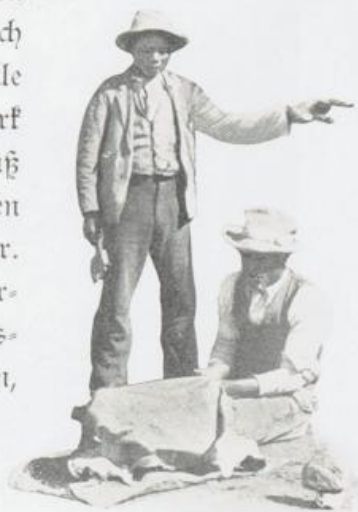


Fig. 91.

besitzt, geht zur Evidenz aus figur 93 hervor. Diese schwarzen Söhne Afrikas betragen sich während des Treffs ganz ungewöhnlich willig und anständig, so daß wir nur selten ein böses Wort gebrauchen müssen. Die grenzenlose, unüberwindliche Faulheit des Kaffern kommt allerdings von Zeit zu Zeit zum Durchbruch, wenn auch nicht gerade bei der Fütterung. Auf figur 93 sieht man am Lagerfeuer die traurigen Überreste eines ebenso schönen wie wohlschmeckenden Wildes, des Springbockes, von dem ich schon mehrfach erzählt habe. Hammel- und Springbockköpfe werden immer den Kaffern ausgehändigt, welche sie einfach in die glühende Asche legen und mit Haut und Haaren rösten.



fig. 92.

Man muß nun aber nicht etwa glauben, daß ein Treff aus eitel Freude und Lustbarkeit besteht. Von Zeit zu Zeit schickt der Neid der Götter ein kleineres oder größeres Malheur, welches jedoch meist mit gutem Humor getragen wird. Den größten Respekt ha-

ben wir vor den Driften (Furten). Alle afrikanischen Flüsse sind nämlich tief eingeschnitten, ihre Ufer sind sehr steil (fig. 90) und infolgedessen ist für schwere Ochsenwagen das Passieren der Furten immer eine schwierige und nicht ganz ungefährliche Sache. Schon am ersten Tage hat uns die Blaauwbanks-Drift am Rietfluß große Schwierigkeiten bereitet. Unser schwerster sechzehnspanniger Ochsenwagen geriet im Fluß hinter einen großen Stein und war, trotzdem wir 56 Ochsen vorspannten (fig. 79), nicht mehr von der Stelle zu bringen. Wir mußten schließlich mitten im Fluß all die schweren Kisten abladen, wodurch wir einen ganzen Tag verloren haben. Bei solchen Gelegenheiten sind die armen Ochsen nicht zu beneiden, denn sie werden von den Kaffern mit den langen und schweren Peitschen

ganz unbarmherzig verdroschen. Wenn es nicht vorwärts geht und die Ochsen nicht ordentlich ziehen wollen, so kommt als erster Akt des Trauerspiels das „Durloopen“ (Durchlaufen), d. h. es wird von vorn bis hinten jeder einzelne Ochse einmal gründlich geprügelt. Haben sie alle ihre Tracht bekommen, so beginnen sämtliche Kaffern auf ein Kommando ihres Vormannes mit den Ochsen zu „praaten“ d. h. zu sprechen. Diese Unterhaltung verläuft für das unglückliche Hornvieh noch weniger anziehend als das Durchlaufen, denn jedes Wort wird mit einem Peitschenhieb bekräftigt, von dem ein mittelstarker Mensch mit Sicherheit einen dauernden Schaden davontragen würde. Auch das „Praaten“ selbst ist schon an und für sich eine Qual, denn alle Töne, deren eine

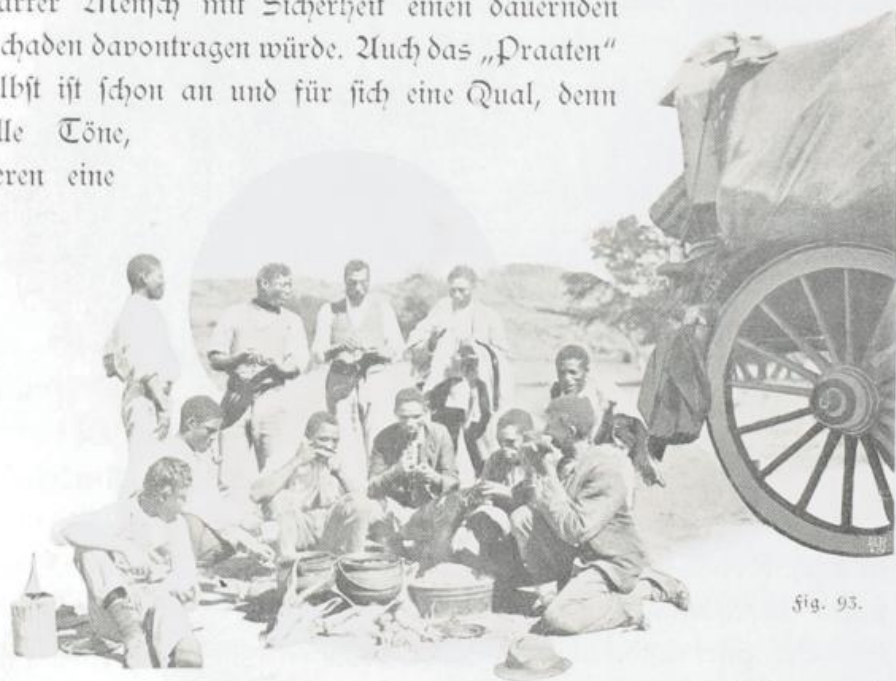


fig. 93.

Kaffernkehle überhaupt fähig ist, sprudeln in einer Mannigfaltigkeit hervor, daß schließlich ein ohrenzerreißendes Geheul entsteht, wie es schlimmer den wildesten Kriegstanz nicht begleiten kann. Jetzt im Monat März ist eine derartige Prozedur für die Ochsen noch einigermaßen erträglich, denn zur Zeit sind sie nach den Regenmonaten gut im Stande und haben von dem vielen Gras ein tüchtiges Fettpolster bekommen; aber nach den trockenen Wintermonaten, wenn sie abgemagert und heruntergekommen sind, müssen die armen Tiere unter einem Durloopen und Praaten schwer zu leiden haben.

Während wir an der Blaauwbanks-Drift mit dem Abladen des steckengebliebenen Ochsenwagens beschäftigt waren, benutzten unsere Pferde und Maulesel die Gelegenheit, in einiger Entfernung dem Fluß einen Besuch abzustatten, und sich die am Wasser stets etwas üppigere Vegetation genauer anzusehen. Die Folge war, daß ein halbes Dutzend von ihnen in den Modder geriet, der mir weiter stromabwärts bereits einmal so gefährlich geworden war. Die meisten Tiere arbeiteten sich selbst wieder heraus, nur ein Pferd sank immer tiefer hinein, und obwohl wir es schließlich mit



Fig. 94.

vereinten Kräften wieder herausbekamen (Fig. 94), war es doch bereits so matt geworden, daß es bald darauf den Folgen seines Ungehorsams erlag.

Bei einer anderen Drift wäre es uns fast noch schlechter gegangen. Die den letzten Ochsenwagen führenden Kaffern machten auf dem steilen Flußufer eine zu scharfe Wendung, und das ganze Gefährt mit allen Kisten und Kästen schlug um. Glücklicherweise saß niemand in dem Wagen, sonst wäre er unfehlbar zerschmettert worden. Figur 95 zeigt den Moment kurz nach dem Unglücksfall; sehr gut ist die Verzweiflung der Schwester Johanna zu erkennen, und auch Herr Hausmann kratzt sich sorgenvoll das Haupt. Bei dieser Katastrophe sind meine sämtlichen photographischen und Röntgenplatten in hohem Bogen krachend zur Erde geflogen, und ich glaubte bereits die Früchte mancher heißen Stunde verloren;

glücklicherweise sind aber nur einige unwichtige Aufnahmen verloren gegangen. Figur 96 stellt die Wiederaufrichtung der Ochsenwagen dar. Die Zugtiere sind seitwärts angespannt und ihre Bemühungen werden von zweibeinigen Wesen energisch unterstützt. Besonders schön ist Stabsarzt Matthiolius von hinten (auf dem rechten Flügel).

Verbittert wird mir das frisch-fröhliche Leben des Trecks durch das Verhalten der Buren. Wohin wir auch kommen, in den Distrikten Jacobsdal, Fauresmith, Petrusburg, Bloemfontein, überall sind die Buren zu Haus auf der Farm, das Kriegsführen haben sie ganz aufgegeben. In den Gegenden, welche von den Engländern passiert worden sind, haben die Farmer eine weiße Flagge auf dem Haus befestigt und auf Verlangen hübsch brav die Waffen abgeliefert. Als ich einigen deswegen Vorwürfe machte, sagten sie: „Doktor, Du hast gut reden, Du hast nicht Frau und Kind. Der Krieg dauert jetzt schon ein halbes Jahr, und die Engländer gewinnen ihn ja doch. Warum sollen wir da noch fechten und inzwischen unser Besitzum verkommen lassen?“ Lord Roberts hat es sehr gut verstanden, die Buren an ihrem schwächsten Punkte zu fassen. In großen Proklamationen hat er verkündigt, daß England gar nicht mit dem Freistaat Krieg führe, sondern mit Transvaal, und daß der Freistaat nur von seiner schlechten Regierung verführt sei. Wer darum ganz artig nach Haus gehe und die Waffen abliefern, dem würden alle seine Sünden vergeben sein. Das war natürlich Wasser auf die Mühle der Buren, die schon lange heimwärts drängten. Ganz besonders geschickt verfuhr Roberts auf dem Vormarsch von Paardeberg nach Bloemfontein. War anfangs in den Proklamationen die englische Sprache der holländischen vorangestellt worden, so wurde es jetzt umgekehrt gemacht. Wohin man kam, ließ man die größte Schonung walten, Tommy hatte sehr scharfe Instruktionen, nichts fortzunehmen, ohne zu bezahlen, und man bezahlte sehr gut. Auf einer Farm erzählte mir der befriedigt dreinschauende Bur, unter englischer Herrschaft lasse es sich offenbar viel besser leben als unter dem bisherigen Gouvernement. Man habe ihm seine Schafe für einen angenehmen runden Preis abgenommen, und sogar die ganze

Schafwolle habe man gekauft. Er sei doch froh, daß er aus dem Lager nach Hause gegangen sei.

Es kommt mir jetzt sehr zu statten, daß ich die Burensprache vollständig beherrsche, denn nur



fig. 95.

dadurch ist es mir möglich, selbst einen Einblick in die Denkweise dieses so schwer zu beurteilenden Volkes zu thun. Die Sprache der Buren ist für den Deutschen leicht zu erlernen, sie ist ein korrumpiertes Holländisch mit friesischen, vlämischen und niederdeutschen Beimengungen. Französischen Ursprungs sind nur sehr wenige



fig. 96.

Worte, obwohl viele Eigennamen (du Toit, du Plooi, Joubert, Villiers, Théron etc.) von der Hugenotten-

einwanderung her noch ziemlich unverändert erhalten sind. So gar malaiische Einflüsse sind in einzelnen Worten zu erkennen,

z. B. in „amper“ = ungefähr, „sjambok“ = kurze Peitsche und anderen.\*) Um nächsten steht die Burensprache dem Vlämischen, wenigstens habe ich mich mit Vlāmen durch die „afrikanische Taal“ glatter verständigen können als mit Holländern. Die Grammatik ist sehr einfach, noch einfacher als die englische, und deshalb ist das Buren-Holländisch ein so gefährlicher Konkurrent des Englischen in ganz Südafrika.

Gestern sind wir in der Nähe der Schlachtfelder von Abrahamskraal und Nasvogelskop vorbeigezogen. Der schreckliche Leichengeruch machte uns darauf aufmerksam. Hier haben die Engländer einen sehr zweifelhaften Sieg errufen, der nur möglich war, weil die Buren nach der Gefangennahme Cronjes vollständig den Mut verloren haben. Das Vertrauen zu diesem unfähigen Führer ist leider zu groß gewesen. Die Furcht vor Umgehungen veranlaßt jetzt nach der Katastrophe am Paardeberg die Buren, trotz aussichtsvoller Gefechtslage, die günstigsten Stellungen zu verlassen. Selbst der Einfluß des alten Om Paul, welcher der Schlacht bei Abrahamskraal beiwohnte und seine Leute persönlich anfeuerte, hat vollständig versagt, sonst wäre es den nur 50 000 Mann starken Engländern nie gelungen, die Buren aus ihrer fast unnehmbaren Position zu verdrängen. Ich habe den Eindruck, als ob Roberts durch den überaus kühnen Zug von Paardeberg nach Bloemfontein, der bei einem tüchtigen Gegner wohl sicher mißlungen wäre, sein zögerndes Verhalten am Paardeberg wieder hat gutmachen wollen. Der Erfolg hat ihm recht gegeben, aber es hätte auch der Fall eintreten können, daß er mit seiner kleinen Macht mitten in Feindesland ohne Verpflegung isoliert worden wäre.

---

Bloemfontein, den 25. März 1900.

Wie hat sich die Hauptstadt des Freistaates verändert! Nach Ansicht der Engländer giebt es überhaupt keinen Freistaat mehr,

---

\*) Vgl. Seidel, Transvaal S. 187.

sondern Bloemfontein gehört bereits zur Kapkolonie. Man macht schon Pläne über Pläne, wie man die Burenrepubliken regieren und verwalten will; wenn es nur nicht die alte Geschichte vom Pelz des Bären wird.

Vorgestern sind wir hier angekommen, und morgen geht es weiter. Unsere Kaffern haben sich durch viele gute Worte und noch mehr klingende Münze dazu bewegen lassen, den Ochsenwagen noch weiter zu folgen und uns bis an die Bahn zu bringen, welche erst bei Smaldeel wieder fahrbar wird. Der letzte Teil des Trecks dicht vor Bloemfontein war recht strapaziös. Die Heerstraße war durch die großen Kolonnen der Engländer so ausgefahren, daß der plötzlich eintretende Platzregen sie fast unpässierbar machte. Aus dem Platzregen wurde ein regulärer Landregen, und jetzt stehen unsere Ochsenwagen in einer fußdicken, aufgeweichten Lehmsschicht, die selbst so schmutzgewöhnte Kriegsknechte wie wir nur ungern durchschreiten. Erst dicht vor der Stadt stießen wir auf die ersten englischen Kavallerie-Vorposten, welche uns auf das Schreiben von Lord Roberts hin sofort passieren ließen. Die Unvorsichtigkeit und Sorglosigkeit der Engländer ist wirklich unglaublich. Wie leicht könnten sie von den Buren überrascht werden. Einige Streifkorps, vor allem die Johannesburger Polizei, treiben sich ohnehin nahe genug bei der Stadt herum, und schießen fast täglich einzelne Reiter und ganze Patrouillen ab. Erst gestern haben sie bei Dissels farm drei Offiziere erschossen, die auf Springbockjagd ausgezogen waren.

Nach allem, was wir hören, ist der letzte Vormarsch der Engländer auf Bloemfontein nach der Schlacht bei Abrahamskraal geradezu eine Frechheit gewesen, aber er ist gelungen. Die Buren hatten östlich von Kaalspruit auf einer Reihe von Kopjes eine zehn Kilometer lange Stellung eingenommen, welche den Engländern den Weg direkt verlegte. Roberts umging die Stellung, indem er südlich über Venters Valleï ausbog und innerhalb Kanonenschußweite an den Buren vorbeiging. Die Gelegenheit war für letztere nicht viel ungünstiger, als bei Magersfontein, aber sie haben sich den Vormarsch der Engländer ruhig angesehen, ohne hervorzubrechen, und sind, sobald sie den Feind in ihrem Rücken glaubten, Knall und Fall

abgezogen. Was ist aus den Siegern von Colenso und vom Spionskop geworden!

Bei unserer Ankunft in Bloemfontein nahm uns Herr Konsul Stollreither und seine Gemahlin in der gewohnten liebenswürdigen Weise auf. Wir fanden unseren alten Freund in sehr gedrückter Stimmung, doch hindert dies nicht, daß er uns mit größter Bereitwilligkeit bei allen unseren Angelegenheiten behilflich ist. Ganz anders verhält sich Herr G. und Frau, bei dem wir notgedrungen unsere Schwestern haben unterbringen müssen. Nach einem Empfang mit den Worten: „Sind Sie schon wieder da?“ erhob sich eine dauernde Schimpferei auf unseren Kaiser, welche erst aufhörte, als unsere Schwestern sie sich energisch verboten. Leider können wir die Schwestern von dort nicht fortnehmen, da es in der von Truppen überfüllten Stadt keine für Damen geeignete Quartiere giebt. Den Namen des betreffenden Herren will ich in seinem Interesse nicht nennen, ich will nur bemerken, daß er in seinem Stande am allerwenigsten die Berechtigung hat, lieblos und ungestlich zu sein, gilt doch selbst bei den wildesten Völkern die Gastfreundschaft als eine der ersten Tugenden. Das Verhalten unserer Schwestern im südafrikanischen Kriege ist außerdem ein derartiges gewesen, daß jeder Deutsche es sich nur zur Ehre anrechnen kann, wenn er sie in seinem Hause als Gäste begrüßen darf.



Fig. 97.

In Bloemfontein herrscht seit der Einnahme durch die Engländer ein flottes Leben (Fig. 99). Überall sieht man Truppen auf den Straßen, die sich anerkennenswert anständig betragen. Alle Läden sind überfüllt, Handel und Wandel blüht, und die Engländer bringen in kluger Berechnung tüchtig Geld unter die Leute. Es ist fast alles bereits ausverkauft, und jeder Preis wird von den offenbar mit reichlichen Geldmitteln ausgestatteten Soldaten bezahlt. Mir sind diese Preise sehr peinlich, denn meine Toilette ist in einer Weise

derangiert, daß ich mich nicht mehr unter Menschen sehen lassen kann. Für eine Reithose habe ich gestern dreiundsechzig, sage dreiundsechzig Schilling bezahlen müssen; das Centralkomitee wird sich freuen. Was man verbummelt und unkultiviert geworden ist, das merke ich erst jetzt, seit ich wieder unter unfriederischen Menschen bin. Bei der Mittagstafel halten wir es von Zeit zu Zeit für notwendig, uns leise Ermahnungen aus Knigges Umgang mit Menschen zuzuflüstern, z. B.: „Man ißt nicht mit den Fingern.“ „Man langt nicht mit dem gebrauchten Löffel ins Salzfaß.“ „Man wischt den Mund nicht mit dem Tischtuch ab“ u. s. w. Um wieder einen würdigen Universitätslehrer abzugeben, werde ich wohl eine Zeit  
ernster Selbsterziehung nötig haben.



fig. 98.

Wie ich erfahre, hat sich die Bevölkerung von Bloemfontein geradezu schwachvoll bei dem Einzuge der Engländer benommen. Daß die englischen Familien, welche die Freistaatsregierung in unbegreiflich gutmütiger Weise im Lande gelassen hat, ihre Landsleute freudig begrüßt haben, kann man ihnen schließlich nicht verübeln. Daß aber sogenannte gute Afrikaner, die sich stets auf ihre buriſche Gefinnung etwas zu Gute gethan haben, mit den Engländern in dieser Beziehung wetteiferten, ist einfach ein Skandal. Auch die englische Bevölkerung hätte sich in ihrer Begeisterung etwas mehr zügeln können, nachdem sie von der Freistaatsregierung während des Krieges im Lande geduldet worden war und jahrelang das Brot des Freistaates gegessen hatte. Zum Dank dafür ist man den Truppen mit

Fahnen und Ehrenjungfrauen entgegengezogen, junge Mädchen haben sich in den Union-Jack\*) gehüllt, und auch jetzt noch wissen die englischen Offiziere sich vor der Begeisterung der Damenwelt kaum zu retten. Wie weit man den Verrat in Bloemfontein getrieben hat, geht daraus hervor, daß man den Major Rimington, den Organisator der Rimington-Scouts, jener bekannten, durch das Pantherfell am Hut kenntlichen Kundschaftertruppe (Fig. 98) noch kurz vor dem Kriege in Bloemfontein beherbergt hat, und daß von der englisch gesinnten Bahnverwaltung nicht weniger als fünf Maschinen und



Fig. 99.

hundert Wagen den Engländern ausgeliefert worden sind, die wohl noch zu retten gewesen wären.

Die Regierung ist nach Kroonstad geflüchtet. An den Buren wird hier natürlich kein gutes Haar mehr gelassen. Das Neueste ist, daß sie vergiftete Geschosse benutzen. Das Märchen ist so lächerlich und ist so kritiklos selbst in die medizinische Presse Englands hineingebracht worden, daß die Sache wohl festgelegt zu werden verdient. Die Buren pflegen ihre Patronen mit einem Fettüberzug zu versehen, um sie vor Witterungseinflüssen zu schützen und die Gewehrläufe zu schonen. Da, wo das Fett mit dem Geschossmantel in Berührung kommt, bildet sich ein ganz unschädliches Nickeloryd von grünlicher Farbe, eine Thatsache, die jedem nur irgendwie naturwissenschaftlich

\*) Bezeichnung für die englische Flagge.

gebildeten Menschen geläufig sein sollte. Statt dessen schreibt der Kriegskorrespondent der angesehenen medizinischen Wochenschrift „The Lancet“\*) folgendes: „Ich sah Mauserkugeln, die wie grün



fig. 100.

angestrichen aussahen, aber nähere Untersuchung ergab, daß die Kugeln in das giftige Verdigris eingetaucht waren. Ich stehe persönlich dafür ein. Wenn der ‚brave fromme Bur‘ dies auf eigene Initiative

\*) Vergl. die Lancet-Nummer vom 5. Mai 1900.

hin gethan hat, so verdient er bajonettiert zu werden, wo man ihn findet; ich glaube jedoch, daß einige seiner ausländischen Freunde dafür verantwortlich zu machen sind.“ Die Folge derartig gewissenloser Ausstreuungen sind Bilder, wie das auf Figur 100 wiedergegebene.

Die Engländer haben offenbar in den letzten Gefechten große Verluste gehabt und scheinen auch viele Leute an Dysenterie und Typhus zu verlieren. Unsere Wagen stehen neben dem Kirchhof und wir sehen, daß die Begräbnisse eigentlich den ganzen Tag nicht aufhören. Schön und feierlich war die Beerdigung eines Highlanderoffiziers; ich habe hier mit Erstaunen bemerkt, daß das schottische Nationalinstrument, der Dudelsack, auch wirklich schöner und ergreifender Töne fähig ist. Gestern habe ich mich bei den Feldlazaretten herumgetrieben. Das Los der Verwundeten und Kranken ist nicht zu beneiden; sie liegen in Felten auf dem vom Regen durchweichten Boden, nur durch eine Gummiunterlage vor der Nässe geschützt, und sind offenbar auch sonst wenig gut versorgt, denn die Zahl des Sanitätspersonals ist eine auffallend geringe; daher wohl die große Sterblichkeit. Mir scheint, daß die Einwohner von Bloemfontein mit ihrer wahren oder geheuchelten Begeisterung sehr in ihrem eigenen Interesse gehandelt haben, denn meiner Ansicht nach sollte man sie alle aus ihren Häusern hinauswerfen, oder ihnen wenigstens Betten und anderes Material fortnehmen, damit die Verwundeten und Kranken ein ordentliches Unterkommen fänden. Die politisch gewiß sehr kluge Rücksichtnahme auf die Bevölkerung wird entschieden zu weit getrieben.

Außerdem ist man wohl auf so große Mengen von Patienten nicht vorbereitet gewesen. Ich habe später genauere Zahlenangaben erhalten; danach sind die Verluste wenigstens bei einzelnen Truppenteilen sehr erheblich gewesen. So verlor z. B. die VI. Division in einem Monat (12. Februar bis 13. März) von 198 Offizieren und 6656 Mann 60 Offiziere und 1466 Mann, also etwa 30 Prozent der Offiziere und 22 Prozent der Mannschaften. Davon waren 51 Offiziere und 1014 Mann Gefechtsverluste, 7 Offiziere und 400 Mann erkrankt und 2 Offiziere und 49 Mann vermißt. Innerhalb dieser Division hatte wieder das erste Bataillon des Welsh-Regiment die größten

Verluste; es büßte von 24 Offizieren und 875 Mann nicht weniger als 13 Offiziere und 215 Mann ein, darunter nur 5 Mann durch Krankheit. Das Bataillon verlor also innerhalb eines Monats über die Hälfte seiner Offiziere und den vierten Teil seiner Mannschaften. Sehr schwer hat auch die Kavalleriedivision des Generalleutnant French gelitten. In mehreren Gefechten ist die Kavallerie sehr durch die im Freistaat überall zu findenden Stacheldrahtzäune gehindert worden. Da man so gut wie niemals ein Pferd über einen Stacheldraht hinüberbringt, so sind mehrfach Urtacken aufgehalten worden und einmal sollen die Verluste dadurch sehr groß geworden sein, daß alle Pferde in eine Jaunlücke hineindrängten, welche dem Feuer der Buren schutzlos preisgegeben war. Besonders schwer ist bei der Division French auch die Einbuße an Pferden gewesen. Mitte März war bereits der größere Teil der Truppen unberitten und anfangs April zählte eine ganze Brigade nur noch 150 brauchbare Pferde. Diese ungeheuren Verluste sind bedingt durch schlechte Verpflegungsverhältnisse, Wassermangel, Klima und durch die Grasfütterung der an vorzügliche Fürsorge gewöhnten Tiere.\*) Was die englischen Gesamtverluste an Menschen betrifft, so sind dieselben infolge des offensiven Charakters der englischen Kriegsführung im Verhältnis zu denen der Buren stets außerordentlich groß gewesen. Nach der Berechnung des Generalstabshauptmanns Wójcick haben die Engländer bis zum 26. Mai als tot, invalide und vermißt 1091 Offiziere und 20 954 Mann verloren. Dazu kommen bis Ende Mai ca. 20 000 Kranke und Verwundete in den Hospitälern Südafrikas (die Hälfte Typhusranke), so daß die Gesamtverluste bis zu diesem Termine rund 42 000 Mann betragen, d. h. fast ein Fünftel der aufbotenen Streitkräfte. Erringen die Engländer schließlich den Sieg, so haben sie ihn teuer genug erkaufte. So viele Thränen ist wohl das Burenland doch nicht wert gewesen.

\*) Die englischen Pferde waren alle in eigentümlicher Weise geschoren, nur an den Beinen hatte man die Haare stehen lassen und auf dem Rücken in Gestalt einer Schabracke.

Brandfort, den 30. März 1900, vormittags.

Wir haben wieder einmal einen abwechslungsreichen Tag hinter uns. Am 26. März nachmittags sind wir von Bloemfontein fortgezogen, haben auf einer schönen Brücke (fig. 101) den hier ausnahmsweis malerischen Modderfluß überschritten und sind gestern früh wieder mit den Buren zusammen getroffen. Die ersten, denen wir begegneten, waren fünf Mitglieder eines von dem tapferen Buren Théron neugebildeten Freikorps, der Théron-Police. Sie streifen in der Umgebung von Bloemfontein herum und haben die Aufgabe, Verräter zu fangen. Gestern brachten sie einen Buren ein, welcher die Waffen niedergelegt, den Eng-



fig. 101.

ländern Treue geschworen und ihre Proklamationen verteilt hatte. Am meisten fahnden sie auf die Kommandanten von Bloemfontein und Fauresmith, welche ihre Leute nach Hause geschickt und angeblich sogar Burengeschütze durch Hineinstürzen in tiefe Schlote (Regenrinnen) unschädlich gemacht haben. Für solche Verräter hat die nach Kroonstad verlegte Regierung einen eigenen militärischen Gerichtshof eingesetzt, dessen Statuten in einer Proklamation des Präsidenten Steyn bekannt gegeben worden sind.

Bald nach den Théron-Polizisten begegneten wir kleineren Burentrupps. Die Leute machten einen ruhigen, entschlossenen Eindruck, die Prahlerei hatte aufgehört. Zur Zeit der Siege war

der Größenwahn der Buren kaum mehr zu ertragen. Mir sagte einmal ein Feldkornett: „Ihr Deutschen könnt auch noch viel von uns lernen. Wenn Ihr 1870 nur 500 Buren gehabt hättet, so würdet Ihr nicht zwei Jahre gebraucht haben, um mit den Franzosen fertig zu werden.“ In dieser Beziehung scheinen die Schicksalsschläge des letzten Monats doch einiges Gute gewirkt zu haben. Den Umfang der Panik, welche die Cronjesche Gefangennahme in der ganzen Burenarmee hervorgebracht hat, erfahren wir erst jetzt. Wir hatten ja keine Ahnung, daß nicht nur hier, sondern auch in Natal und vor allem im Norden der Kapkolonie alles verloren, daß Eadysmith entsetzt, Colesberg aufgegeben ist. Am unbegreiflichsten ist mir, warum die Buren den Norden der Kapkolonie im Stich gelassen haben. Hier hatten sie die Engländer ja bereits bis Arundel zurückgeworfen und sie gefährdeten in bedrohlicher Weise zusammen mit der wachsenden Aufstandsbewegung die Verbindungen des Lord Roberts: da auf einmal wird all das mühsam Errungene Hals über Kopf aufgegeben und auf Bloemfontein zurückgegangen. Ich habe nicht gedacht, daß man es den Engländern so leicht machen würde. Trauriger sind die Schattenseiten des Milizsystems wohl noch nie hervorgetreten; das fehlen einer einheitlichen Leitung, der Mangel jeglicher Disziplin hat sich bitter gerächt. Ich bin wirklich gespannt, was wohl jetzt unsere Alleswisser zu Hause sagen werden, welche die Verhältnisse in Südafrika sogleich auf die Heimat übertragen wollten und aus unseren Stubenhockern ein gleiches Milizheer schaffen zu können glaubten wie aus dem Jäger- und Reitervolk der Buren. Wenn ein aus so guten Elementen zusammengesetztes Heer beim ersten Schicksalsschlag so vollständig versagt, was wäre wohl aus einer Milizarmee von Fabrikarbeitern, Kaufmannslehrlingen und Bücherwürmern geworden?

Also dicht vor Brandfort begegneten wir den ersten Burentrupps. Unter ihnen befanden sich auch drei Militärattachés, zwei Holländer und ein Amerikaner. Von den Holländern ist der eine, Kapitän Nir, schon zwei Tage später bei Sannah-Post gefallen; der Amerikaner war ein alter Bekannter von mir, Kapitän Reichmann, welcher soeben von den Philippinen kam. Wir hatten uns

zuletzt in Tübingen gesehen und trafen uns jetzt ganz unerwartet in der südafrikanischen Steppe wieder. Während der Fortsetzung unseres Weges begegneten wir zahlreichen Burenkommandos, die langsam nach vorn zogen. Es war wie immer ein malerisches Bild, die in losen Verbänden reitenden härtigen Gestalten auf den kleinen beweglichen Pferden, dazwischen eine Karre mit einem Kommandanten oder General und zur Abwechslung auch einmal ein reitender Bur mit dem Mausergewehr in der einen und dem aufgespannten Sonnenschirm in der anderen Hand.

Nachmittags gegen drei Uhr trafen wir nach längerem Aufenthalt in dem an der Bahn Bloemfontein-Kroonstad gelegenen gut gehaltenen Städtchen Brandfort ein, welches sich namentlich durch

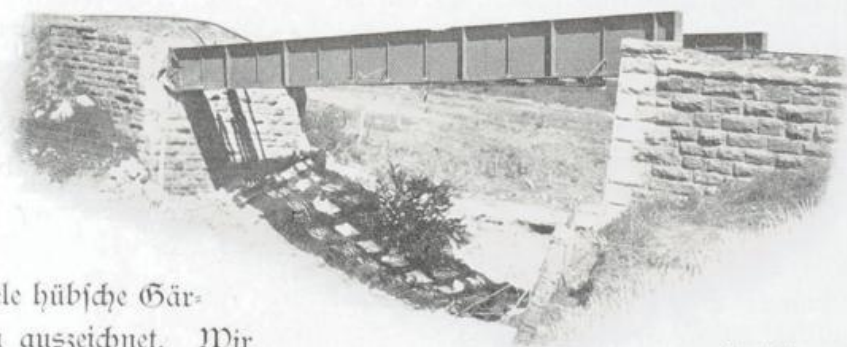


fig. 102.

viele hübsche Gärten auszeichnet. Wir schlugen unser Lager in

der Nähe des Bahnhofes auf, nicht weit von einer gesprengten Eisenbahnbrücke (fig. 102), und hatten uns kaum etwas eingerichtet, als einige Reiter auf uns zuweilten und uns mitteilten, es würde in der Nähe von Brandfort ernst gefochten. Wir folgten den Reitern und sahen bald auf einem südlich von Brandfort gelegenen, dachförmigen Berg, dem Tafelfop, das Blitzen der feuernden Geschütze. Wie wir hörten, hatten die von General Smuts\*) geführten Buren, die Kommandos von Wafferstroom, Ermelo und Kroonstad, in der Nacht vom 28. zum 29. den bei Karree-Siding gelegenen Tafelfop zu erreichen gesucht. Sie waren jedoch in der vollständigen Dunkelheit falsch geführt worden und fanden, als es Tag wurde, den Berg

\*) Sprich Smüts.

von den Engländern besetzt. Gegen zehn Uhr vormittags entspann sich das Gefecht, an welchem auf englischer Seite die VII. Infanteriebrigade, zwei Kavalleriebrigaden und ein Regiment berittener Infanterie teilnahmen. Obwohl die Buren ungünstige Stellungen inne hatten, hielten sie sich sehr tapfer und schlugen den englischen Infanterieangriff noch auf mittlere Entfernung zurück. Sobald aber die englische Reiterei mit einer Batterie auf dem westlichen Flügel in großem Bogen herumzuschwenken begann, kam bei den Buren die wahrhaft abergläubisch gewordene Furcht vor Umgehung wieder zur Geltung, sie zogen sich auf Brandfort zurück und besetzten dicht hinter der Stadt eine neue Stellung.

Die ersten Verwundeten trafen in Brandfort etwa um halb fünf Uhr ein, also sehr bald nach unserer Ankunft. Vorbereitungen waren von den anwesenden Burenambulanzern natürlich nicht getroffen, und so nahmen wir die Sache in die Hand. Wir besetzten das Nebengebäude des Hotels und das Schulhaus, welches letzteres von der inzwischen eingezogenen Feldpost erst geräumt wurde, als Stabsarzt Matthiolius entsprechend deutlich wurde. Sehr komisch war die Kopflosigkeit des seiner Aufgabe nicht gewachsenen Friedensrichters. Er rannte wie der Aujast im Cirkus hierhin und dorthin, ohne etwas zu stande zu bringen, und machte seiner Not endlich in einem Wutanfalle Luft, bei welchem wir zu unserem größten Vergnügen nicht sehr glänzend wegkamen. Schließlich erreichten wir doch, was wir wollten, bekamen Räumlichkeiten, Matratzen und Lebensmittel für einige dreißig, zum Teil recht schwer Verwundete und hatten gegen zehn Uhr abends unsere Thätigkeit beendet.

Während der ganzen Nacht sind die Burentrupps an unserem Lager vorbeigezogen, zuerst die ganz Vorsichtigen und erst bei Tagesgrauen die Mutigen, welche sich nur ungern zum Zurückgehen entschlossen haben. Man hält das gestrige Gefecht für verloren und glaubt bestimmt, daß die Engländer nachrücken werden. Wir warten ab, bis die Sache sich entscheidet, da bei einem möglicherweise stattfindenden Kampf unsere Hilfe nötig sein wird. Sollten die Engländer bis gegen Mittag nicht auf Brandfort vorrücken, so werden wir weiterziehen.

Mittags ein Uhr.

Die Buren sind wieder vorgegangen und haben weit und breit keinen Engländer gefunden. Sie behaupten, der Feind habe sich infolge großer Verluste auf den Modderfluß zurückgezogen. Wir gehen deshalb nach Smaldeel weiter, um die Bahn zu erreichen. Die Verwundeten von gestern sind bereits mit Mauleselwagen voraus.

Smaldeel, den 1. April 1900.

Wir sind an der Bahn angekommen, und damit ist der schöne Treff zu Ende. Maßlos war das Erstaunen unserer Kaffern, welche zum ersten- male eine Lokomotive sahen. Als der Zug in den Bahnhof einfuhr, rissen sie sämtlich aus und gewannen



Fig. 105.

erst wieder Mut, als sie sahen, daß aus dem Spektakelding lebende Menschen hervorkrochen. Nun sprangen sie grinsend und vor Vergnügen brüllend um die

Maschine herum, rannten wie Kinder hintereinander her und machten das Zischen und Pfeifen der Lokomotive nach.

Die Verwundeten von Karree-Siding sind bereits in dem hier stationierten holländischen Ambulanzzug untergebracht (Fig. 49) und gehen heute mittag nach Kroonstad. Wir folgen morgen früh. Smaldeel ist eigentlich nur Bahnstation mit einigen wenigen Häusern. Zur Zeit herrscht ein reges Treiben, da infolge Sprengung der weiter südlich gelegenen Bahnstrecke Smaldeel die Endstation geworden ist, von der alle Truppen- und Provianttransporte ins Land hineingehen (Fig. 105).

Unseren großen aus vier Ochsen- und drei Pferdewagen bestehenden Troß haben wir mit sämtlichen Pferden und Mauleseln heute vormittag auf einen Eisenbahnzug verladen (fig. 104). Das war ein Stück Arbeit, denn geholfen hat uns kein Mensch. Namentlich der eine mindestens 200 Centner schwere Ochsenwagen hat uns manchen Schweißtropfen gekostet. Es ist nur gut, daß wir allmählich an solche Dinge gewöhnt sind. Man lernt hier in Südafrika wirklich alles: Reiten, Zwei-, Vier-, Sechsspännigfahren, mit Kaffern, Pferden und den niederträchtig bössartigen Mauleseln Umgehen, Kochen, Schießen, Waschen, Schweineschlachten, Strategie, Nähen, Holländisch, Englisch, Kamm und Seife Entbehren, Menschenkenntnis, Flöhefangen zc.

Soeben erhielten wir die telegraphische



fig. 104.

Nachricht von dem gestrigen (31. März) Siege der Buren bei Sannah-Post. Wenn einmal etwas geleistet wird, dann ist es immer der schwarze de Wet. Vorgestern abend kommt er mit 1000 Buren an die Bloemfonteiner Wasserwerke bei Sannah-Post und sieht zwei englische Kavallerieregimenter, zwei Batterien und 1000 Mann berittener Infanterie zwischen Modderfluß und Koornspruit lagern. Sofort teilt er seine Leute in zwei Abteilungen, schickt 500 Mann mit 5 Geschützen an die Modderflußdrift und 500 Mann in den Rücken des Feindes an den Koornspruit. Als die nichts ahnenden Engländer sich gestern morgen mit ihrem großen Train in Bewegung setzen, feuert er mit seinen Geschützen mitten hinein und jagt sie seiner zweiten Abteilung in die Arme. Diese bleibt

ruhig in ihren Verstecken liegen, läßt den Train teilweise über den Bach und nimmt dann in aller Stille einen Wagen nach dem anderen weg. Als der Tête-Offizier nach vorn reitet, um nach der Ursache der Stockung in der Wagenreihe zu sehen, tritt ihm de Wet freundlich lächelnd entgegen und sagt ihm, er möchte die Güte haben, sich zu ergeben. Die vorderen Batterien und Mannschaften werden entwaffnet, 5 Geschütze und ein Teil der englischen Truppe setzen sich zur Wehr und entkommen nach Verlust von 19 Toten und 137 Verwundeten mit Mühe und Not. 425 Mann, darunter 18 Offiziere, 7 Geschütze und der ganze Train sind de Wet in die Hände gefallen. Außerdem hat er die Bloemfonteiner Wasserwerke demoliert, wodurch die Lage in der Hauptstadt des Freistaates auch nicht erfreulicher und die Erkrankungs-ziffer noch größer werden wird. Ein Hauptkerl dieser de Wet!

Kroonstad, den 6. April 1900.

Seit einigen Tagen sind wir in Kroonstad, der jetzigen Metropole des Freistaates. Wir haben uns hier mit der unter Leitung des Herrn Dr. Ringel stehenden zweiten deutschen Ambulanz vereinigt, die bisher in Springsfontein thätig war. Kroonstad ist eine der schönsten Städte in den Burenrepubliken, sie hat eine hübsche Villenkolonie, da viele vermögende Freistaater und Transvaaler hier die Sommermonate verleben. Besonders malerisch sind die am Valschrivier gelegenen Partien mit ihrer üppigen Vegetation und den mächtigen Trauerweiden, deren Zweige bis ins Wasser hinunterhängen (Fig. 105).

Als Regierungsgebäude dient ein Hotel, in dessen großem Saal sich vor einigen Tagen der Volksraad versammelt und die Fortsetzung des Krieges beschlossen hat. Präsident Steyn hat uns wie immer sehr liebenswürdig empfangen und uns nach Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten in sein Haus eingeladen. Er gefällt mir gar nicht, er sieht blaß und elend aus; die traurigen Ereignisse scheinen schwer auf ihm zu lasten, er leidet offenbar sehr unter der Verantwortung für alles, was sein Land jetzt zu erdulden hat. Auf Wunsch des Präsidenten werden wir die Centrale der jetzt vereinigten beiden

Ambulanzen nach Heilbron verlegen und zwei Ärzte an die Front schicken. Dr. Ringel und ich sind für den letzteren Posten ausersehen. Dr. Hildebrandt ist nach Pretoria gegangen, um dort anzufragen, ob man unserer bedarf. Leider nehmen die Erkrankungen in unserer Mitte zu. Den Oberpfleger Eckert haben wir wegen Typhus, Schwester Amalie von der zweiten Expedition wegen Dysenterie in das hiesige Hospital der russisch-holländischen Ambulanz gebracht, Schwester Louise Westphal hat schwere Malaria und wird wahrscheinlich bald nach Haus geschickt werden müssen.

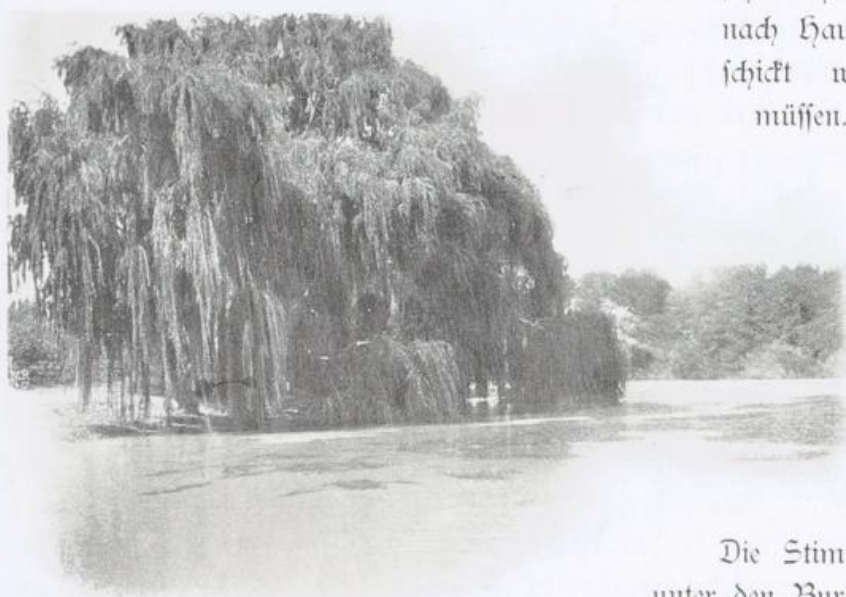


Fig. 105.

Die Stimmung unter den Buren ist hier sehr siegesgewiß. Vor drei Tagen (5. April) hat ein

2500 Mann starkes Burenkommando bei Reddersburg 5 Kompanien Irish-Rifles und eine Abteilung berittener Infanterie eingeschlossen und nach längerem Gefecht vorgestern zur Übergabe gezwungen. Außer 12 Toten und 35 Verwundeten haben die Engländer 405 Mann darunter 8 Offiziere, als Gefangene verloren. Die Buren stehen also wieder dicht an der Bahn südlich von Bloemfontein. Wenn das so weiter geht, so kann Lord Roberts in eine sehr schwierige Lage kommen. Es heißt hier bereits, daß er sich infolge Wasser- und Nahrungsmangel in Bloemfontein nicht

mehr halten kann. Hier in Kroonstad haben wir erst erfahren, daß der Kommandantgeneral Joubert Ende März an einem eingeklemmten Bruch gestorben ist. Später ist vielfach behauptet worden, er habe sich das Leben genommen aus Gram über die Vorwürfe, die ihm Krüger wegen seines Verhaltens in Natal gemacht habe. Jeder, der den alten Schlaumeier Joubert gekannt hat, kann darüber nur lächeln. Sein Nachfolger ist der begabte und tüchtige Louis Botha (Fig. 56) geworden, er hat entschieden einen frischeren Zug und größere Rührigkeit in die Buren hineingebracht.

In höchst unsympathischer Weise äußert sich die Siegesfreude bei dem Gefindel, welches sich hier in Kroonstad möglichst weit hinter der Front zusammengefunden hat. Alle möglichen Nationalitäten sind vertreten, selbst Kroaten und Montenegriner fehlen nicht. Zu den allerschlimmsten gehören leider die Deutschen. Für den unwahrscheinlichen Fall, daß die Buren siegen sollten, werden sie eine Generalrazzia abhalten müssen, um alle diese miserablen Elemente, denen man nicht gern bei Nacht begegnet, wieder aus dem Lande hinaus zu jagen. Ein großes Unglück ist es, daß eine Anzahl wegen häßlicher Geschichten aus dem deutschen Offizierstand entfernter Leute sich hier als deutsche Offiziere aufspielen. Ein früherer Kavallerist mit gutem Namen erklärte mir gestern, er werde sich die allerschlimmste Sorte Menschen zusammensuchen, namentlich auch die Kroaten und andere liebe Leute; dann wollten sie als Freikorps sich selbst ernähren. Wenn die Kerls nachher den Engländern die Hälse abschnitten, so würde er es nicht sehen. Dr. Hildebrandt erzählte mir später, er sei anwesend gewesen, wie man mit der Waffe in der Hand einem Buren Karre und Pferde abgenommen und nachher zum Verkauf aus- geboten hätte. Armes Volk, dem solche Befreier erstehen!

## Sechstes Kapitel.

### Von Kroonstad nach Pretoria. Schlussbetrachtungen.

Heilbron, den 12. April 1900.

Dr. Ringel und ich waren gerade in diesem sauberen und freundlichen Freistaatsorte damit beschäftigt, uns für die Abreise zur Front auszurüsten, als gestern Dr. Hildebrandt von Pretoria eintraf und ein sehr überraschendes Telegramm aus Berlin überbrachte. Das Centralkomitee läßt uns wissen, daß ein Teil von uns durch eine dritte Expedition abgelöst werden wird, weshalb wir unsere Rückreise vorzubereiten haben. Ich bin mir noch nicht recht klar, ob ich mich darüber freuen soll oder nicht. Auf der einen Seite würde ich gern noch im Burenland bleiben, obwohl ich glaube, daß bei dem Guerillakrieg ärztlich nicht mehr viel zu thun sein wird, auf der anderen Seite bin ich sehr glücklich, daß ich die Heimat, die Angehörigen und mein liebes Tübingen wiedersehen soll. Ich glaube, das letztere Gefühl wird sehr bald überwiegen. Den Plan, an die Front zu gehen, habe ich wegen der Kürze der Zeit aufgegeben, ich werde Stabsarzt Matthiolius nach Pretoria begleiten und ihm bei Einrichtung eines dort gewünschten Reservehospitals behilflich sein. Anfang Mai soll ich mit Dr. Ringel, vier Pflegern und der malariafranken Schwester Louise nach Europa zurückkehren.

Pretoria, den 21. April 1900.

Am Ostersonntag sind wir hier eingetroffen. Zuerst und vor allem habe ich mich wieder zum Menschen umgeformt, was viel Zeit und Geld gekostet hat. So eitel bin ich in meinem ganzen Leben noch

nicht gewesen, ich bewundere mich täglich im Spiegel und habe mich sogar photographieren lassen (fig. 106). Einige alte Bekannte haben mich auf der Straße nicht erkannt, was mich mit besonderer Genugthuung erfüllt hat. Jetzt kam ich mich doch wieder bei den deutschen



fig. 106.

Freunden sehen lassen, vor allem bei Herrn und Frau Konsul Biermann, bei Dr. v. Gernet und seiner liebenswürdigen Gemahlin, bei Herrn v. Dewitz und Herrn Höpfner, die uns mit der gleichen Freundlichkeit aufgenommen haben, wie bei unserer Ankunft vor einem halben Jahr. Mein gütiger Gastgeber von damals, Herr Werner, ist leider nach Europa gereist.

Die Hospitalfrage hat die üblichen Schwierigkeiten verursacht. Zuerst wurde uns die Staatsmodellsschule überwiesen, die sich jedoch als nicht geeignet herausstellte; jetzt richten wir das „Tweete Staatshuis voor Jongens“, ein staatliches Alumnat für Gymnasiasten, als Reservelazarett ein. In der Staatsmodellsschule waren bis vor kurzem die gefangenen englischen Offiziere untergebracht, welche jetzt in einem Barackenlager außerhalb der Stadt liegen. Sie haben sehr interessante Wandmalereien und Inschriften zurückgelassen. In großen Lettern ist zu lesen: „Ceterum censeo Pretoriam esse delendam.“ Ein wahres Kunstwerk ist eine Karte von Natal, welche der Tod in der Hand hält, und sehr hübsch gezeichnet ist eine Karikatur, welche den

Oom Krüger darstellt, wie er mit der Bibel unter dem Arm zur Front geht und gleich darauf im Lauffschritte, verfolgt von Lord Roberts, zurückkehrt. Darunter steht: „Mr. Kruger goes to the front but returns in urgent business.“



Fig. 107.

In einem der Säle fanden wir ein großes viereckiges Stück aus dem Fußboden ausgesägt und sorgfältig wieder eingesetzt. Ein anwesender Bur erzählte uns, daß sich zwei Wochen vor dem Umzuge aus der Staatsmodellsschule drei englische Offiziere durch dieses Loch unter den Fußboden begeben und sich hier sieben Tage lang aufgehalten hätten. Als dann die Gefangenen verlegt und die Wachen fortgezogen waren, sind die drei aus der Versenkung emporgetaucht und haben ungehindert die Grenze erreicht, denn man hatte inzwischen die Nachforschungen nach ihnen aufgegeben.

Am 18. und 19. April sind wir in Johannesburg gewesen, wo uns die deutsche Kolonie, voran Herr Konsul Nels, durch ein großes Herrendiner gefeiert hat. Johannesburg, die lebhafteste mächtige

Stadt des Goldes, ist jetzt still geworden (Fig. 107). Ganze Straßen sind verlassen, man hat die Läden geschlossen, die großen Schaufenster mit Brettern vernagelt, die Droschkengäule Johannesburgs, die Ricscha-Kaffern, sitzen mit ihren Gefährten auf den Halteplätzen und haben nichts zu thun (Fig. 108). Von 150 Minen arbeiten nur noch zwölf, sie werden von der Transvaal-Regierung betrieben, oder müssen wenigstens hohe Abgaben an dieselbe zahlen. Durch die gütige Vermittelung des Herrn Brackhan, Chefs der großen Minenfirma Goertz, wurde es uns ermöglicht, die „Ferreira“ (Fig. 109), eine noch ar-

Nachdem  
liches

beitende Goldmine, zu besuchen.

wir ein unglaub-  
Grubenkostüm



te 1500 Fuß  
Während wir

Fig. 108.

bei dem immer schräger werdenden Verlauf des Schachtes schließlich alle aufeinander, was mehr amüsant als angenehm war. Das Innere der Grube ist durch die vielverzweigten Gänge, durch die oft in weiter ferne sichtbaren Kerzen der arbeitenden Kaffern, durch das Rauschen des Wassers und das Donnern der Dynamitsprengungen im höchsten Grade interessant, allerdings muß man dafür in einer recht molligen Temperatur und in einer Luft, die durch die Ausdünstungen von mehr als 1000 Negeren nicht verbessert wird, große Strecken auf allen Vieren kriechen oder schräge Hänge über Geröll

angezogen hatten, wurden wir in einem anfangs senkrecht, dann schräg verlaufenden Schacht

tief unter die Erde befördert.  
zuerst aufrecht standen, lagen wir

hinweg im Sitzen hinabrutschen, wobei man immer Gefahr läuft, sich den Kopf einzurennen. Schließlich kommt man wie ein gewisses glückbringendes Tier wieder an die Oberfläche, aber schön war es doch. Sehr gefallen hat mir die Herstellung der Geschützmunition in Johannesburg. Die Buren schießen nämlich schon seit vier Wochen mit Granaten und Shrapnels, die sie selbst fabrizieren. Das rauchlose Pulver liefert die Dynamitfabrik, und in Johannesburg wird Geschützmunition in allen Größen hergestellt, von den riesigen Hundertpfündern der Long-Toms bis zu den kleinen, gefährlichen Granaten der Nordenfeldt-Maxims. Die Kleingewehrpatronen werden in Pretoria angefertigt, so daß also Munitionsmangel nicht eintreten kann.



fig. 109.

Alle nötigen Maschinen und Instrumente sind aus den Goldminen genommen worden. Die ältesten Bomben, ja sogar vorsintflutige Handgranaten werden jetzt wieder eingeschmolzen und zu modernen Geschossen umgewandelt. Das ganze Arbeiterpersonal mußte von ausländischen, hauptsächlich französischen Mineningenieurern erst angelernt werden, kurz, man hat sich in wirklich großartiger Weise zu helfen gewußt.

Pretoria, den 24. April 1900.

Gestern lief die Schreckensnachricht ein, daß die Munitionsfabrik in Johannesburg in die Luft geflogen ist (fig. 110). Man vermutet hier allgemein ein englisches Attentat, da die Explosion nicht in der Fabrik selbst, sondern in einem Nachbargebäude



fig. 110.

stattgefunden hat und Dynamit verwandt worden ist. Eine Anzahl Menschenleben sind zu beklagen, doch soll der Materialschaden nicht allzu groß und die Fortsetzung des Betriebes möglich sein. Alle nur irgendwie verdächtigen Engländer werden jetzt endgültig über die Grenze gebracht, der Einfachheit halber publiziert die Regierung nur die wenigen Namen derjenigen, die bleiben dürfen, alle anderen haben in kürzester Zeit das Land zu verlassen.

Pretoria, den 1. Mai 1900.

Vielleicht interessiert es den Leser, die Ansichten kennen zu lernen, welche ich mir bei vorurteilsfreier Prüfung im Laufe meiner Thätigkeit in Südafrika über die Buren gebildet habe. Ich glaube, daß wir Ärzte besonders Gelegenheit haben, ein Volk kennen zu lernen, weil wir in innigste allgemein menschliche Berührung mit ihm kommen und es nicht nur von einem, z. B. vom kaufmännischen Standpunkt aus beurteilen lernen. Es ist mir bereits in der Türkei aufgefallen, daß wir nach den vier Monaten unserer Thätigkeit über Charakter und Sitten der Türken viel genauer orientiert waren, als mancher Europäer, der zehn und mehr Jahre in Konstantinopel zugebracht hatte, aber in der Europäerstadt niemals in so intime

Berührung mit dem Volke gekommen war, wie wir, die wir ganz unter den Muhammedanern lebten.

Es ist für mich außer allem Zweifel, daß die Buren in Deutschland überschätzt worden sind. Man hat immer von einem geradezu idealen Bruderstamm in Südafrika geschwärmt, der den Heldenkampf gegen das übermütige und gewissenlose Albion kämpft und die Presse hat sich teilweise in einer so einseitigen Weise für die Buren und gegen die Engländer engagiert, daß sie die schon an und für sich schwierige Stellung des Deutschthums in Südafrika noch mehr erschwert, wenig Dank geerntet und sich schließlich auch ein wenig blamiert hat. Gewiß, Englands Politik in Südafrika ist für mich wie für alle Deutsche im höchsten Grade unsympathisch, aber seit wann hat sich denn die hohe Politik um die Skrupel gewöhnlicher Erdenbürger gekümmert? Staatsraison ist immer ein Ding für sich gewesen. Daß es für die Burenstaaten wirtschaftlich ein Segen sein wird, wenn sie in englische Hände kommen, daran kann kein Einsichtiger zweifeln, denn ein Kulturvolk sind die Buren nie gewesen und werden sie nie sein. Alles, was in Südafrika fortschrittlich auf industriellem, technischem, kommerziellem, juristischem und staatswissenschaftlichem Gebiete geleistet worden ist, haben nicht die Buren, sondern die in ihrem Dienste stehenden Ausländer geschaffen, Holländer wie Deutsche, Franzosen und Engländer. Man beurteilt in Deutschland den Engländer durchaus falsch, deshalb weil man ihn nicht kennt, oder vielmehr nur den Engländer kennen lernt, welcher von seinen eigenen Landsleuten besseren Standes nicht für voll angesehen wird, nämlich den in Deutschland reisenden oder lebenden Parvenu, den reich gewordenen Gevatter Schneider und Handschuhmacher. Es wäre für uns Deutsche auch sehr traurig, wenn man uns nach unseren reichgewordenen Metzgermeistern beurteilen wollte. Wer wissen will, was England geleistet hat, der stecke einmal die Nase in die Welt hinaus und sehe, wie man z. B. in Ostasien blühende Weltstädte aus dem Boden herausgezaubert und in 50 Jahren aus einem Pestloch wie Hongkong einen der schönsten und gesunden Plätze der Welt gemacht hat. Dann wird er vielleicht anders über England denken als zu Hause am Bier-

oder Schreibtische. Ich bitte dringend, mich nicht mißzuverstehen. Ich bin der letzte, der verlangt, man solle den Engländern nachlaufen, im Gegenteil, man soll ihnen, wo es am Platze ist, sehr energisch die Zähne zeigen. Aber es ist mir unsympathisch, daß man ungerecht urteilt, über den schlechten Seiten einer Nation ihre Vorzüge vergißt, daß man in wichtigen Fragen ohne Sachkenntnis einen zu einseitigen Standpunkt einnimmt und sich in unpraktischer Weise nur von seinem Gefühl leiten läßt. Was wäre daraus geworden, wenn unsere auswärtige Politik die Wege gewandelt wäre, welche der größte Teil des Publikums und der Presse ihr vorzuschreiben versucht hat? Wir hätten uns bloßgestellt, ohne den geringsten Dank dafür zu ernten, denn der Bur ist in politischen Dingen ebensowenig dankbar, wie irgend eine andere Nation, er ist vielmehr ein praktischer und berechnender Mann, in der Politik wie im gewöhnlichen Leben. Ist es vielleicht den Deutschen in Südafrika irgendwie gedankt worden, daß unser Kaiser seiner Zeit nach dem Jameson-Ritt das bekannte Telegramm an Krüger gesandt hat? „Was gehen uns Eure Sympathien an,“ hat mir mancher Bur gesagt, „schickt uns einige Armeekorps, das ist das einzige, was wir haben wollen.“ Nun, darauf hätte sich wohl selbst der rabiateste Burenfreund und Engländerfresser in Deutschland nicht eingelassen.

Sehen wir von der Politik ganz ab, und betrachten wir den Buren, wie er uns als Mensch gegenübertritt. Eine einheitliche Beurteilung des Volkes als geschlossenem Ganzen ist nicht möglich, weil seine einzelnen Teile durchaus verschieden sind. Zunächst sind die Buren kein reiner niederdeutscher Volksstamm, sondern sie sind ein Mischvolk, hervorgegangen aus Holländern, Deutschen, Franzosen und Engländern. Indessen spielen die Stammeseigentümlichkeiten bei der jahrhundertelangen Vermischung eine nur sehr geringe Rolle gegenüber den Unterschieden, welche sich aus der Lebensweise der einzelnen Buren ergeben haben. Der Bur auf dem Lande, der Farmer, ist ein ganz anderer Mensch, als der Bürger in der größeren Stadt. Wir beobachten hier dieselbe Erscheinung wie bei allen Völkern, die keine Kulturträger sind, daß nämlich die

Einzelindividuen in Berührung mit Kulturnationen die schlechten Eigenschaften der letzteren viel schneller annehmen, als die guten. Deshalb ist der Farmer der ursprüngliche, echte Bauer, ein ungleich sympathischerer Mensch, als der Transvaaler oder Freistaater, welcher in größeren Städten wohnt und womöglich mit Gold oder Diamanten in Berührung gekommen ist.

Der auf dem freien Felde lebende Bur hat eine entschiedene Ähnlichkeit mit unseren niederdeutschen Bauern. Er ist im gewöhnlichen Leben ein gutmütiger, offener und ehrlicher Mensch, auch von großer Gastfreiheit, solange er noch keine schlechten Erfahrungen gemacht hat. Die Frömmigkeit gehört zur guten Erziehung, sie wird für selbstverständlich gehalten. Die Sittlichkeit steht ungefähr auf dem gleichen Niveau, wie bei unseren besseren Bauern, sie wird dadurch sehr gehoben, daß die meisten Ehen in ganz jungen Jahren geschlossen werden. Echt bäurisch ist das Verhalten des Buren in Geschäfts- und Geldangelegenheiten. Er ist bei einem hohen Grad von gesundem Menschenverstand mißtrauisch und geizig, mit Zähigkeit hält er an dem Althergebrachten fest und ist noch mehr als unser Bauer dem wirtschaftlichen Fortschritt abhold. Kühner und groß angelegter Unternehmungen ist er nicht fähig; selbst die Buren, welche durch Verkauf von Territorien in Gold- und Diamantendistrikten in den Besitz ungeheurer Reichtümer gelangt sind, haben ihr Vermögen nie mit weitem Blick anzulegen gewußt, denn der Bur trennt sich (genau wie mancher deutsche Volksvertreter) nur ungern von jedem Goldstück, welches ihm eine Neuanlage kostet, und überlegt sich stets ängstlich, ob die Sache auch wirklich rentieren wird. Über die viel gerügte Bestechlichkeit der Buren fehlt mir jede eigene Erfahrung. Es giebt unter den maßgebenden Persönlichkeiten in Transvaal eine Anzahl Leute, denen ich in dieser Beziehung viel Schlechtes zutraue. Männer wie Präsident Krüger und Reitz sind davon ebenso ausgeschlossen wie die Mitglieder der Freistaatsregierung, welche ich nur von allerbesten Seite kennen gelernt habe. Dem Bur auf dem Lande, der, wie jeder Bauer sehr viel vom Gelde hält, ist in dieser Beziehung wohl nichts vorzuwerfen, allerdings kommt er auch selten in Versuchung.

Man stößt sich oft an der Unerzogenheit der Buren, die in der That recht lästig werden kann, doch muß man bedenken, daß ihm auf seiner Farm jede Erziehung in dieser Hinsicht mangelt. Das einsame Leben auf dem Veldt bedingt überhaupt manche Eigenschaften des Buren, gute wie schlechte. Unter den schlechten steht obenan ein ausgesprochener Egoismus, denn der Bur kennt auf der Farm eben nur sich und seine Interessen. Unangenehm ist ferner der Mangel an Korpsgeist und Respekt, sowie die vollständige Disziplinosigkeit, welche sich in diesem Kriege so schwer fühlbar gemacht hat und auf das freie, ungebundene Herrenleben zurückzuführen ist, welches der Farmer auf einsamem, meist sehr großem Gebiet von Jugend auf führt. Mit seiner Lebensweise hängt auch ein recht hoher Grad von Trägheit zusammen, denn die eigentliche Arbeit verrichtet der Bur nicht selbst, dazu hat er seine Kaffern. Als wir bei der Einrichtung unseres Hospitals in Jacobsdal selbst in üblicher Weise Hand anlegten, traten einige Buren hinzu und erklärten, wir setzten das Ansehen der weißen Rasse in den Augen der Schwarzen herunter. Der Bur ist mit wenigen Ausnahmen nur Jäger und Reiter, der wohl täglich seine Viehherden besichtigt, aber im übrigen mit einem sehr geringen Quantum Arbeit auskommt. Es hat uns und allen Kennern der Verhältnisse immer ein Lächeln abgenötigt, wenn wir in deutschen Zeitungen oder in Vorträgen, die notwendig alle gedruckt werden mußten, von dem Bienenfleiß und der Arbeitsamkeit der Buren gelesen haben.

Von den guten Eigenschaften, welche das Farmerleben zeitigt, nenne ich den ausgesprochenen Familiensinn und den großen Freiheitsdrang. Diese letztere Eigenschaft ist die gute Seite der Disziplinosigkeit. Ebenso wenig wie der Bur im Felde oder im gewöhnlichen Leben einen Höherstehenden anerkennt, ebensowenig duldet er eine ganze Nation als Herren über sich und verläßt lieber die Heimat, ehe er sich fügt. Es hängt dies zum Teil mit seinem starken Rassegefühl zusammen, welches in dem schon geschilderten Verhältnis zu den Eingeborenen und in dem fest gewurzelten Glauben Krügers seinen Ausdruck findet, daß sich das alte Volk Gottes in seinen Stammesgenossen fortsetze. Ich glaube nun zwar, daß die Buren

in den letzten Jahrzehnten sich in dieser Beziehung erheblich geändert haben, wie sie überhaupt stark degeneriert sind. Ein großer, wahrscheinlich der größte Teil der Buren wird sich das englische Joch ohne weiteres gefallen lassen, wenn er unter demselben sein früheres Leben weiterführen kann, nicht mehr Abgaben zu zahlen braucht als bisher und keine besonderen Verpflichtungen auf sich zu nehmen hat. Da die Engländer geschickte Kolonisatoren sind, und keinen Zwang ausüben, wo sie etwas erreichen wollen, wird die Anglisierung der Burenrepubliken in ruhiger und stetiger Weise vor sich gehen.

Über die Tapferkeit der Buren im Kriege sind die Urteile sehr verschieden. Ich für meine Person habe höchst aner kennenswerte Leistungen gesehen, und zwar sowohl von Transvaalern, wie von Freistaatern. Feiglinge giebt es überall, nur können sie in einem disziplinierten Heere niemals durch schlechtes Beispiel einen so verderblichen Einfluß gewinnen wie in einer Milizarmee. Die Mißerfolge der Buren in diesem Kriege sind bedingt durch die mangelhafte Oberleitung, durch die zu große Selbständigkeit der Unterführer und des einzelnen Mannes, durch persönliche Eifersucht der Kommandierenden, durch das fehlen des Korpsgeistes und vor allem durch das ganze disziplino se System des Milizheeres, welches Schicksals schlägen gegenüber nicht den nötigen Halt zu gewinnen vermag.

Der Bur kennt keine eigentliche Subordination. Er wählt seine Führer selbst, wobei taktische Fähigkeiten oft weniger maßgebend sind als politischer Einfluß und Vermögen. Deshalb will er durch seine Vorgesetzten von der Notwendigkeit eines Unternehmens überzeugt werden, und es kann vorkommen, daß er den Gehorsam verweigert, weil er den Zweck einer Aktion, namentlich einer offensiven Aktion nicht einsieht. Der Kommandant ist ebenso wie der Präsident „oof maar een vrije Burger as ik en het voor mij niets te seggen“ („auch nur ein freier Bürger wie ich und hat mir nichts zu sagen,“ eine Äußerung, die ich selbst gehört habe): die meisten kriegerischen Beschlüsse werden in einem Kriegsrat gefaßt. Eigentlich dürfen nur die Feldkornetts, Kommandanten und Generäle daran teilnehmen, doch habe ich in Jacobsdal erlebt, daß ein deutscher Handlungsreisender im Kriegsrat das große Wort hatte. Daß solche Zustände

zu keinem guten Ende führen können, ist leider klar. Um so merkwürdiger und um so weniger schmeichelhaft für die englische Kriegsführung sind die großen Erfolge der Buren im ersten Teile des Feldzuges. Hat ein Bur die Überzeugung gewonnen, daß ein Unternehmen notwendig ist, so führt er es meist mit großer Energie durch. Deshalb haben einzelne begabte Führer, welche das Vertrauen kleinerer Abteilungen genossen, in der späteren Phase des Krieges so große Erfolge gehabt. Die Thaten de Wets und seiner Helden-schar sind nach meiner Ansicht mehr wert, als alles, was von burischen und englischen Heerführern während des ganzen Krieges geleistet worden ist. Von solchen verzweifelten Freiheitskämpfern werden England vielleicht noch Schwierigkeiten erwachsen; die Zeiten sind jedoch unwiederbringlich dahin, in welchen das ganze Burenvolk eines de Wet würdig war.

Ich habe in der Einleitung ausgesprochen, daß meiner Überzeugung nach die Buren im Durchschnitt besser sind, als wir. Man wird nach dem bisher Gesagten darin vielleicht einen Widerspruch finden. Indessen man bringe einmal unser Volk unter die gleichen Verhältnisse, wie die Buren, überlasse es nach jahrzehntelangen, blutigen Kämpfen der gleichen Ungebundenheit und Selbständigkeit und warte das Resultat ab. Ich fürchte, es wird mir recht gegeben. Ob wir oder eine andere Nation uns unter diesen Verhältnissen die Herzensgüte, Sittenreinheit und den Abscheu vor Roheiten gegen Mensch und Tier bewahrt hätten, die den Buren auszeichnet, ist sehr fraglich. Der Bur ist ein friedlicher, gutmütiger Mensch geblieben, der trotz hoher kriegerischer Eigenschaften jedem Zank und Streit abhold ist, und rohe Prügeleien oder Messerstechereien ebenso wenig kennt, wie jede andere Brutalität. Ausnahmen bestätigen nur die Regel. Ein Volk mit solchen Eigenschaften muß trotz aller Fehler einen sehr guten Kern haben, und aus diesem Grunde halte ich den Buren im Durchschnitt für einen besseren Menschen, als den auf gleicher Bildungsstufe stehenden Mann unseres Volkes.

Über die Engländer ist so viel gesagt und geschrieben worden, daß ich mich kurz fassen kann. Für die lästige englische Selbstüberhebung werden die Blamagen in der ersten Zeit des Krieges eine gute Lehre sein, wie denn die Engländer überhaupt aus diesem ganzen Feldzug sehr viel lernen können, wenn sie wollen. Daß ihr ganzes Heerwesen großer Reformen dringend bedarf, wird von den Offizieren selbst rückhaltslos zugegeben; ob man Verbesserungen durchführen wird, ist eine andere Frage. Aufgefallen ist mir auch im englischen Heere die Selbständigkeit der Unterführer, welche das Gelingen des Ganzen oft eigenen Interessen und persönlichem Ehrgeiz unterordnen. Von dem englischen Offizier gilt in der Hauptsache das, was ich oben über den Engländer der gebildeten Klasse im allgemeinen sagte. Ich habe ihn auch als Feind als einen Mann von feinsten Lebensart und hervorragenden persönlichen Eigenschaften kennen gelernt und erinnere zum Beweise nur daran, wie die Offiziere vom North-Stafford-Regiment sich bei Klipdrift gegen uns verhalten haben und wie der greise Marinekapitän nach einem heißen Tage mitten in der Nacht zu Pferde gestiegen ist, um uns zu den verwundeten Feinden zu geleiten. Die englischen Soldaten sind sehr viel weniger sympathisch als die Offiziere, man findet unter ihnen recht schlechte Elemente, die sich durch starke Neigung zur Brutalität, Ausschweifung und Disziplinlosigkeit auszeichnen. Besonders unleidlich sind manche koloniale und irische Truppen, während die Schotten, vor allem die Highlander, auf einer viel höheren Stufe stehen. Als Patienten sind die englischen Soldaten nicht unangenehm, obwohl sich viele in echt englischer Weise arrogant und anspruchsvoll zeigen, sobald es ihnen besser geht. Der Bur ist mir als Patient lieber, vor allem der Freistaater, der dem Transvaaler an Gesittung und Lebensart entschieden überlegen ist. Es ist vielfach behauptet worden, daß es dem englischen Soldaten an Tapferkeit mangle und daß die Offiziere ihre Mannschaften mit der Waffe in der Hand hätten ins Gefecht treiben müssen. Derartige Vorkommnisse sind jedenfalls selten, im allgemeinen ist nach dem, was ich gesehen habe, der englische Soldat ein Draufgänger, dem es an Schneid nicht fehlt. Daß es kein Vergnügen ist,

gegen die vorzüglich gedeckten Schützenlinien oder gegen die Schanzen der Buren als Angreifer vorzugehen, ist aus folgendem nach der Schlacht bei Magersfontein geschriebenen Briefe eines englischen Offiziers ersichtlich: „Perhaps you think it is easy to see a Boer, but it isn't. We have fought four tolerably big battles against them but few of us have seen a single Boer. He is the invisible enemy. He lies in the grass, deep down in a trench, or behind a rock and spits death at us all day long, but we never see who is killing our men. An English soldier of imaginative mind might come to think of the enemy as a sort of nineteenth-century invention — a vapour like the colourless smoke of the new powder — or a demon or an essence.“ („Vielleicht glaubst Du, daß es leicht ist, einen Buren zu sehen; nein im Gegenteil. Wir haben vier große Schlachten geschlagen und kaum einer von uns hat einen Buren zu sehen bekommen. Er ist der unsichtbare Feind. Er liegt im Gras, hinter Felsen oder tief in einer Schanze und speit tagelang Tod und Verderben, ohne daß wir sehen, wer unsere Leute tötet. Ein Mann von Phantasie könnte auf den Gedanken kommen, daß er mit einer neuen Erfindung des neunzehnten Jahrhunderts zu kämpfen hat, mit einem Gas wie das rauchlose Pulver oder mit einer dämonischen Essenz.“)

Noch einige Worte über zwei Angelegenheiten, die in der Presse stets mit großem Eifer erörtert worden sind: über die Mißachtung der weißen Flagge und das Schießen auf das rote Kreuz. Eine Mißachtung der weißen Flagge ist nur deshalb vorgekommen, weil ein Mißbrauch mit derselben getrieben worden ist. Wenn einem Engländer oder Buren in der Schützenlinie die Nerven versagt haben, so hat er geschwind sein Taschentuch herausgezogen, damit in der Luft herumgewedelt und verlangt, der Feind solle sich um seine Nervosität kümmern. Natürlich haben andere, die von dem Taschentuchsignal eines einzelnen Mannes oder einer Gruppe bei der langen Ausdehnung der Schützenlinien nichts wissen konnten, weitergefeuert und das Kapitalverbrechen war fertig. Bewußte Bosheiten sind wohl nur sehr selten vorgekommen. Das Recht, die

weiße Flagge zu zeigen, hat, so viel ich weiß, nur der Führer und nicht jeder einzelne Mann.

Auf das rote Kreuz ist von beiden Seiten oft genug geschossen worden. Im modernen Kriege, wo die Infanteriegewehre vier, die großen Geschütze zehn Kilometer weit tragen, sind solche Vorkommnisse einfach nicht zu vermeiden. Das kleine rote Kreuz auf der Armbinde, oder ein noch so großes Abzeichen auf dem Ambulanzwagen ist in einiger Entfernung nicht mehr zu erkennen, besonders in der heißflimmernden Luft Afrikas. Daß viele Verwundete nachträglich noch erschossen werden, ist bei dem wahren Kugelregen des modernen Gefechtes ebensowenig zu ändern, wie die erheblichen Verluste unter dem Sanitätspersonal. Es ist ein großes Vorurteil, daß das letztere im Kriege nicht gefährdet sei, ebenso wie es nichts Lächerlicheres giebt als das Herabsehen auf den äußerst wichtigen und deshalb auch stark ausgesetzten Train. Am 18. Februar sind bei Paardeberg unter 212 Toten allein zwei Ärzte gewesen, im Verhältnis zur Gesamtzahl ein ungeheurer Prozentsatz. Ich weiß nicht wozu mehr Nerven gehören, am Gefecht thätigen Anteil zu nehmen, oder ohne Rücksicht auf Deckung seine Ruhe zu bewahren, um den Verwundeten zu helfen.

Schlußnotiz. Pretoria, den 5. Mai 1900.

Die Ablösungsexpedition ist eingetroffen, morgen verlassen wir Transvaal. Die letzten Tage habe ich dazu benutzt, die Verwundeten unter den englischen Gefangenen in Waterval auf Wunsch der Burenregierung zu untersuchen. Die Gefangenen sind jetzt, da ihre Zahl zu sehr gestiegen ist, einige Meilen nördlich von Pretoria in Waterval untergebracht. Man hat dort ein Barackenlager für sie errichtet, welches zur Verhinderung von Fluchtversuchen nachts von einem wahren elektrischen Lichtermeer umgeben ist. Sehr große Verdienste um die Besserung der dortigen sanitären Verhältnisse hat sich Herr Dr. v. Gernet erworben; er hat es erreicht, daß

eine schwere Typhusepidemie, die manches Opfer gefordert hat, jetzt im Verlöschen ist.

Heute morgen haben wir uns von Dom Paul verabschiedet. Der arme alte Mann hat sich sehr verändert, die Schicksalsschläge und Enttäuschungen der letzten Monate haben ihn stark altern lassen. Bläß und abgemagert sieht er aus, seine unerschütterliche Ruhe ist einer nervösen Hast gewichen. Während er bei unserem ersten Empfang im Dezember aus seinem Phlegma nicht herauszubringen war, erhob er sich heute sofort bei unserem Eintritt und hielt unter lebhaften Gesticulationen eine längere Rede, in der er uns seinen Dank in bewegten Worten ausdrückte. Das abgehärmte Aussehen des alten Mannes, der am Ende eines langen arbeitsreichen Lebens sein ganzes Werk zusammenstürzen sieht, dessen Schicksal Not und Verbannung sein wird, hat mich tief bewegt. Um so mehr habe ich mich über die Anerkennung gefreut, die er unserer Thätigkeit hat zu teil werden lassen. Als äußeres Zeichen seines Dankes überreichte er uns sein Bild mit der Aufschrift: „Für die ausgezeichneten Dienste der deutschen Ambulanz S. J. P. Krüger“ (vergl. das Titelbild) und ließ uns durch den Staatssekretär Reitz das folgende Schreiben überreichen, in welchem uns mehr Anerkennung zu teil wird, als wir verdienen.

Departement  
van Buitenlandsche  
Zaken. Gouvernements  
Kantoor.

Auswärtiges Amt Pretoria  
Gouvernements-Kantoor.

Pretoria, den 3den Mei 1900.

Pretoria, den 3. Mai 1900.

Waarde en hooggeachte vrienden.

Werte und hochgeachtete Freunde!

Terwijl deze Regeering het van ganscher harte betreurt dat zij de goede diensten door U allen zoo trouw en liefdevol bewezen niet langer zal mogen genieten maar dat gij U vorstelt na een tijd van zelfop-offering en ontbering, in onze legers doorgebracht, weder naar Uw land terug te keeren, gevoelt zij behoefte

Die unterfertigte Regierung bedauert es von ganzem Herzen, daß sie die guten, von Ihnen allen so treu und liebevoll erwiesenen Dienste nicht länger genießen wird. Da Sie vorhaben, nach einer bei uns verbrachten Zeit der Selbstanopferung und Entbehrung wieder in Ihre Heimat zurückzukehren, so fühlt sich die Regierung gedrungen,

U allen hare groote erkentelijkheid en dankbaarheid kenbaar te maken voor al de onvermoeide zorg en liefde voor onze arme gewonden aan den dag gelegd en hen bewezen.

In den bloedigen strijd die wij hebben te vechten, waar zoovelen onzer edelste zonen door de vijandelijke kogels ons worden ontrukkt, of zwaar gewond op de slagvelden achterblijven is het eene verblijdende gedachte te weten dat edele menschevrienden daar zijn altijd gereed om smart te verlichten, pijnen te stillen en die lieflijke verpleging te geven waarmede gij onze arme burgers, slachtoffers van den oorlog, op zoo edele wijze hun lot hebt trachten te verzachten.

Uw verblijf in ons midden dat nu, helaas, ten einde spoedt zal de aangenaamste herinneringen bij ons achterlaten en nimmer zullen wij de groote diensten vergeten, die door Uwe ambulance zijn bewezen.

U, mijne vrienden allen hartelijk vaar weel, eene vorspoedige reis en een gelukkig welkom te huis toeroepende zij het mij vergund U de verzekering aan te bieden mijner bijzondere hoog achting.

Den leden van de  
Duitsche afdeeling van  
het Roode kruis, die ons  
thans staan te verlaten.

gez. F. W. Reitz  
Staatssecretaris.

Ihnen allen ihre große Erkenntlichkeit und Dankbarkeit auszusprechen für die übergroße Sorge und Liebe, die Sie für unsere armen Verwundeten an den Tag gelegt und bewiesen haben.

In dem blutigen Kampfe, den wir ausfechten müssen, in welchem so viele unserer edelsten Söhne durch die feindlichen Kugeln uns entrückt wurden oder schwererwundet auf dem Schlachtfelde blieben, ist es uns ein beglückender Gedanke, zu wissen, daß edle Menschenfreunde stets bereit waren, Schmerz zu erleichtern, Leiden zu stillen und auf so edle Weise unseren armen Bürgern, den Schlachtopfern des Krieges, liebevolle Pflege angedeihen zu lassen.

Ihr Verweilen in unserer Mitte, das nun leider sein Ende erreicht, wird die angenehmste Erinnerung bei uns hinterlassen, und niemals werden wir die großen Dienste vergessen, die Sie uns erwiesen haben.

Ihnen, meine Freunde, rufe ich allen ein herzliches Lebewohl zu, indem ich Ihnen glückliche Reise und ein frohes Willkommen zu Hause wünsche. Genehmigen Sie die Versicherung meiner besonderen Hochachtung!

An den Leiter der uns  
verlassenden Abteilung des  
Deutschen Roten Kreuzes.

f. W. Reitz  
Staatssekretär.

Sollte es uns gelungen sein, dem deutschen Namen im Auslande Ehre zu machen, so wäre es unser schönster Lohn.

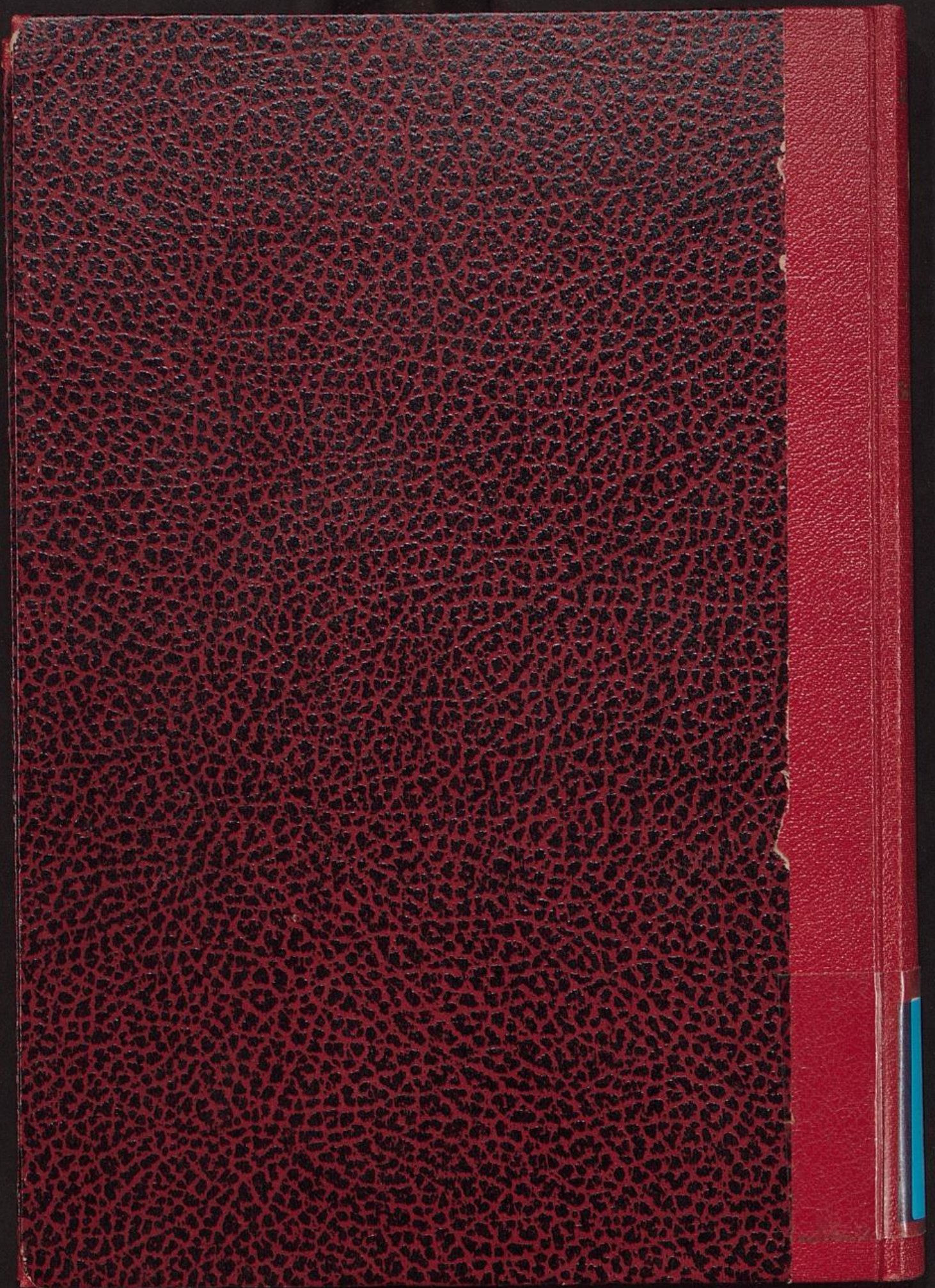




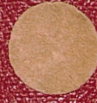
Staats- und Uni.-Bibliothek Bremen

4650 00 410 287 8





52.c.1619



Küttner



Südafrikan  
Krieg

02  
E  
9318